

Aquarell von Ernst Platz

Bruckmann aut. et. impr.

Der Pflerscher Tribulaun

# Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Hanns Barth

:: Band 53 ::

Jahrgang 1922

(M. 2 Fylg.)



München 1922 :: Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins  
Hergestellt durch F. Bruckmann A.-G. in München :: In Kommission für den Buch-  
handel bei der J. Lindauer'schen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

---

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist  
unter sagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Über-  
setzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die  
Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten

---

V. Bd. 52.

## Inhalts-Verzeichnis

	Seite
1. Dr. Gustav Müller, München: Die Berge und ihre Bedeutung für den Wiederaufbau des deutschen Volkes .....	1
2. Max Kohrer, München: Die Berge in Mythos, Kult und Dichtung der arischen Völker .....	10
3. Univ.-Prof. Dr. August Hayel, Wien: Aufgaben und Ziele der botanischen Forschung in den Alpen .....	46
4. Franz Nieberl, Ruffstein: Im Reich der Tribulaune .....	62
5. Ludwig Sinek, Wien: Von den drei höchsten Felswänden der Ostalpen .....	74
6. Dr. Alfons Rasseroler, Reutte: Neues für den Schifahrer aus den Rauderer Bergen .....	91

### Vollbilder

	Seite
1. Der Pflerscher Tribulaun. Aquarell von Ernst Plas. Autotypie von F. Brudmann U.-G. ....	Titelbild
2. Triglav-Nordwand. Gouache von Ernst Plas. Autotypie von F. Brudmann U.-G. ....	74

### Bilder im Texte

	Seite
1. Jagdritt und Opferung (Beschwörung eines Wundervogels) im Felsgebirge (indische Miniatur des 16. Jahrhunderts) .....	17
2. Tierleben im Mittelgebirge (indische Miniatur des 17. Jahrhunderts) .....	18
3. Hochgebirgslandschaft (Ausschnitt aus einer indischen Miniatur des 17. Jahrhunderts) .....	18
4. Der derzeitige Stand der botanischen Erforschung der Ostalpen. Zeichnung von A. Löber .....	53
5. In der Schlußwand des Pflerscher Tribulauns. Zeichnung von Ernst Plas .....	62
6. Der Pflerscher Tribulaun, von der Weißwandspitze. Zeichnung von Ernst Plas .....	66
7. Hochstabel-Nordwand. Zeichnung von Ernst Plas .....	83
8. Waghmann-Ostwand. Zeichnung von Ernst Plas .....	84
9. Das Piengertal. Aufnahme von A. Rasseroler .....	93
10. Am Gravelat. Aufnahme von A. Rasseroler .....	93
11. Piz Lad von Pieng. Aufnahme von A. Rasseroler .....	94
12. Von der Nordbergschöhe gegen Ganderbild. Aufnahme von A. Rasseroler .....	94
13. Schifturenkarte durch die Rauderer Berge. Zeichnung von A. Rasseroler .....	97



# Die Berge und ihre Bedeutung für den Wiederaufbau des deutschen Volkes.

Von Dr. Gustav Müller, München.

Die Bergwelt als ureigensten Gegenstand der Bergsteigerseele stelle ich in den Mittelpunkt der Betrachtung.

Wenn die Berge für den Wiederaufbau unseres Volkes etwas bedeuten sollen, dann müssen sie besondere Eigenschaften vor anderen Gebilden der Landschaft haben. Eine solche Eigenschaft steht fest.

Nie werden uns die Berge gleichgültig, nie werden sie uns langweilig, immer ist ihre Anziehungskraft die gleiche, im Sommer wie im Winter, bei Tag und Nacht, im strahlenden Höhenlicht, im Dämter des Nebels, in der Stille des Morgens und Abends, im heulenden Sturme, im tobenden Wetter. Wenn ich Empfindungen richtig beurteile, so wächst der Grad der fesselnden Kraft der Berge im Verhältnis zur Zunahme der Jahre. Mehr als in jüngeren Jahren wird in älteren Jahren jede Bergfahrt Erlebnis, gestalten sich die Stunden im Bannkreis der Berge zu weisevollen Abschnitten des Daseins.

Warum? Worin liegen Anziehungskraft und Wert der Berge und der von ihnen ausströmende Einfluß? Woher kommt es, daß selbst die Berge, die uns Grauen einflößen könnten, mit Macht uns anziehen? Wie kommt es, daß gerade unsere beste Jugend immer wieder zu den kalten, wilden, trostigen, finsternen Gefellen kommt und in der Abweisung die Einladungsempfindet? Wie kommt es denn, daß auch wir Alten im schroffen Gefels und im wirren Gletscherbruch uns wohl und glücklich fühlen?

Diese und ähnliche Fragen werden Sie alle sich schon selbst gestellt haben. Oft habe ich die Fragen guten Freunden aller Bildungsgrade und Fremden, die meine Wege kreuzten und mir für tiefere Fragen genug Interesse zu haben schienen, vorgelegt. Merkwürdigerweise erhielt ich nie eine befriedigende, mit dem Stempel der Überzeugung von ihrer Richtigkeit versehene Antwort. Wohl aber habe ich manche Phrase als Antwort gehört, meist schillerndes, zwar von Bergbegeisterung und Bergverständnis erfülltes, vor ernster und tüchler Prüfung aber verhallendes Wortgellengel.

Die Antwort, wir gehen in die Berge, weil es uns freut, war wohl die häufigste. Obwohl noch die beste, ist sie doch eine oberflächliche Antwort. Gar vieles an d e r e tun wir auch, weil es uns freut.

Oft hört man auch Antworten wie: „Die Herrlichkeit der Natur, der Kampf um ein Ziel usw. sind die Werte, die uns immer wieder zu den Bergen ziehen. Dort sind wir über all das Häßliche erhaben, das im Flachland brütet. Dort ist wahre Freiheit, Friede, Reinheit, Schönheit, Unverfälschtes.“ Alles an sich nicht unrichtig. Aber solche Werte sind auch anderswo zu finden, in schönen, einsamen Wald- und Seelandschaften, am Meere und auf dem Meere, in der Farbenglut einer üppigen südländischen Landschaft, im Paradies der Tropen usw. In allen solchen Vorzügen liegt gewiß Anziehungskraft und Wert, aber nicht die spezifische Anziehungskraft der Berge, nicht die Anziehungskraft, die den Bergen um ihrer selbst willen und gerade deshalb, weil sie Berge sind, eigen ist.

Die Anziehungskraft, die den Bergen um ihrer selbst willen eigen ist, muß in etwas anderem, in einer Besonderheit begründet sein. Diese Besonderheit zu finden, müssen wir tiefer schürfen.

Wenn ich versuche, dem Probleme näher zu kommen, so sage ich vielleicht nichts

Neues, auch nichts Unterhaltendes. Aber in einer Zeit, die wie die unsere, die Blicke so selten nach innen richtet, ist es für ernste Bergsteiger vielleicht nicht zwecklos, sich klar darüber zu werden, was uns denn eigentlich an den Bergen, von ihrer äußeren Erscheinung und der gesunden Bewegung auf ihnen abgesehen, so wertvoll ist. Befürchten Sie keine alpine Schöngesteirer. Dazu ist ein alter Bergsteiger viel zu nüchtern. Aber gerade den nachdenkenden Bergsteiger, der sich kein X für ein U vormachen läßt, drängt es, hinter das Geheimnis der Berge zu kommen.

Haben sich doch auch die Besten der Bergsteiger mit den aufgeworfenen Fragen beschäftigt. Hermann von Barth, Ffigmondy, Purtscheller u. a. Ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren, sondern mich gleich an einen der Genannten, an Purtscheller, halten. Er sagt: „Immer mehr und mehr gestalten sich die Alpen zu einem großen Erholungs- und Pilgerfahrtsziele der modernen europäischen Welt. Auf den Bergen erhebt sich der Geist zu dem Unendlichen, Unwandelbaren, ewig Schönen und Großen; sie wirken auf die Jugend belehrend, auf den Mann weltversöhnend, auf den Geist tröstend und neubelebend. Der Alpinismus kann uns mehr als alle Weisheit und alles Gold der Welt eines geben: Gesundheit und Lebensfreude, Kraft und körperliche Wiedergeburt, Liebe zur Natur und Menschheit, Ausdauer und Seelenstärke im Kampfe mit Schwierigkeiten.“ Der selbige Purtscheller nehme es mir nicht übel, sein Ausspruch, gewiß die Frucht reifer Überlegung und eines goldenen Bergsteigerherzens, ist ein Gemenge von Richtigem und Unrichtigem, ein Suchen und Lassen, eine starke Verwechslung von Ursache und Wirkung, keine Herauslösung des Kernes.

Belehrung der Jugend, Neubelebung des Geistes, Gesundheit und Lebensfreude, Kraft, Ausdauer und Seelenstärke im Kampfe mit Schwierigkeiten können nur Folgeerscheinungen, nicht Ursache des Einflusses der Berge sein. Körperliche Wiedergeburt als Wert der Berge aufzufassen, ist ein gegen die Naturgesetze verstoßender Fehler. Die Liebe zur Menschheit als Wert der Berge zu betrachten, ist mehr als fragwürdig und sicher löst sich das Problem der Weltversöhnung nicht in den Bergen. Aber ein Satz aus Purtschellers Worten läßt sich nicht zerpfücken, nämlich der Satz: „Auf den Bergen erhebt sich der Geist zu dem Unendlichen, Unwandelbaren, zu dem ewig Schönen und Großen.“

Mit Purtscheller sehe ich ein bei der Tatsache, daß die Alpen zu einem großen Erholungs- und Pilgerfahrtsziele der modernen europäischen Welt geworden sind. Bergsteiger, die Großstadtkinder sind, sagen oft: „Wir fliehen in die Berge.“ Was bedeutet das?

Zunächst tritt ein Gegensatz hervor. Der Typ des Menschen in der sogenannten Kulturwelt ist überintelligent, ist seelenlos geworden. Innerlichkeit und Hingabe an das Edle um des Edlen willen sind ihm verloren gegangen. Nur auf materielle Erfolge bedacht, besitzt er im Grunde nur eine auf das Praktische, Materielle, Äußerliche gerichtete Einbildungskraft. Er ist ein seelisch traditionsloses, irreligiöses und deshalb auch seelisch unfruchtbares, anorganisches, anarchisches Wesen geworden. Intelligenz ist sein Gepräge, auf andere Gehalte legt er kein Gewicht. Die Ehrfurcht vor dem Organischen, vor dem Gewordenen, ja sogar die Ehrfurcht vor dem Sein und noch mehr die Ehrfurcht vor der Zukunft, hat dem Respekt vor der überlegenen Intelligenz und vor dem, was mit dieser vermeintlich zu schaffen wäre, Platz gemacht. Eine wissenschaftliche menschliche Irreligion, die Religion des Geistes, die das nicht ist, was sie sich nennt, ja sich selbst verneint, hat die transzendente Religion des Herzens verdrängt. Die Ideale der platonischen und in Parallele mit ihnen die der kantischen Zeit, galten einem höheren Menschentume, einem Menschentume, das sich über Menschentum erheben wollte, die Ideale der Gegenwart, wenn sie solchen Namen verdienen, gelten dem Vorteile, dem wirtschaft-

lichen und sinnlichen Menschentume, einem Menschentume, das wie der Marxismus einerseits, der Kapitalismus andererseits Menschen und Menschenkraft als Ware behandelt, in einem Menschentum, das sich über Menschentum nicht erheben will und mit dem Gifte selbstgefälliger Weisheit alles überschüttet, was Streben nach Höherem als Menschlichem bedeuten könnte. Die Flachheit und Sensationslust der Besucher des römischen Zirkus sind in der Flachheit und Sensationslust der Kinobesucher wieder erstanden. Intelligenz, Logik der Wissenschaft, Plattheiten des Sports, auch des Bergsports und namentlich des Schisports, der Kunst und des Empfindens, Realismus und Materialismus, sind an die Stelle seelischer Werte getreten. Wir Bergsteiger aber empfinden, daß diesem Menschentyp von heute fehlt, was er zeitweise bald besaß, bald verlor und doch immer besitzen könnte. Unsere Herzen drängen dahin, wo die Moderbläse einer faulenden Kultur den Erdenraum noch nicht verflänkern, wo wir dem Gemüte, der Ethik, dem Herzen, kurz der Seele gönnen können, was ihr gebührt. Der Ekel vor der Hohlheit, Ode und Leere der Zivilisation läßt uns fliehen. Wir wollen Seelenmenschen, wir wollen wirkliche Menschen sein.

Wir suchen keine materiellen Erfolge, keine Erfolge der Intelligenz und der wissenschaftlichen Überweisheit, nicht Erfolge des Ehrgeizes, nicht Trompetentusch sportlicher Preisverteilung, keine Sinnlichkeit, kurz keine Ziele und Erfolge materieller Art. Wir wollen Innerlichkeit, Tiefe, Ethik, Herz, Gemüt, Ideale. Wir suchen Freiland für unsere Seele in den Bergen.

Nun beweist unser Fliehen in die Berge zunächst nicht mehr und nicht weniger, als daß wir Grund zur Flucht zu haben glauben, nicht aber auch ohne weiteres, daß unserer Hoffnung dort, wohin wir fliehen, Erfüllung wird. Die Wirklichkeit aber, daß wir in den Bergen uns wohl fühlen, beweist die Tatsache, daß die Berge unserer Seele die Nahrung bieten, nach der sie verlangt und die sie braucht.

Nur dort, wo Seelisches, wo Seelennahrung vorhanden ist, wo der Seele Verwandtes, der Seele Heimatliches sich findet, nur dort kann die Seele sich wohl und zu Hause fühlen, sich entfalten und sich gesund fühlen. Seelisches Behagen kann nur dort sein, wo Seelenfremdes nicht ist. Es muß also in den Bergen ein Schatz seelischer Kräfte zu finden sein, den wir suchen.

Die Frage: „Was ist Seele und Seelenwesenheit?“ mag eine für uns niemals restlos zu lösende Frage sein. Teilweise aber können wir sie lösen. Und das genügt für den Versuch, den Urgrund der Anziehungskraft der Berge und ihres Einflusses auf uns festzustellen. Zum Wesen der Seele gehört Loslösung vom Räumlichen und Zeitlichen, Loslösung vom Materiellen im Sinne feiner Durchgeistigung und Befeehlung, jedenfalls räumliche und zeitliche Unbegrenztheit, aber auch Unbegrenztheit organischer Eigenkraft nach Entstehung, Ergänzung und Ausstrahlung in dynamischer und dimensionaler Hinsicht, Raumlosigkeit, Endlosigkeit, Unwandelbarkeit, ein Sein und Wirken ohne Anfang und ohne Ende, d. i. Ewigkeit, Begriffe, die wir trotz aller natürlichen Sehnsucht nach ihrem Wesen nur ahnen, nicht empirisch feststellen können.

In den Bergen aber finden und empfinden wir ihre Veranschaulichung und Existenz.

Der Blick von Bergeshöhe fällt ins Unbegrenzte. Er fällt ins Unbegrenzte bei schönem und bei schlechtem Wetter. Bei Sonnenschein streift er ungehemmt über das Land, über das Gewoge der Gipfel, endlos, ohne Grenzen, in Fernen ohne Ende. Vergönnt uns das Geschick, auf Bergeshöhe über einem Nebelmeer zu stehen, so ist es der Eindruck des Grenzenlosen, der uns beglückt. Unendlichkeit ist es, in die das Auge sich verliert. Bei Dunst und Nebel ist es nicht anders. Mag der Blick auch noch so scharf in die Nebelschwaden sich hineinbohren, er findet keinen Halt,



keine Grenze. In diesem Falle nicht Ferne, sondern Nähe ohne Ende. Unendlichkeit auch hier.

Und wie steht es mit der Zeit? Betrachten wir das Gebirge in seinen Höhen, Tiefen und Formen, in seinem Felsgerüste, seinen Rämmen, Firnen, Gletschern, Moränen, in seinen Hochflächen und Falten. Dann schwindet die Zeit ins Unzeitliche. Tausend Jahre sind wirklich wie ein Tag und Tausende von Jahren keine messenswerten oder meßbaren Dimensionen mehr. Unsere Zeitlichkeit verliert den Charakter der Zeit. Im unabhsehbaren, im unmeßbaren, im ewigen Strome der Zeiten ist sie untergegangen. Die Unmeßbarkeit der Zeiten verdrängt die Berechtigung der Vorstellung von der Meßbarkeit des uns gespannten Zeitraums. Auch er verliert sich ins Unzeitliche, ins Ewige.

Räumliche Unendlichkeit und zeitliche Unendlichkeit sind zweifellos äußerliche, sozusagen formale Bestandteile der Ewigkeit. Materieell kann Ewigkeitswesen nur sein ein Sein und Wirken ohne Anfang und ohne Ende, ein unerschöpflicher, ununterbrochen strömender Kraftstrom, ein unaufhörliches Erzeugen, ein Sich-Formen, ein Umformen von Kraft durch Kraft in Kraft, Kraft und wieder Kraft, ein Werden, ein Vergehen und ein Wiederwerden ohne Ende. Endlosigkeit der Kraftentwicklung und Kraftbewegung. Auch diese Tatsache des Seins einer Urkraft ohne Anfang, ohne Ende, ohne Grenzen ihrer Maße, wird in den Bergen unseren Sinnen bewußt. Wir sehen vor unserem geistigen Auge die gewaltigen Bergriesen sich emporbäumen und wieder zusammenstürzen, wir sehen sie sich übereinanderschleiben und sich zermalmen, wir empfinden den Sturz der Lawinen, den Steinschlag, das Riefeln des Schuttkorns, das Poltern des Bergbaches, das Tosen des Sturmes als Teilkräfte einer unendlichen Urkraft. Unsere Sinne erfassen die Ewigkeitsmaße dieser Urkraft.

Diese Urkraft ist allgewaltig. Und gewaltig über die irdischen Maße und Meßbarkeiten hinaus ist in den Bergen alles, was unsere Sinne trifft. Hier offenbart sich grenzenlose Urkraft, entfesselt und gebannt in Erscheinungen und Formen ohne Zahl. Auch das Kleinste in der Bergwelt ist vielfach gewaltig. Gewaltig ist das Emporauchen der Gipfel aus der Erdkruste, der Aufbau der Bergschichten, ihre Verwerfung und Zerstörung, gewaltig ist die Ordnung, das zwangsläufige, in seinen Arten tausendfältige Abspulen der Kräfte in dem scheinbaren Chaos der Kraft. Gewaltig ist die linienmäßige Entwicklung des Aufbaues und der Vernichtung und des darin schon begonnenen Wiederaufbaues, die periodische Wiederkehr der Vorgänge in der Werkstätte der Bergwelt, die für uns unberechenbare, in ihren Ergebnissen aber doch bestimmte und sichere Stelsetzung der Kraftergebnisse. Gewaltig sind nicht nur der sichtbare Bergsturz, der Abbruch eines Gletschers, der Einsturz eines Grates oder einer Wand, gewaltig sind nicht nur die Eis- und Schuttströme in ihrer dem Auge nicht unmittelbar erkennbaren unwiderstehlichen Gewalt, nicht minder gewaltig in den Verhältnissen der Art ist es, wenn die zierliche, feingezackte Goldanelle durch Schnee und Eis sich bohrt, den Bergfrühling einzuläuten, gewaltig nenne ich auch den Bau und das Gefunkel des Eiskristalls, gewaltig nenne ich den Kampf der Bergflora gegen Eis und Schutt, Sturm, Wasser und Hitze, gewaltig ist die bizarre und doch gesetzmäßige Architektur der Formen im großen wie im Kleinen, gewaltig ist die Kraft der schaffenden Kräfte im Wasser, Wind, Schnee und Eis. Nichts ist kleinlich, armselig oder erbärmlich. Überall und in allem zieht uns die nicht meßbare, nicht endende, unerschöpflich wirkende Allgewalt der Urkraft, die die Berge beherrscht, in ihren Bann.

Faßt man nun den Gesamteindruck des scheinbar Unbegrenzten im Raume, der Unmeßbarkeit der Zeit und ihrer Verwandlung ins Unzeitliche, die Allgewalt der Urkraft ohne Anfang und

ohne Ende zusammen, so verbindet sich dieser Gesamteindruck an sich schon zu einer greifbaren Veranschaulichung des Unendlichen, des Ewigen, des Erhabenen.

Diese Veranschaulichung des Ewigen und Allgewaltigen wird eindringlich verstärkt und vertieft durch die Macht der Unwandelbarkeit der Urkraft, die aus ihr selbst fühlbar wird. Das, was wir aus den Bergen und aus ihrem Wesen herausempfinden, das war in seinem Kerne immer so und wird immer so bleiben. Die äußeren Erscheinungen und Veränderungen, hervorgerufen durch die Auswirkungen der Urkraft ohne Anfang, ohne Ende, spielen keine Rolle. Selbst Revolutionen in der Bergwelt, von ganz anderer Gewalt und Bedeutung als Revolutionen der Menschlein, sind keine Veränderungen des Bestandes. Wir spüren es deutlich: nur die Formen wechseln. Der Inhalt jener stetig bauenden, stetig vernichtenden, unaufhörlich und unaufhaltsam wirkenden Kraft bleibt unwandelbar der gleiche. Unwandelbar bleibt die gleiche Kraft, ob sie die Berge schafft oder zertrümmert, unermesslich, unerforschlich, unergründlich. In der Unwandelbarkeit des Ewigen wird, Goethe hat es empfunden, das Irdische zum Gleichnis. Das Ewige selbst duldet keine Veränderung seines Inhalts und keinen Irrtum. Menschenwitz mag seine Fähnchen der Weisheit ruhig flattern lassen, die ewige Größe berührt das nicht.

Nirgends tritt uns sowie in den Bergen grenzenlose, über alle unsere Maße hinausragende Größe mit reiflicher Unentrinnbarkeit des Eindrucks entgegen. In Riesennähen türmen sich die Berge in Quadern, Pfeilern, Mauern, Höhen, Tiefen und Breiten zu maßloser Größe. Im Vergleiche zu ihr ist alles, Größe nachaffen des Menschenwert nur zwerghaftes Machwerk. Auch dem Meere ist dieser Größe verwandte Größe. An der Meeresgröße ist aber nur die unendliche Weite und Breite das Padende und Ergreifende; in den Bergen ist auch die himmelanstrebende Masse, das aufbaumende Empor das, was uns die Linien des Ewigen erkennen läßt. Gerade in den gewaltigsten und trögigsten Berggestalten wohnt der Inbegriff unnahbarer Größe.

Solche Erkenntnis und solches Empfinden könnte, gemessen an unserer Kleinheit, Machtlosigkeit und Bedeutungslosigkeit, niederdrückend sein. Gleichwohl ist Bergwandern erhebend, denn es schenkt uns die Gabe, wahre Größe zu erkennen, und die Sehnsucht, sie in uns aufzunehmen und in ihr aufzugehen. Das Ergebnis ist frei von allen Gewinnen, frei von allen Schläden eines selbstsüchtigen, mißlaunigen, schlechten Willens, obwohl ins Irdische gestellt, weit über dessen Grenzen hinausweisend, erhebend und Kraft spendend.

In der über die Grenzen des Irdischen hinausführenden Veranschaulichung des Ewigen, offenen Sinnen erschlossen, durch die Unmittelbarkeit des Eindrucks unwandelbarer, nach Auswirkungen und Mäßen unbegrenzter Urkraft liegt die besondere Anziehungskraft der Berge. Das ist der Schatz der Berge. Auf Bergesinnen und im Gefels horstet die Ahnung von ewiger, weit über Menschendaseinsgrenzen hinausgreifender Größe. Was Goethes Geist in letzter Stunde verlangte: „Mehr Licht!“, die Berge geben es uns, sie heben uns empor ins Licht.

Den Bergsteiger, der seine Seele mit sich führt, zwingt das Bewußtwerden von dem Ewigen, Grenzenlosen, Unzeitlichen, Allgewaltigen und Unwandelbaren zu dessen Erkenntnis. Das sich Klarzumachen, ist heute von unschätzbarem Vorteile. Denn solche Erkenntnis bedeutet richtige Einschätzung des eigenen Ichs, bedeutet Mißachtung des Vergänglichen, Wertlosen und Nichtigen, bedeutet Anerkennung des Rechtes der Seele und der Werte, die für Bestand und Pflege von Idealen unent-

behrlich sind, verbürgt richtige Einstellung des Menschentums und seiner Gemeinschaften, bedeutet Befreiung von den Ketten des Egoismus und des Materialismus.

Nicht ist Grund, sondern Folge des Einflusses der Berge auf uns die wohlthätige Wirkung auf unsere Seele. Nicht nur, daß sie sich unter dem Eindrucke des Ewigen, Unendlichen, Unermesslichen, Unwandelbaren und Urkraftstrosenden aufrichtet und erhebt, stärkt und stützt, befriedigt von dem Gefühl werdender Erfüllung ihres bewußten oder unbewußten Sehns, sie kann den läuternden Einflüssen, die aus der schlackenlosen Veranschaulichung des Ewigen sich ergeben, nicht widerstehen. In den Bergen, unter dem unmittelbaren Eindruck der ewigen, von irdischen Mängeln reinen Allmacht erheben auch wir uns über das Gemeine, Niedrige, Kleine und Schwache oder fangen doch an, eine solche Erhebung zu wollen.

Schönheit, Reinheit und Adel der Natur zu erwähnen, will ich unterlassen. In den Bergen ist Erhöhtes. Hier ist Entfesselung der Seele, hier ist Freiheit, aber nicht Freiheit im Sinne läppischer, unwahrer Phrasen eines krank und toll gewordenen Volkes, nicht Freiheit im Sinne der Zügellosigkeit, des anmaßenden Sichüberhebens über die Grenzen des eigenen Könnens, über die Gesetze des Anstandes und der guten Sitte, im Sinne von Nichtachtung und Mißachtung und Schrankenlosigkeit in der Erreichung eigener Vorteile, sondern Freiheit im Sinne der Schrankenlosigkeit in der Annäherung an das Ewige, Reinste und Edelste, der ungehemmten Einfühlung und Einfügung in die Majestät der Weltordnung, Freiheit der in ihrer Übereinstimmung mit der Urkraft erkannten und deshalb freigewollten Einordnung in das Wirken und Getriebe, ja in das Sein der Urkraft.

Grenzenlosigkeit des Raumes, Unmeßbarkeit der Zeit, Allgewalt, Anerschöpflichkeit und Unwandelbarkeit der Urkraft lassen menschliche Größe zur unscheinbaren Geringsfügigkeit zusammenschrumpfen. Auch in dieser Hinsicht ein Sichverlieren ins Bodenlose, ins Grenzenlose. Menschliche Größe wird zum Weltallatom. Die Erkenntnis der mikrokosmischen Winzigkeit unser selbst löst die Unterschiede der Stellung, des Besitzes, des Wissens, des Alters, der Selbstschätzung. Sie verfließen in der Deutlichkeit des Bewußtseins, daß das Ich nur eine Größe von 0,000 ist und daß ich = du = er ist. Was du empfindest, empfindet auch dein Begleiter. Die Seelen werden hochgestimmt, reine Töne klingen in ihnen und rein klingen sie zusammen. Unbewußt treten die Seelen aus ihrer Verschleierung hervor und finden sich in dem gemeinsamen Hochgefühle des Edlen, Reinen und Erhabenen, des Majestätischen und Überweltlichen. Ob wir wollen oder nicht, wir beten gemeinsam an und fühlen uns eins. Zurückgetreten sind alle die Abstände, das Trennende schwindet, die Macht der Eindrücke hobelt uns unwiderstehlich gleich, sie drückt uns den gleichen Stempel der Ehrfurcht vor dem Allgewaltigen, Göttlichen und Hehren auf, wir nähern uns der Gleichheit der Bestimmung. So entsteht eine geistige, eine sittliche und seelische Verwandtschaft, die Bergfreundschaft. Wer den Freund nicht findet in den Bergen, der ist kein wahrer Bergsteiger. Diese Art der Erfassung unserer Seele in den Bergen schafft Kameraden. Was das in unserer Seelennot bedeutet, ist ohne Worte klar.

Wir Bergsteiger lernen uns bescheiden und gerade darin liegt für uns viel Bergsteigerfreude. Eine wieder einmal modern gewordene Krankheit der Menschheit mit sogenannter Kultur ist die, daß Menschendünkel sich aufbaut gegen Ewigkeit und Allkraft, die in unumstößlichen Gesetzen sich gebunden hat. Nur Menschen ohne Geist wollen Menschengestalt der Ur- und Allkraft gegenüberstellen. Sie, die mit dem kleinen Erdball durch unbegreifliche Fer-

nen gerissen werden, sie, deren materielle Urform doch nicht mehr ist als eine Handvoll Staub, sie, die am Nachthimmel doch sehen, wie Milliarden von Welten in festgefügten Bahnen Jahrtausend für Jahrtausend sich bewegen, sie glauben immer noch und immer wieder, ihre Bahn und obendrein noch die Bahnen anderer eigensinnig gestalten zu können. Uns Bergsteiger belehren die Berge eines anderen. Es ist eine leichte Art, sich den Bergen mit dem so oft beliebten, überhebenden, ästhetischen Behagen zu nahen oder mit keinem tieferen Gefühle als dem, ein schönes Schaustück zu gensehen, oder mit den Kleinlichen Eitelkeiten des Sports oder jenem marabugehirnartigen Wissenwollen, das doch nicht einmal durch die dünne Erdkruste bringt. Es ist tiefe Art, sich den Bergen mit Demut gegenüber der Allmacht zu nahen, mit Seele ihre Häupter zu betreten und, wie die Bergpflanze, die sich dem Wechsel ihrer Lebensbedingungen anpaßt, sich in das rechte Maß der Nähe zu finden. Das ist die Sprache und die Philosophie der Berge. Hier endet die Unrast, hier stirbt der Egoismus und hier beginnt die Ruhe. Wer erkennt, daß die Urkraft uns in Grenzen gebannt hat, daß sie in ihrer majestätischen Ruhe verharrt, wenn ihr Geschöpf über seine Grenzen springen will, dem wird der in der Anpassung an das Sein gelegene Lohn, die Seelenruhe zuteil. Darin liegt das Wonnegefühl des Bergfriedens, des seelischen Gleichgewichts, der Übereinstimmung mit der Umwelt, die aus der gleichen Urkraft stammt, der seelischen Erholung und Erstarkung begründet.

Damit beständige ich aber durchaus nicht die Nichtigkeit des so oft gehörten Sages: „Auf den Bergen wohnt der Friede.“ Wer daran glauben wollte, verstünde die Wahrheiten, die uns die Berge verkünden, nicht. Die Urkraft in immer andauernder Auswirkung ist das Charakteristikum der Berge. Nichts nimmt Sinne und Seele des Bergsteigers so sehr in Anspruch, als das zum Wissen gesteigerte Gefühl, mitten in der Werkstätte der Urkraft zu stehen. Diese Urkraftauswirkung ist aber das Gegenteil von Frieden, ist Kampf. Kampf ist überall in den Bergen. Es kämpft der schäumende Bergbach, es kämpft der Eisstrom mit dem Fels, es kämpft die zarteste Pflanze um ihr Sein. Das Wesen der Bergwelt ist Kampf. Das Wesen der scheinbar leblosen Materie der Flora, der Fauna in den Bergen, immer ist es Kampf. Auch wir Bergsteiger können uns ihm nicht entziehen, wir sollen und wollen es nicht. Wir suchen den Kampf und freuen uns, ihn in den Bergen zu finden. Nur die Einfügung in das Naturgesetz des Kampfes ist Einfügung in das, was ist, und nur die Abkehr vom Gegenteil gewährt Befriedigung der Seele. Mag es dem Menschenhirn richtig erscheinen oder nicht: Schreie, wie „weg mit dem Kampf!, nie wieder Kampf!“ verhalten in der Unwiderstehlichkeit der Naturgesetze. Das Echo ist Kampf bis zu der Tragikomödie, daß der von der Zivilisation aufgeweihte Mensch, der sich auf seine Entdeckung, daß es auch ohne Kampf gehen müsse, so viel einbildet, den Kampf gegen den Kampf aufnehmen muß. Uns Bergsteigern lehrt die Bergwelt ein anderes. Wir nehmen die Dinge, wie sie sind, wie sie aus dem ewigen Strome der Urkraft austauschen und ver-tauschen. Wir lernen aus den ergreifenden Beispielen selbst bei der einfachsten Bergfahrt und noch mehr aus dem Ringen um das Ziel einer ernstern, vom Kampf getragenen Bergfahrt. Seht nur z. B. hin auf die Latschen. Sie kämpfen und kämpfen, solange sie sind. Sie lassen sich nicht verdrängen, sie trotzen dem Stein-schlag, dem Geröllstrom, dem Schneedruck, dem Sturm und Frost. Ihre im Kampf gestählte Phalang schiebt sich mit Zähigkeit empor, taucht immer wieder auf aus Geröll und Lawinen. Hätte unser Volk nur wenig von der Zähigkeit, der Kampfgeduld und der Kampfkraft der alpinen Pflanzenwelt, es stünde anders mit ihm und nichts hätte es beugen können. Es gab den Kampf auf. Die Weltordnung aber gibt gerechten Lohn. Wir Bergsteiger wollen nichts anderes, als den Gesetzen der Urkraft entsprechend sein. Der Kampf ist

auch unser Element und, weil wir uns nicht scheuen, dies anzuerkennen und darnach zu handeln, Kraft und Tat und Kampf wollen, deshalb stellt sich das Ergebnis der Übereinstimmung mit der schöpferischen Urkraft, die Befriedigung, die Freude am S i n n g e m ä ß e n S e i n von selber ein. Diese Gabe der Berge ist Kraft zu Kampf und Sieg, ist Kraft zur Überwindung aller Hindernisse, die einem gutgewollten Ziele sich entgegenstellen.

Die oft gehörten Phrasen über den Kampf, Stahlbad des Krieges usw. mache ich mir nicht zu eigen. Aber an der Erkenntnis, daß der Kampf eine Notwendigkeit ist, kann kein Bergsteiger, der klare und furchtlose Sinne und gesundes Mark in den Knochen hat, vorübergehen. Er nimmt das Kampfsprinzip auf Schritt und Tritt wahr. Er sieht, daß alles, was nicht kämpft, nicht mehr zu kämpfen gewillt oder nicht dazu imstande ist, nach einem starren und unabänderlichen Geseze zugrunde gehen muß. Nichtkämpfen ist Untergang! Nicht im Behagen des mühelosen oder feige dem Kampfe ausweichenden Genusses, sondern nur in der Mühe und Spannung des Kampfes wird jedes Wesen seiner Bestimmung, seines Zwecks und seiner Kräfte inne und seiner Bestimmung gerecht. Behagen des Genusses ist nur Lohn nach bestandnem Kampf. Nirgends ist mir in den Erscheinungen des Lebens Kants Gebot: „Tu, was du sollst, weil du sollst“ so deutlich zu Bewußtsein gekommen, wie in den Bergen. Hier tritt es in seiner herben, fast schaurigen und doch unwiderstehlich anziehenden Kraft hervor. Kämpfe, weil du sollst, erkämpfe, was du sollst! Nach diesem Geseze lebt die Bergpflanze, leben die einfachen Bewohner und die Tiere der Berge. Diesem Geseze ist die Entwicklung aller Dinge in den Bergen unterworfen. Lust oder Anlust, Leid oder Freud, Können oder Nichtkönnen, Wollen oder Nichtwollen, kommen hier letzten Endes nicht in Frage. Nur müssen, weil es sein soll, ist hier das Entscheidende. Das ist das eiserne Weltgesez, das in den Bergen zu lesen ist. Für mit Willen ausgestattete Wesen lautet es: „Tu, was du sollst“ und „du sollst kämpfen mit dir selbst und allem, was sich dir entgegenstellt“. „Tu deine Pflicht!“ Wer mit der Seele auf die Berge steigt, dem raunen sie zu: Die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuß zu schaffen, sie ist der Lebenszweck selbst; darum tu deine Pflicht! So viel Schönes uns die Berge spenden, so scharf trennen sie Ernst und Nüchternheit. Sie rufen und stählen zu erstem und hartem Kampf mit ihnen, mit uns und der Umwelt.

So werfen die Berge dem Nachsinnenden gesunde Früchte in den Schoß, spenden Kraft der Seele, reichlich genug, ein krankes Volk zu ertüchtigen.

Zurückgekehrt zur Pflicht des Alltags, taucht vor dem inneren Auge des Bergsteigers aus der Erinnerung der Berg auf, bald gepanzert mit Firn und Eis, bald gekrönt mit Türmen und Zinnen, bald umflutet vom Blau eines strahlenden Himmels, bald umzudt von Blüten und umtanzt von Rebelschwaden, bald in der Märchenpracht des Winters, bald im Blumenschmud des Frühlings, bald in den bunten Farben des Herbstes, immer als die hohe Warte, von der aus über die Welt hin aus der Blick ins Ewige, ins Unendliche, ins Überweltliche sich öffnet. Wem solcher Blick als uneigennütiger Lohn für Mühe, Kampf und Entbehrung genügt, der hat das Zeug zu einem tüchtigen Manne.

Das kleine Griechenland beherbergte ein großes und unüberwindliches Volk, solange der Ölweig als höchster Lohn des Sieges galt. Nur dann, wenn Deutschlands Volk und vor allem Deutschlands Jugend den Kampf als eiserne Weltgesez anerkennt und für die Erfüllung seiner Pflicht in Kampf, Not und Gefahr keinen anderen Lohn verlangt als das Bewußtsein, dem, was es soll, gemäß gehandelt zu haben, nur dann werden wir Deutschen uns wieder ein großes Volk nennen dürfen und unbesiegbar sein. Dazu können

die Berge uns wertvolle Werte liefern. Die Hoffnung kann ich nicht aufgeben, denn noch gibt es Kerle unter uns, die für Mühe und Gefahr keinen anderen Lohn begehren, als einen Blick von Bergeshöhe, ins heilige Licht, hinüber ins Überweltliche, ins Ewige, empor zum Spender dieser Werke.

Sa, in den Bergen thronen noch die Ideale. Dort ist Erkenntnis der Bedeutungslosigkeit des eigenen Ichs. Dort paaren sich Demut und Mut, dort straffen sich Sinn und Trachten zum unbeugsamen Willen, dort lernt sich herbes Mühen und Ausbarren im Kampf, dort erhebt sich das Herz frei von Angelerntem, von Scheinheiligkeit und Gewohnheit, zum Gebet, dort verlieren sich im Zauber des Ewigen die Schauer vor ihm, dort sind Seele und Kraft, dort gilt nur der Wert um seiner selbst willen, nicht die Maske, dort ist das Land des uneigennütigen Kampfes, dort lodert das Feuer der Liebe zur Heimat.

Aus diesen Schätzen, Altdeutschland, hole dir Willen, Mut und Kraft zum Kampf um dein Sein, dort, Jungdeutschland, stähle Arme, Sinne und Willen, nähre deine Seele und schmiede deine Wehr!

## Die Berge in Mythos, Kult und Dichtung der arischen Inder.

Eine Studie von Max Rohrer, München.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß in den Literaturen Europas bis zu Hallers Zeiten blutwenig von den Bergen zu lesen ist. Sie gelten als „fürchterlich“, unwirtlich und menschenfeindlich und bleiben selbst in Dichtungen und Tatberichten, welche in Gebirgsländern sich abwickeln, ein fast nie deutlich gezeichneter Hintergrund. Auch im Schrifttum der übrigen Erdteile und ihrer Völker finden wir selten eine Schilderung oder auch nur Erwähnung des Gebirges; nur der Naturfremde der Japaner ergötzt sich ziemlich oft in kleinen Liedern an den Reizen hüggeligen Geländes oder des unermüßlich gepriesenen Fuschl-Jamas. Nicht seltener, aber weniger von der ästhetischen Seite betrachteten die Dichter Chinas Hügel und Hochgebirge; ihnen sind diese Gegenden Orte der Verbannung und Sehnsucht, der Körper- und Seelenqualen oder einsamer Beschaulichkeit<sup>1)</sup>. Immerhin ist manches Lied dieser Ostasiaten erfüllt von einer Andacht vor den Bergen, welche wir modernen Alpinisten wie Gefühle unseres eigenen Herzens mitzuempfinden vermögen.

Aber die „alpine Literatur“ der Chinesen und Japaner ist doch nur geringfügig im Vergleich mit derjenigen der arischen Inder, welche an Umfang wohl ebenso stark sein mag wie die aller anderen Völker der Welt (bis ins 18. Jahrhundert) zusammengekommen. Der folgende Versuch, einen Einblick in die vielseitige, leider recht wenig indische Bergliteratur zu geben, verdankt daher sein Entstehen nicht einem Zufalle, wie etwa der Aktualität, welche alles Indische heute genießt, da der Politiker und der politische Kannegießer ebenso gerne nach dem Wunderlande schielen, wie der moderne Philosoph, Theosoph, Okkultist oder der — Kinoregisseur, der mit Vorliebe moderne Bajaderen in einem Pseudo-Orient den Nabel als Brosche zeigen läßt, in einer Zeit endlich, welche für Lagore schwärmt, in dem der Ozean indischen Denkens und Dichtens zu einem klaren, aber seichten kleinen See geworden ist. Unsere Betrachtung hat ihren hinreichenden Grund in dem einen Umstand, daß bis zum Erwachen des modernen Alpinismus das Gebirge nirgends im Leben und Dichten eines Volkes eine auch nur annähernd so große Rolle gespielt hat wie bei den arischen Indern<sup>2)</sup>.

Von den Iranlern sich abspaltend, kamen Ariergruppen als die ersten „Inder“ zunächst an den oberen Indus und ins Pendschab, wo sie zur Entstehungszeit ihres ältesten Literaturdenkmals, des Rig-Weäda — vielleicht 1500 Jahre v. Chr. — in Dörfern saßen. Ein kräftiges Naturvolk, noch vom Hochlandklima des nordwestlichen Stammlandes gehärdet, Naturgottheiten dienend — nicht unähnlich den Menschen der Edda —, zeigen sie schon im Rig-Weäda Spuren einer Anpassung an die neue Erde, die ihnen, indem sie ostwärts und südwärts vordringen, allmählich die Haupteigenschaften des Indertums gibt. Der Jadschur-Weäda, der etwa 1000 — 800 v. Chr. entstanden sein mag, spiegelt den Übergang nach den Zuständen hin, die namentlich die großen Epen, Mahābhārata und Rāmājāna, vielleicht 500 Jahre v. Chr. als fertig gegeben zeigen.

<sup>1)</sup> Eine Sammlung japanischer und chinesischer Berglyrik veröffentlichte ich in Heft 3, 5 u. f. der „Deutschen Alpenzeitung“ 1920.

<sup>2)</sup> Ältere Abhandlungen über das vorliegende Thema sind: Michael Haberlandt: „Indischer Bergkultus“ (in „Der Altindische Geist“, Leipzig 1887) und E. W. Hopkins, „Mythological Aspects of Trees and Mountains in the Great Epic“ („Journal of the American Oriental Society“, 30. Jahrgang). — Einen umfangreichen Nachweis aller übrigen von mir denühten Werte und Übersezungen zu geben, dürfte sich hier wohl erübrigen. Die wichtigsten Hinweise finden sich bei größeren Zitaten jeweils im Text.

Körperlich erschlasst durch das Klima, durch das bequeme Leben im reichen Lande, dessen Ureinwohner leicht besiegt oder zum Teil auch aufgenommen waren, entwickelten sich die Indier zum weichen *Hinduvölke* der Dulder, Getübler, Phantasten und Afteten. Schon der *Jadschur-Wéda* zeigt das Heranwachsen der Brähmanenmacht, die Bildung der Kasten, und — mit dem neuen Glauben an die Seelenwanderung — den Opfer- und Büßerwahn, die Neigung zum Einsiedlerwesen. Die unentwerrbare Phantastik der indischen Mythologie wuchert aufspiggte, die drei edlen Hauptgestalten des *Rig-Wéda* (*Agni*, *Indra*, *Varuna*) treten mehr und mehr zurück hinter einem Riesenheer von phantastischen Wesen, deren drei größte *Wischnu*, *Schiwa* und der problematische *Brähma* sind. Während die alte Religion sich in den fast allmächtigen Priesterhänden bergestalt wandelt, entwickelt sich gleichzeitig der Buddhismus, welcher nach mehr als tausendjährigem Kampfe in Indien wieder vor dem Brähmanismus weichen muß. Dagegen hat sich die gleichalte Schwestersekte der *Buddhisten*, nämlich der *Dschainismus*, bis in unsere Tage erhalten. Die äußere Entwicklung des Volkes, die Ablösung bzw. Unterjochung von *Hindukönigen* unter mohammedanische und dann unter englische Herrschaft ist bekannt; die geistige Entwicklung und religiöse Kultur werden wir in den folgenden Ausführungen des öfteren streifen.

Schon von *Iranien* herüber haben die Indier neben dem Glauben an die großen — Sonne, Mond, Sturm personifizierenden — Naturgötter die Betrachtung der *Berge* als *Heiligtümer* oder gar *Gottheiten* mitgebracht. Göttlich beseelt sind »die männlichen, festgegründeten, der Nahrungsfülle reichen«, »die viel Nahrung spendenden«. »Wir hören wenig von ihrer Göttlichkeit (sagt *Oldenberg*), aber vermutet darf werden, daß, wenn der *Rig-Wéda* von *Indra* und *Parwata* spricht, die auf hohen Wagen zum Opfer fahren, »Segen bringend, der Nahrungsfülle froh«, *Parwata* auch hier (wie in der vorhergehenden, unmittelbar benachbarten Stelle) »Berg« ist: Hier ein Berg-Gott, der anthropomorphisch gedacht als Genosse des mächtigen Gottes auf dessen Wagen fährt.« Häufig werden in den *Weden* die Berge wie andere göttliche Wesen (wozu auch Wasser, Bäume usw. gehören) angerufen: »Das mögen uns die Schätze, *Berge*, das die Wasser (usw.) gewähren!« heißt es im *Rig-Wéda*; oder ein andermal:

Zum Heil geh auf die Sonne, weit hin schauend.  
Zum Heil sei Ost und West und Süd und Norden,  
Zum Heile seien uns die festen Berge,  
Zum Heil die Flüsse und zum Heil das Meer!

Nach einer sehr alten *Sagewaren* die Berge sogar die ersten aller lebenden Geschöpfe. In der *Maitrājani-Rezenston* des *Jadschur-Wéda* lautet diese Geschichte folgendermaßen: »Die ältesten Kinder des *Pradschäpati* (d. i. des *Allvaters*) waren die Berge und diese waren geflügelt. Sie flogen auf und setzten sich nieder, wo es ihnen gerade gefiel. Nun war aber damals die Erde noch lose und schwankte deshalb hin und her. Da schnitt *Indra* den Bergen die Flügel ab und festigte mit den nun Bewegungslosen die Erde. Die Flügel aber wurden zu Gewitterwolken; darum schweben diese immer dem Gebirge zu.« Da die Berge die Erde festhalten, werden sie auch »*Dharanibhritas*« (*Erdhalter*) genannt. Nur der Berg *Máinaka* soll *Indra* Widerstand geleistet und endlich *Zusucht* im Meer gefunden haben.

Die Sage von den geflügelten Bergen war schon den Sängern des *Rig-Wéda* bekannt, wo in den Anrufungen *Indras* öfters gerühmt wird, daß er die Erde festigte und die aufgeregten Berge zur Ruhe brachte, und wo es einmal in einer solchen Hymne heißt:

Die Berge setzten sich, wie Eischgenossen  
Nach reichem Mahl, beruhigt auf die Erde —  
Und deine Weisheit festigte den Raum.



Auch die Epen nehmen darauf Bezug. »Wie die Berge mit abgeschnittenen Schwingen«, heißt es manchmal vergleichsweise, und ein Kampf zwischen zwei Elefanten wird verglichen mit jenem »zweiter Berge zur Zeit, da sie geflügelt waren«. Selbst Kälidāsa (der nach unserer Annahme im 6. Jahrhundert n. Chr. gelebt hat) spielt noch auf diese Sage an, wenn er folgenden grotesken Vergleich gebraucht:

Der König kommt hierher! Als wär's ein Berg,  
Der noch die Flügel hat und sich bewegt,  
Den blüthenreiche Karnikāra-Zweige  
An seinen Hängen schmüden, sieht er aus,  
Wie er von Fadeln rings umgeben wird,  
Die Dienerinnen in den Händen tragen.

Eine andere Schöpfungssage der indischen Frühzeit erzählt, das Urwesen habe sich als Ei gespalten; die eine Schalenhälfte, die Silber war, sei zur Erde, die obere, goldene, zum Himmel geworden. Aus dem Eiweiß entstanden die Wolken und aus dem festen Kern, welcher die Frucht enthielt, die Berge.

In den großen Epen (wie in den späteren Dichtungen, die ja gewöhnlich ältere Stoffe nach erzählen) zeigen die meisten der einschlägigen Mythen noch, daß die Berge lebende Wesen und naturgemäß göttlich sind. Mit anderen Gottheiten nahen die Flüsse, Seen und Berge und beten Śhiva oder Indra an, indem sie ausrufen: »Heil sei dir!« So ist umgekehrt ein menschliches Wesen dargestellt, wie es unter anderen Gottheiten auch den Kāiwata-Berg anbetet und von rechts her den Berg umwandelt, was als Zeremonie tiefster Verehrung zu deuten ist. An einer anderen Stelle wird der Tschaktjaka, einer von fünf eine Stadt umgebenden Hügeln, durch die Darbietung von Blüten, Wohlgerüchen usw. verehrt, — allerdings vielleicht mehr als historische Denkstätte denn als Gottheit, denn hier wurde ein menschenfeindliches Ungeheuer von Brihadratha getödtet — wie es scheint aber doch unter persönlicher Beihilfe des Berges. Vielleicht haben rote Gefeiensadern, oder die rötliche Färbung mancher Bergwässer dazu beigetragen, die Berge als blutdurchpulst und also lebend anzusehen (von »blutenden Bergen« ist öfters die Rede) — was aber der indischen Phantasie, die alles belebt sieht, gar nicht nötig wäre. Vom Berge Kōlāhāla wird im Epos ausdrücklich gesagt, daß er mit Verstand begabt sei; seine Tochter hieß Śirika. Und selbst Śhivas Gemahlin Parwati ist — wie wir noch hören werden — als Tochter des Himawats geboren, welcher der tatsächliche König aller Berge und Gebirge ist. Auch unter sich sind die Berge und Gebirge vielfach verwandt, wie Menschen: so soll der Mānāka ein Sohn des Himawats, der Krauntſcha ein Sohn des Mānāka (nach anderen Stellen aber auch des Himawats) sein. In der berühmtesten Episode des Mahābhārata, der Geschichte von Nala und Damajanti, wird von der Heldin, welche im Walde ihren verlorenen Gatten sucht, ein Berg ausdrücklich um Hilfe angerufen. Diese (von späteren Dichtern öfters variierte) Stelle lautet in Rückerts berühmter Nachdichtung:

Hier aber den Gipfelgeschmüchten,  
Haupt-himmelan-entrückten,  
Blüthengebüsch-umkränzten,  
Sonnenstrahlen-beglänzten,  
Aus buntem Gestein gezimmerten,  
Von Metallen durchschimmerten,  
Löw-Elefanten gebärenden,  
Besiederte Scharen nährenden,  
Ströme herniederbegießenden,  
Baumwuchs zum Himmel sprühenden,  
Dieses Waldes erhöhte Warte,  
Dieser Eünde große Standarte,  
Den König der Berge seh ich ragen,

Ihn will ich um meinen König fragen.  
„O fetter Berg, lusttauender,  
Himmelgleich anzuschauender  
Einfiedlerhort, o Beschüher,  
Grüß dir, o Weltbauftüher!  
Ich grüß dich, Ununterjochter,  
Ich, dir nahend, die Königsstochter,  
Komme zu dir in die Einsamkeit.  
O Umschauender weit und breit  
Mit deiner Gipfel Tausenden,  
Hast du den hierum Hausenden,  
Irgend, o höchste der Erdenvesten,  
Nala gesehn, der Männer besten?“ ...

Die älteste Literatur weiß noch nichts von diesen Dingen; im Rig-Wêda werden noch keine Namen von heiligen Gipfeln genannt. Doch ist dort die Rolle der Berge mit den erwähnten generellen Anrufungen noch nicht erschöpft. Sehr wichtig sind sie den Sängern dieser Hymnen als die Heimat der heiligen Soma-Pflanze, welche zur Bereitung des Opfertrankes dient. »Soma auf ihrem Rücken tragend« heißen die Berge des Nordens; »der schönbestockte, schimmernde Stengel« der Opferpflanze gibt seinen »bergewachsenen hellen Honigsaft«. Garuda, der heilige Adler, holt Soma aus der Mondschale am Himmel herunter. Davon erzählt die Śaunarna, ein späteres Anhängsel des Rig-Wêda. »Acht Erden, neun Himmelsgegenden, drei Ozeane und mehr als tausend Gebirge könnt' ich tragen, wenn ich wollte!« spricht Garuda von sich selbst, und eh er aufsteigt, wird ihm gesagt: »Dort ist ein großer Berg, auf seinem Gipfel ein großer See. Den Elefanten, der in ihn hinabsteigt, sollst du greifen: er sei deine Speise.« Und nachdem er den Elefanten, der »so groß wie der Berg Meru« ist, verzehrt hat, fliegt er auf wie eine mächtige Wolke, »die Vertiefungen ebend«, d. h. so schnell, daß ihm der Erdboden trotz seiner Gebirge und Täler wie eine ebene Fläche erscheint, und holt Soma zur Erde.

Auch der Soma verwandte Kushta, »die stärkste unter den Pflanzen, welche Fieber und böse Geister vorschucht«, ist im Gebirge dabeim. »Auf dem Berge, wo die Adler horsten, ist sein Ursprung, auf dem Himawat«, sagt der Atharwa-Wêda. »Im Norden — von dem Himawat — entsprossen, wirst du im Osten den Menschen zuführt; da teilen sie unter sich die besten Arten des Kushta.« Mit den Pflanzensuchern im Gebirge, den indischen Vorgängern unseres Wurzelseppis, werden im Rig-Wêda, einmal die Bergströme verglichen, da es heißt:

Gleich Wurzelgräbern, die sich mühen und schinden,  
Vertragen sie des Hochgebirges Rücken  
Mit ihrer Wellen nimmermüder Kraft.

Um der Oshadhi-Pflanzen willen (der »Wohlriechenden«, das sind bei Nacht leuchtende Heilkräuter) werden noch von Kälidāsa die Höhen des Himālaya gepriesen, und die Berge selbst werden daher »Oshadhi« (mit Wohlgeruch erfreuend) genannt. Im Rāmājāna fliegt Hanumat, der Sohn des Windgottes, nach dem Norden, um für den schwerverwundeten Rāma-Bruder Lakṣmana das göttliche Heilkraut vom Berge Gandhamādāna zu holen. Er fliegt suchend hin und her zwischen den Bergen Riśabhā (Stier) und dem Götterfisch Kālāsa, zwischen dem Berg Eśāndra (Mond) und dem Drona (Becher) und da er es, am Gandhamādāna angekommen, nicht gleich finden kann, reißt er eilig den ganzen Berg aus und schleppt ihn über Indien weg nach Ceylon, wo Lakṣmana, die Pflanze riechend, gesundet.

Auch das Gras auf den Bergen, die oftgenannten Kuscha-Halme, sind »geweihtes Gras, und die Bäume wachsen wie Opferpfähle und werden von den Göttern als solche gebraucht«. Denn die Götter opfern auf den Bergen.

Heilig sind die Berge den westlichen Indern auch als Quellgebiet der göttlichen Wasser, als Wolkensturz und Sender der Gewitter. Indra hat die Flüsse aus dem Gebirge befreit und die Wolkenkühe. Auf dem Himālaya entspringt die heilige Ganga (Ganges) aus Indras Haupt, die heilige Jamunā wird »Kalindānādinī« genannt, Tochter des Kalindā (so heißt der Himālaya-Gebirgsstod, aus welchem sie entspringt).

Nicht müde werden die Dichter und Erzähler, in immer neuer Gestaltung und oft wandelndem Sinn Indras Tat der Wasserbefreiung zu preisen, welche sich im wesentlichen etwa folgendermaßen formulieren läßt: In 99 Windungen liegt der Drache Vritra um das Gebirge geschmiegt, den Wassern ihre Wege versperrend (oder: Vritra »hatte die Flüsse gefressen, und da die Flüsse im Berg sind und später

aus dem Berge hervorbrechen, führt dies sogar zu der ungeheuerlichen Vorstellung, daß der Berg in Writras Bauch war“, wie Oldenberg feststellt). »Voll Furcht zogen sich die Götter wie Greife zurück.« »Vor dem Zischen des Writra weichend, verließen alle Götter, die Freunde, Indra, den sie sich vorangestellt haben, um Writra zu töten.« Indra hat sich Heldenkraft am Soma getrunken. Wie er seine Waffe, den Donnerkeil, in die Hand nimmt, erheben *B e r g e* (!), Rühr und Priester ermunternden Zuruf. Und Indras Waffe zerschmettert und zerstückelt den Drachen. »Den Drachen hat er geschlagen, den Wassern hat er die Bahn gemacht, den Bauch der Berge hat er gespalten! Den Drachen hat er geschlagen, der auf dem Berge lag. Twaschtar (der Götterkünstler) hat ihm den tausenden Donnerkeil geschmiedet. Wie brüllende Rühr eilten die Wasser; stracks gingen sie hinab zum Meer.«

Als, Indra, du den großen Berg geöffnet,  
 Beseitetest du die Flut, erschlugst den Wächter,  
 Den Drachen, der den Berg umringelte.  
 Du machtest frei, Erhabner, die bis dahin  
 Gesperrten Quellen, sie, des Berges Euter,  
 Als du den Feind erschlugst mit deinem Keil!

Der Rig-Wéda ist reich an solchen Indra-Hymnen, welche vielleicht als die ältesten Berglieder der Welt angesprochen werden können.

Nicht seltener wird Indras zweite Großtat, die Befreiung der Rühr, gepriesen, welche die reichen Panis in einer Felsenhöhle des Wara versteckt halten. Indra schickt die Götterhündin Saramâ auf Rundschau aus und sie entdeckt den Felsenspalt, aus welchem sie die Rühr brüllen hört. Nun bricht der große Gott auf, um im Verein mit anderen Gottheiten und Heiligen die Tiere aus Waras Bergverlies zu befreien. Er sprengt den Eingang der Höhle und gewinnt so die »roten Rühr«, welche mancherorts mit der aus dem Gebirge hervortretenden Morgenröte in Beziehung gebracht werden; vielleicht aber hat sich in dieser Sage eine unter anderem Himmel entstandene Naturmythe erhalten, welche das Emporsteigen des Jahres aus der Winternacht symbolisiert. Meist werden aber, auch von den wedischen Dichtern, die Rühr als die Regenwolken gedeutet, die ihr Labfal, ihre Milch, über die Erde strömen lassen. Heißt es doch z. B.: »Wie er von Berg zu Berge stieg — was ihm zu wirken groß erschien, da Indra wohl den Plan erdacht — mit seiner Herde naht der Stier.“ »Wie ein Mann, der die Berge einen nach dem anderen erklimmt und von dort die Soma-Pflanzen zusammenholt, daraus man den Götter und Menschen erfreuenden Trank preßt, so ist wohl der Gott, wenn er auf den Berggipfeln die Wolkentrühr sammelt, deren Milch er dann, einen anderen Soma, herabschüttet. Nur wenn der Höhlengott Wara, ein anderer Writra, sie in seinen Bergverliehen festhält, dann muß die Wettereschlacht anheben“, sagt Lefmann.

Die Berge sehen wir auch sonst oft im Rig-Wéda als Indras Aufenthaltsort und Gebiet seines Wirkens. »Dessen Macht diese Schneegebirge anerkennen — wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?« heißt es in einem Hymnus. »Vor seinem Hauche beben die Gebirge und das Feste röh er nieder, seine Kraft aufbietend, er schlug herab der Berge Gipfeln« Darum liegt der Vergleich nahe, welchen Indras stolze Mutter gebraucht: »es ginge ihnen allen, wenn sie wider dich ankämpften, wie dem, der mit seinem Kopf gegen einen Berg anrennen wollte.“

Trotzdem Indra, der Heldische, in der wedischen Zeit eine so vorwiegende Rolle spielte, trat er später, als — zum Teil unter dem Einfluß der Ureinwohner — die neuen Götter unter Schivas und Wischnus Führung die Oberhand gewannen, im Volksbewußtsein und Schrifttum stark zurück, ging mit sechs Leidensgenossen als einer der acht Lokapála, d. h. Welt Hüter, sozusagen in den Ruhestand. Auch Waruna, dem großen Himmels-gott, der schon im Rig-Wéda zum Wasser- und Regen-Herren

herabsinkt, vor dem sich die Berge in Wetterwolken hüllen, wenn er nach Raś begehrt, wurde dieses Loś. Als achter Weltkrieger trat neben sie ein neuer Gott, Kubera, der Herr der Reichtümer, welcher den Norden zu hüten hat, das Gebiet der goldhaltigen Berge, in welchem er wohl ursprünglich als Bergwerksgott gehaust hatte. Wir werden später sehen, wie er mit großem Gefolge auf dem phantastischen Kālśa-Berge in der Wunderstadt Maśā haust.

Unter den Göttern der alten Zeit ist es vor allen Rudra, der seine Wohnung im Gebirge hat. Als eine Art wilder Jäger haust und tobt er in den Bergen und Wäldern. Darum ist er — im Gegensatz zu den übrigen Göttern, deren Bereich der Osten ist — in der »nördlichen Himmelsgegend« zu suchen. Häufig wird er mit Beinamen wie »Bergbewohner«, »Bergwanderer«, »Bergbeschützer« bezeichnet. Er ist im wesentlichen kein guter Gott, er schickt die Krankheiten, seine Geschosse sind Fieber und Husten — nicht unzutreffend für einen Geist des rauhen Hīmālāja-Hochgebirges. Umgekehrt ist er bisweilen wieder ein Heilung bringender — auch das nicht unzutreffend, wenn man auch nur an die heilkamen Bergkräuter seines Reiches und an die segensbringenden Wasser denkt. Außerdem ist er der Herr der Viehherden, was vielleicht aus der gewohnten Gleichsetzung der mythologischen Rūbe mit den Wetterwolken des Gebirges abzuleiten sein mag, im Auge des Alpenmenschen bei einer Umfegung in die heimischen Verhältnisse (Umwirtschaft) aber tiefere Bedeutung gewinnt. Bei einem Opfer für die Erhaltung der Herden wird übrigens im Rig-Wēda einmal neben mannigfaltigen Namen Rudras auch der »Berg« schlangweg um seinen Schutz angerufen!

Rudras Söhne sind die Maruś, die Gewittergötter. Sie erschüttern die Berge. „Ihre Wohnungen sind die Bergschluchten, von woher sie Regenwolken und Dunkel über die Erde senden. Sie werden um ihrer Heilmittel willen gepriesen, die sie aus Flüssen, Seen und von den Bergen herab den Sterblichen zutragen“ (Lefmann). Von ihnen singt der Rig-Wēda:

Wenn, Maruś, nun der Priester euch  
Mit Sang den Opfertrank verleiht,  
Dann zeigt ihr euch auf dem Gebirg.  
Seid ihr, o Starke, Strahlende,  
Bereit, die Reize anzugehn,  
Da neigt sich euch der stolle Berg.  
Die Priśni-Söhne brachen auf,  
Umschrien von schriller Winde Schar,  
Und melken wohl das Wolkenvieh.  
Die Maruś breiten Nebel nun  
Und schleudern Felsen vor sich her.  
Wenn sie mit Windekeile gehn,  
Wankt das Gebirg vor ihrem Nah'n  
Und strecken sich die Ströme bang  
Tief in den Sand vor ihrer Kraft.  
Wenn ihr nun von den Bergen zieht,  
Erquid't uns mit der Tropfen Schwall,  
Den ihr aus eurem Schlauch ergießt!

Die Priśni-Söhne brechen auf  
Mit lautem Schall, mit Wagenzug,  
Mit Windsgebraus und Jubelklang!  
Mit blanken Blüten in der Hand  
Und goldnen Helmen auf dem Haupt  
Ziehn sie heran in Herrlichkeit.  
Mit goldbehuften Kössen wehn  
Und wallen nun die Hellen her  
Und lassen Wasser niedergehn.  
Her möcht' ich ziehn zu neuem Heil  
Die Heldenschar, die vorwärts stürmt  
Und wunderkräftig Labung bringt!  
Die Berge selber neigen sich,  
Als würden sie zu tiefem Grund,  
Und alle Felsen stürzen hin.  
So fahren sie in schrägem Schuß,  
Am rasch mit Hilfe beizustehn  
Dem Flehenden zu Glück und Lust!

Ähnliche Stellen sind in den zahlreichen Anrufungen der Maruś im Rig-Wēda nicht selten. Im Śāuparna wird einmal der Regengott mit folgenden Worten angerufen: »Erdröhne, donnere, geh hinauf zu den Behältern der Gewässer! Gebirgen sollen deine Wasser gleichen (d. h. er soll die Regenwolken wie Gebirge aufstürmen); die Wolke raube aller Berge Gipfel!«

Auch Uśāś, die Morgenröte, wird oft in schwungvollen und plastischen Naturbildungen gefeiert. Es sei hier nur ein Bruchstück aus einer der ihr geweihten Hymnen angeführt:

So fahren dich die roten lichten Stiere,  
 Du Selige, die ihre Arme breitet,  
 Das Dunkel zu verschrecken, wie der Schütze  
 Den Feind verjagt, im schnellen Biergeßpann.  
 Selbst in den Bergen milderst du die Wege  
 Und dringst durch Nebel in den stillen Raum.  
 So führ uns an, erhabne Himmelstochter,  
 Auf sanften Pfaden in beglückten Tag!

Diese Kraft und unmittelbare Naturnähe ist schon den Dichtern des Jadschur-Wéda verloren. Leerer Wortschwall, Abstraktionen, absichtliche Sinnverdreungen und -verlappungen gewinnen die Oberhand. Und wenn wir bei den späteren Dichtern wieder bedeutende Naturbilder finden, dann ist alles künstlicher und weltlicher geworden: aus den Helden wurden die Hindus.

Unter ihren neuen Göttern war vor allem der große *Schiva*, der im wesentlichen eine Neugeschaltung des Rudra ist, im Gebirge zu Hause. Auch er trägt Namen wie »Girisha« oder »Girishanta« (Herr der Berge, Bergbeherrscher) u. dgl. Er ist der Gott der wilden Stürme, welche das Hochgebirge durchbrausen, ist wie Rudra »Paschupati«, der Herr des Viehes. Wie schon die Griechen des Alexanderezuges feststellen konnten, war Schiva (im Gegensatz zum milderen Wischnu, der vorwiegend in der Ebene und im Süden verehrt wurde), der Hauptgott der nördlichen Gebirgsländer. Ganz besonders war seine Verehrung im westlichen Himalaja heimisch. Darum heißt er auch »Hátma«, d. i. der auf dem Himawat Lebende. Gangátwara, der Ort, wo die Ganga aus dem Gebirge hervortritt, gilt als ein Hauptsitz seiner Verehrung. Es ist ohndies einer der heiligsten Plätze, denn die Ganga — dem rig-wedischen Menschen noch ziemlich fremd — ist den nun ostwärts vorgebrungenen Indern zum göttlich-verehrten, heiligsten der Ströme geworden. Und um nun den »besten der Ströme« und den »höchsten der Götter« recht innig zu versflechten, läßt man die Ganga auf dem *Ráikása*-Berge aus Schivas Haupt entspringen, bezw. die Himmels-ganga über Schivas Haupt auf die Erde herabfließen. Davon erzählt eine Episode des Mahábhárata: Als die Söhne Sagaras einst ein entlaufenes Opferpferd ihres Vaters suchten, kamen sie durch eine Felsenschlucht in die Unterwelt des Kapila, welcher die Eindringlinge in seinem Feuer verbrannte. Und nicht eher sollte ihre Erlösung geschehen, als bis die Ganga, die damals nur als Himmelsstrom floß, ihre Asche nehen würde. Da gewann Bhagiráda, der Ur-Ur-Enkel Sagaras, durch übermenschliche Buße im Himalaja die Gunst der Göttlichen. Am Fuße des schneebedeckten Felsenbergs (so lautet A. Holzmans Nachdichtung) —

Von Wurzeln, Beeren, Wasser allein  
 Sich nährend tausend Jahre lang,  
 Vollbrachte er die schredliche Buße,  
 Bis endlich die Ganga ihm ersahen.  
 „Was du begehrt, o herrlicher Fürst,  
 Das zeige an, es sei gewährt!“  
 So sprach zu ihm die Tochter des Bergs.  
 Bhagirata begann hierauf:  
 „Es wurden meine Ahnen dereinst,  
 Die Söhne des Königs Sagara,  
 O, Göttin, sechzigtausend zumal  
 Verbrannt vom grauen Kapila.  
 Die können nicht zum Himmel gelangen,  
 So lange in der Unterwelt,  
 Erhabne, Deine heilige Flut  
 Nicht ihre morschen Leichen nezt.  
 Drum fleh ich, Göttin, stetg herab  
 Zur Erde, bringe tiefer noch  
 Zur Hölle hinab und nehe die Asche

Zu meiner Ahnen Seligkeit!“  
 „Ich werde tun, o herrlicher Fürst,  
 Was du begehrt, doch daß die Wucht  
 Des Sturzes nicht die Erde vernichte,  
 So bitte erst den Santara (= Schiva),  
 Den Starke, daß er mit dem Haupt  
 Auffange meiner Wogen Last.  
 Wenn wird er deine Bitte erfüllen,  
 Weil er auch deine Ahnen liebt!“ —  
 Der König ging zu Schiva sofort  
 Und dieser, der erhabne Gott,  
 Ging mit dem König, stellte sich auf  
 Am Fuße des hohen Himawat  
 Und sprach: „Nun rufe die Ganga herab,  
 Ich fange sie mit dem Haupte auf!“ —  
 Der König rief — da stürzte mit Brausen  
 Und schäumend von dem Himawat,  
 Vom Gipfel des Bergs, vom Himmel herab  
 Die Ganga, der erhabne Strom.



Jagdritt und Opferung (Beschwörung eines Wundervogels) im Felsgebirge  
(Indische Miniatur des 16. Jahrhunderts)



Tierleben im Mittelgebirge (Indische Miniatur des 17. Jahrhunderts)



Hochgebirgslandschaft  
(Ausschnitt aus einer indischen Miniatur des 17. Jahrh.)

Die Gangä aber geht seitdem durch Himmel, Erde und Unterwelt, wo sie die Sägara-Söhne erlöste.

Auf dem Berge Käliläsa oder dem Hemaküta im Himawat lebt Schiwa mit seinen Gattinnen und zahlreichem Gefolge, welches von Gott Ganéscha (d. h. Scharenführer) angeführt wird. Dieser elefantentöpfige Ganéscha, der Gott der Klugheit und »Herr über die Hindernisse«, die er mit List zu bereiten, aber auch weggurädumen weiß, »war ursprünglich wohl ein koboldartiger Berggeist, womit auch zusammenhängen dürfte, daß ihm gerade die in verborgenen Gängen umher schlüpfende Ratte als Reittier zugegeben ist«. Die Tatsache, daß er auch als Gott der geistigen Krankheiten gilt, läßt die Deutung zu, er habe den kühnen Andringlingen zu Schiwas Sitz das wahnbringende Fieber und die Bergkrankheit als Strafe gesetzt.

Eine Berggöttheit vom reinsten Fels — sozusagen — ist Schiwas Gemahlin Parwati, d. h. »die Bergestochter«. Denn sie ist eine leibliche Tochter des Himälaja, der sich mit Menä vermählt hatte. Schiwas erste Gattin Sati hatte sich dem Flammentod geweiht, bekümmert, weil ihr Vater bei einem Opfer weder sie noch Schiwa eingeladen hatte. Nun hat sie Menä, die Berggemahlin, aus ihr wiedergeboren zu werden. »Die Schöne wurde durch den Bergkönig Himawat nun in dieser andachtsvollen Frau erzeugt, wie die Wohlfahrt durch Beharrlichkeit aus der guten Führung«, so sagt, echt hindumäßig, Kälidäsa, der diesen Mythos neu formte. Dieses »Kumaraśambhawa (vollständig in Prosa übersetzt von Otto Walter) erzählt nun etwa folgendermaßen:

Als sie der weiße Seher Nārada einmal bei ihrem Vater erblickt hatte, sagte er voraus: Nur sie allein wird Schiwas Gattin werden und durch ihre Liebe die zweite Hälfte seines Körpers bilden! Der Berg konnte aber dem Gott der Götter, wenn dieser nicht selbst anhielt, seine Tochter nicht zur Ehe geben; ein seiner Menich trägt ja Gleichgültigkeit zur Schau, aus Furcht, daß seine Werbung auf Widerstand stoßen könnte, wenn auch der Gegenstand derselben erwünscht ist. Damals lebte nun Schiwa, ohne ein Weib, frei von Sinnenbinden. Auf einer Bergfläche des Himälaja, wo durch Gangawasserfälle angesprengte Dewadārubäume standen, Moos- und Wohlgerüche dufteten und Lieder der Rinnaras (Halbgötter) erkündeten, hatte er im Orange nach Buße, in Felle gehüllt, andächtigen Geistes seinen Aufenthalt genommen. Die Scharen seiner Begleitung saßen auf Felsenplatten, die den Duft von Erdharz ausströmten. Sein Reittier, der weiße Stier, rührte mit den Spitzen seines Hufes den unter Schneemassen liegenden Felsboden auf. Schiwa, den unsichtbaren Gott, ehrte nun der Bergherrscher (der Himälaja) mit manchen Spenden und bestimmte seine andachtsvolle Tochter dazu, ihn mit ihren Freundinnen anzubeten. Die mit ihrem schönen Haar prangende Maid brachte nun Schiwa Tag für Tag ihre Ergebung dar. In seine Fußstapfen verient, bleibt Schiwa ungerührt von ihrer Schönheit, aber die Götter wollen, daß Schiwa ihnen mit diesem Mädchen den Kriegsgott Śanda oder Kumāra als Anführer ihrer Heerscharen zeuge und suchen durch Kāma, den Liebesgott, die Verjüngtheit Schiwas zu stören. Als dieser in Parwatis Gegenwart steht, daß Kāma auf ihn anlegt, verbrennt er ihn mit einem Blide seines Auges. Schiwa, zornig über die Störung seiner Zuhörung — verschwindet im Verein mit seinen Scharen, um nicht mehr in der Nähe einer Jungfrau zu sein. Der Berg aber nahm eilig seine Tochter, die schon ihre Augen aus Furcht vor Schiwas Groll geschlossen hatte, in seine Arme auf und eilte, während sich in der Haft seine Glieder weit ausdehnten, den Weg entlang, wie der Götterelefant mit einer Lotusblume zwischen seinen Zähnen. Und Gauri (d. i. Parwati) entschließt sich nun ihrerseits zu Zuhörungen und begibt sich nach der »pauenreichen Hbde, die später durch ihren Namen (Gauriśankara, Gauriśankar) in Land und Volk wohl bekannt wurde. Während sie ohne Haus auf Steinflächen bei stetem Regen im Sturme ruhte, blühten die Nächte mit den Widen ihrer Blitze auf sie herab, als wären sie zu Zeuginnen ihrer großen Zuhetat bestellt. Da erfahen eines Tages Schiwa in der Gestalt eines Brahmanen und prüfte die Standhaftigkeit der schönen Bergtochter, die ihren Rosenkranz aus Bergkristall in ihrer Rechten hielt, und sich, treu in ihrer Liebe zu Schiwa, vor jeder Versuchung gefest zeigte. Da gab Schiwa sich zu erkennen. Kaum jedoch hatte sie den Gott erblickt, als sie zitternd, ganz feucht an ihrem schlanken Körper wurde und den schon zum Niedersehen erhobenen Fuß anhielt. So ging die Bergfürkintochter nicht, auch stand sie nicht. Sie gleich dem Flusse, der sich aufgeregt zeigt, wenn ein Felsen vor seine Strömung geraten. Nun schied der große Gott die sieben weisen Seher als Brautwerber zum Himawat, den sie auf Ośabhpirastha (Heilkräuter-



stätte), der Stadt des Schneeberges, besuchen. Diese Stadt aber lag da, als wäre Akasa, die Wohnung der Schächerfülle und der ganze Überfluß der Himmelswelt dort ausgegossen. Sie war von der Flut der Ganga umgeben, auf ihren Dämmen strahlten Heilkräuter, die Wälle waren aus großen Felsen-Edelsteinen aufgebaut. In ihren Häusern, an deren Giebel sich die Wolken anschmiegen, vernimmt man die Trommeltöne nur durch das Latschschlagen, weil der Widerhall des Donners sie zweifelhaft macht. In den Kristallpalästen dient der Widerschein der Sterne als Gastgabe, die sonst in Gestalt von Blumen oder Edelsteinen dargereicht wird. Der helle Schein der Heilkräuter zeigt die Wege an. Aber Berg Gandhamädana, der durch Wohlgerüche schön duftet, ist ihr Außenhain, wo die wandernden Widjähbaras (Lustgenien) im Schatten des Santánaka (Wunderbaum) schlummern. Als die Götterweisen die Stadt des Berges Himälaja liegen sahen, da hielten sie die nach dem Himmel zielenden guten Taten für einen unnützen Erzug. Der Berg ging aber schon aus weiter Ferne mit Gastgeschenken den Sehern entgegen, während sich die Erde durch seine wuchtigen Schritte senkte. Seine Lippen verlängerten wie Röteln. Hoch ragte er. Als Dewadärbäume erschienen seine starken Arme. Seine Brust glüht von Natur einer Steinplatte. Es war ganz deutlich der Himälaja. Aus den Begrüßungskloßeln des Berges sind namentlich diese Sätze interessant: „Von heute an kann ich allen Wesen als Läuterungsmittel dienen. Eine Stätte, der sich Heilige genahet haben, wird ja Tirtha genannt (heiliger Wadeort). Durch diese beiden fühle ich mich rein: hier durch den Gangawasserfall, der auf mein Haupt niederfällt, und durch die Flut, die eure Füße abspült! Durch eure Gunst sehe ich meinen zweitheiligen Leib geehrt. Das, was an mir beweglich ist, steht euch zu Diensten, was aber fest ist, trägt das Mal eurer Füße. Obwohl sich meine Glieder weit bis zum Saume der Himmelsgegenden ausdehnen, können sie doch dieses Glück nicht ertragen. Hier biete ich euch mich selbst dar, hier ist mein Weib, hier auch meine Tochter, das ganze Leben meines Stammes! So sprach der Himälaja, mit einem durch den Mund seiner Höhlen dröhnenden Widerhall gleichsam zweimal seine Worte zu den Sehern aus.“ Und aus der Erwiderung: „Man nennt dich mit Recht Gott Wischnu, der sich in das Feste ketbete. Dein Inneres ist die Zuflucht für die regungseloie und die sich bewegende Natur geworden. Wie könnte wohl sonst die Schlange mit ihrer lotosblumengleichen Haube die Erde halten (welche auf ihr ruht), wenn du dich nicht bis zum Grunde der Untermwelt kühlest. Dein Ruhm und deine Flüsse läutern die ganze Welt. Ist die Ganga schon durch Wischnus Fuß berühmt geworden, so wird sie es auch durch ihren zweiten Ursprung, nämlich durch dich, der hoch emporraut. Als Wischnu seinen Dreischritt begann (mit welchem er von Erde, Unter- und Oberwelt Besitz nahm), erstreckte sich seine Größe in die Quere, in die Höhe und in die Tiefe. Du aber befestigst dies alles von selbst. Du lägstest deine Starrheit in deinen festen Leib, aber dein Körper, der geneigt in Ehrerbietung dasteht, will den Guten dienlich sein.“ Diesen Reden folgten Werbung, Ja-Wort, Hochzeit und die Filtterwochen, welche Schiwa mit seiner Gattin auf allerlei Bergen verbringt. Zunächst machte er einen Monat im Palaste des Bergfürsten Rast; darauf nahm er vom Himälaja, der durch die Trennung seiner Tochter vom Kummer gequält wurde, Abschied und ritt auf seinem Stiere zum Meru-Berge. Dort genoh er Lagerstätten mit eingelegten goldenen Sprossen; sie alle aber waren stark genug gebaut, daß sie das Drängen der Liebe ertragen konnten. Immer wie eine honigtuschende Biene dem Lotusantlig Parwasi nahe, fand er auf den Hängen des Mandara-Berges seinen Ruhepunkt. Auf dem Kälälaja-Berge sog dann der Herr der drei Welten den klaren Strahlenschein des Mondes ein, sie aber schlang die Fesseln ihrer zarten Arme voll Furcht um seinen Leib. Als er einmal im Mälaja-Gebirge mit Parwasi die Liebeslust genoh, wehte der Südwind wie ein Schmelzer ihre Ermüdung fort. Denn er hatte die Sandelzweige hin- und hergeschüttelt und vom Gewürznelkenbaum sich Staubfäden mitgebracht. So genoh Schiwa mit seiner Gemahlin die Freuden des Himmels und der Erde; dann, als sich einmal die Sonne zu röten begann, nahm er seinen Aufenthalt im Bergwalde am Gandhamädana. Dort lag er auf einer Steinfläche aus Gold hingestreckt; sein Weib lehnte ihren Arm an seinen linken Arm an. Da sprach er mit dem Blicke auf die scheidende Sonne zu ihr: Die Dämmerung folgt der hochverehrten Gestalt des Sonnengottes, wenn er am Gipfel des Unterangsberges weilt. Sieh, der Berg hat die Flut der Dämmerung dort gleichsam auf die Wädhnen der Löwen verteilt, auf die Bäume mit ihren Zweigshoffen und auf die Bergspitzen, die im Rötelschein aufstrahlen. Langäugige, weil der Berg Sumeru jetzt den Glanz der Dämmerung vertreibt, so breitet sich in dichter Masse ganz ungebunden an jedem Himmelsstriche hier die Finsternis aus. Nun gehst der Mond auf, um die Dunkelheit der Nacht zu bannen. Die Nacht mit ihren Sternen und dem Monde, der seinen Kreis hinter dem Rücken des Mandara-Berges vertritt, gleich dir, wenn du mit deinen Freundinnen und mit mir vereint bist, der still hinter eurem Rücken auf eure Worte lauschen möchte! . . . Jetzt nabit dir, meinem tugend samen Eheweib, dienlich bereit die Schutzgöttin des Gandhamädana-Waldes in Ehrfurcht und trägt in einer roten Schale aus Arlamant selbst süßen Wein vom Wunschbaume für uns herbei. Und im Rausche dieses Weines und der Liebe zeugten sie Kumära-Standa, den Kriegsgott.

Von den wirklichen und sagenhaften Bergen und Gebirgen, welche gegen Ende dieser Dichtung genannt sind, wird weiter unten ausführlicher die Rede sein. Wir haben hier noch von Parwati zu erzählen, wie sie nach jüngerer Sage nächtlicherweise den Schneeteppich über die Berge breitet, um darauf mit ihrem Gatten reinen Fußes zu wandeln, wenn beide von ihrem Frühbad in den heiligen Fluten der Gangâ nach dem Mandani (Götterthron), dem Kailâsa, zurückkehren. Schiwas Gattin erscheint auch in der Gestalt der furchtbaren Durgâ und auch dieser Name — »die Schwerzugängliche« — der zugleich die Bezeichnung eines Gebirgspasses ist, stellt sie als eine Berggöttheit dar.

Unter den Gottheiten, welche im Gebirge heimisch sind, finden sich in großer Zahl die schönen Apsarasa, ursprünglich Wasserfeen, welche dann auch als Baumnympfen und Bergsträulein auftreten. In jüngeren Texten erscheinen die Berge sogar als Lieblingsaufenthalt der Apsarasen, welche hier mit den Gandharven ihre Spielplätze haben. Sie vergnügen sich dort nach der Art unserer Saligen Fräulein. Eine von ihnen ist die berühmte Urwaschi, welche schon im Rig-Wêda, dann im Schatapatha-Brahmana als Geliebte des Königs Pururawas erscheint, der sich vor Kummer in einen Abgrund stürzen will, da er sie verlor. Aber sie erscheint ihm noch einmal und hält ihn mahnend (im ältesten Texte sogar höhrend) davon ab.

Nebenbei bemerkt wiederholt sich auch das Motiv des Selbstmordversuches durch Absturz, wie eben jedes Motiv in der indischen Literatur, in den späteren Dichtungen des öfteren; so will sich der große Süher Wassischtha aus Verzweiflung über die Mordtat an seinen Söhnen vom Gipfel des Berges Meru stürzen, aber er fällt, ohne sich zu verletzen; und im ältesten indischen Romane — Dandins „Abenteuer der zehn Prinzen“ — geschieht es, daß einer sich durch den Sprung von einer Bergwand im Windhita vom Kummer um seine verlorene Gattin erlösen will, aber gerettet wird durch die plötzliche Auffindung seiner Eltern. In Bhawabhûtt's Drama „Mâlâtîmâdhava“ wollen sich sogar mehrere Personen an verschiedenen Plätzen von einem Berggipfel in den unten fließenden Fluß stürzen.

Vielfach werden die Apsarasen von den Göttern beñcht, um durch ihre Verführungskünste die Süher in ihrer zaubermachtbringenden Versenkung zu fôren. Aber von Wischwâmitra wird erzählt, daß er durch seinen Fluß eine dieser Apsarasen namens Rambhâ in einen Felsen verwandelte, als sie seine Andacht unterbrechen wollte. Nach einem Märchen des 15. oder 16. Jahrhunderts n. Chr. gelang es übrigens einer Erdenprinzessin, welche sich Zauberkünste angeeignet hatte, diese Rambhâ im göttlichen Hofstaate zu ersetzen. Die Geschichte (welche J. Hertel in seinen „Indischen Märchen“ übersezt) lautet: »Nun residierte auf dem Wâtâdhyâ-Gebirge (— das soll eine Gebirgskette sein, welche sich „von Meer zu Meer mitten durch Indien zieht“ —) Indra als König. Mit Hilfe des Zauberkwissens, das mir den Luftpfad gangbar macht, begab ich mich eines Tages nach dem Wâtâdhyâ, wo die Apsarasen — Rambhâ und Sitottamâ an ihrer Spitze — Tanzspiele aufführten. Das tat ich öfters. Eines Tages fehlte Rambhâ. Ich nahm ihre Gestalt an, und erregte Indras Beifall in solchem Maße, daß er mir eine Gnade nach meinem Ermessen freistellte.« Da bat sie, eine wirkliche Apsaras werden zu dürfen und begab sich nach gewährter Bitte tagtäglich auf den Wâtâdhyâ und belustigte sich dort in Indras Gesellschaft.

Wenn die Geschichte von Urwaschi in Kâlîdâsas Drama „Wikramorwaschi“ noch einmal auftaucht, so werden wir hier in einen mit allen Reizen der Poesie geschilderten Bergwald versetzt, da Pururawas die Verlorene sucht. Wie Nala in der gleichen Lage, so trifft auch er hier auf einen Berg, welchen er (in L. Friess' Übersetzung) also anruft:

Steh da: der Berg Suribhîlandara,  
Der herrlich ist und lieb den reinen Göttern!  
Ob ich an seinem Fuß die Schöne wohl  
Mag wieder finden? . . .

Du Berg mit breiten Hängen, sage an,  
 Begab sich meine Trauteste, die Schöne,  
 In diesen Wald, des Liebesgottes Reich? ...  
 Doch wie? Er schweigt? ... Ich glaube, daß er mich  
 Nicht hören kann, ich bin zu weit entfernt. —  
 So will ich, ihn zu fragen, näher gehn! ...

Berg! Wie du Glanz verbreitest mit den Flächen von Kristall  
 Blumen schmücken dich am Gipfel, mancher Art, dich macht der Schall  
 Süßer Lieder ach, so wonnig, die von Eisenstimmen tönen,  
 Berg, der du die Erde stüttest, gib mir Kunde von der Schönen!  
 Und hast du, aller Berge Herr, die Holde,  
 Die sich in diesem reichgeschmückten Wald  
 Von mir getrennt, die Reizende, erblickt? ...  
 Wie? ... Was ich sagte, spricht er nach der Reihe  
 Mir nach? Und auch „erblickt“? Dann such ich stel ...  
 Doch wie? es ist ja nur der Widerhall ...  
 Ich bin erschöpft ... mich soll der feuchte Wind  
 An dieses Bergstroms Uferstrand erquiden ...

Mit den Apparaten finden sich im Gefolge des Bergbewohners Schwa die Ga-  
 d h a r w e n , ursprünglich Luftgenten, die himmlischen Musikanten, die nun auch in  
 den Bergen ihr Wesen treiben. Unter anderem haben sie ihren Wohnsitz im Norden, in  
 der Nähe des Manasa-Sees, nahe dem Sitze Kubéras. Ähnliche Wesen sind die oben  
 (in der Parwati-Dichtung genannten) W i d j ä d h a r a s , die im Himälaja wohnen  
 und im Besitze der Zauberkunst sind.

Ein seltsames Geschöpf des Bergwaldes zeigt uns das Mahābhārata in der Gestalt  
 der Riesin H i d i m b ā , welche sich in Bhüma verklebt und eine schöne Gestalt an-  
 nimmt, um ein Jahr lang auf unnahbaren Bergeggipfeln mit ihm glücklich zu sein.  
 Während nun Bhüma in den Nächten bei den Seinen wacht, lebt er tagsüber mit  
 Hidimbā durch die Lüfte, von Gipfel zu Gipfel, wo ihm ihre Zauberkräft die Wonnen  
 aller Göttergärten auf den Bergeshöhen zeigt. Dann nach einem Jahr muß sie zu-  
 rück ins Riesentreich.

Andere Bergdämonen, hauptsächlich aus dem Hofstaate Kubéras, sind die  
 Rakshasas; die Rimpurāshas, koboldartige Wesen; die Kinnāra, halb Mensch, halb  
 Tier usw., und vor allem die J a k s h a s , meist böshafte, koboldartige Wesen. Wie  
 edel die lehtgenannten aber auch bisweilen aufgefaßt wurden, zeigt Kālidāsas herr-  
 licher Wolfenbote (Meghadūta). In diesem Gedichte ist ein Jakscha für 12 Monate  
 auf den T s h i t t r a k ā t a im Windhiagebirge verbannt (wo einst Rāma mit Sītā  
 und seinem Bruder Lakshmana in der Einsamkeit hauste) und sehnt sich nun heim nach  
 der Kubérasstadt Alakā auf dem Kālakāsa, um dort seine geliebte Gattin wiederzusehen.  
 Er beauftragt eine nach Norden ziehende Wolke, ihr seine Grüße zu bringen. Fast das  
 ganze Gedicht besteht nun in der Schilderung des Weges, welchen der Jakscha dieser  
 Wolke beschreibt. So gestaltet sich das Werk zu einer geographischen Dichtung ohne-  
 gleichen, aus welcher hier eine Anzahl Verse angeführt sei:

So scheide denn vom hohen Berg,  
 Den du als lieben Freund umschlungen,  
 Auf dessen Pfad die heilige Spur  
 Von Ramas Füßen eingebrungen.  
 So oft du klegst an seine Brust,  
 Wirft du die alte Liebe finden,  
 Der Trennung heiße Träne wird  
 Dir aus dem Auge niederflühen ...  
 Bist müde du von deinem Pfad,  
 So laß dich auf den Bergen nieder,  
 Bist durstig du, so stärke dich  
 Am letzten Duntz der Flüsse wieder.

Die Himmelseßen glauben wohl,  
 Da du von meinem Berg geflogen,  
 Es sei das starke Gipfelhaupt  
 Selbst mit dem Winde fortgezogen! ...  
 Hast du den Waldbrand ihm gelöscht,  
 So trägt dich gern auf breiter Stirne —  
 Wenn müde du des Weges bist —  
 Der Amrakāta, weiß vom Firne.  
 Ein Niedrer selbst gewährt ja Schutz,  
 Wenn wir ihm einen Dienst erwiesen —  
 Von ihm, der so erhaben ist,  
 Wirft du gewiß nicht abgewiesen.

Und bist du wie ein Haargeschmeid  
Belagert auf des Berges Halde,  
Den rings umstrahlt der helle Glanz  
Vom fröhlicheren Amrawalde,

Dann wird der Berg den Himmlischen  
Als unfrer Erde Brust erscheinen:  
Das Zentrum dunkel, rings umher  
Der Glanz von weißen Umra-Hainen . .

Nachdem du am Himälaja,  
Wo aus und ein die Schwäne fliegen,  
Die Kraunisch-Schlucht, die Wischnu brach,  
Und all die Berge überstiegen —

Dann wende dich hinauf nach Nord:  
Doch halte sorgsam dich gewunden,  
Denn Wischnu selbst hat nur zum Zwerg  
Verwandelt dort hindurchgefunden.

Neben den hohen und niederen Göttern wohnen auch Heilige aller Art im Gebirge, den Wäldern und auf den niedrigeren Gipfeln. Aber besonders buhreiche, zauberkundige Herren dringen selbst auf die höchsten Höhen und ins Gefolge der großen Götter ein, wie wir es von den sieben großen Sehern gehört haben, welche als Schiwas Brautwerber zum Himawat kamen.

Wie die Brähmanen so haben auch die Buddhisten ihre (umgemodelten Brähmanen-)Götter und ihre Heiligen gern in die Berge versetzt. Der große Indra ist bei ihnen als Sakka (Pali-Dialekt aus Sanskrit Sakra) „Der Herr der 33 Götter“, von welchem u. a. ein Märchen des Dschatalam folgendes erzählt:

Ein Reiter hatte sich auf dem Gipfel eines Berges niedergelassen und da er da oben recht behaglich saß, wünschte er sich, gar nicht mehr hinabsteigen zu müssen, sondern hier seine Nahrung finden zu können. Nun hatte aber gerade an diesem Tage der Götterkönig Sakka die Muras zermalmt und im Himmel der 33 Götter die Oberherrschaft erlangt. In seiner Zufriedenheit über die Erfüllung so großen Wunsches beschloß er, auch dem Reiter sein Begehren zu erfüllen. Umweil des Berges, wo der Reiter saß, war ein Fluß. Sakka ließ den Fluß anschwellen und leitete ihn über den Berg. So blieb der Reiter dort sitzen und brachte den Tag dort zu, Fische fressend und Wasser trinkend. (E. Lüders.)

Besonders beliebt sind bei den Buddhisten die »4 großen Könige« oder »Loka-palā« (= Weltwüter), welche am Fuß des Berges Meru oder Sumeru, der das Zentrum des buddhistischen Weltsystems bildet, als Könige der dort wohnend gedachten Scharen verschiedener Dämonen herrschen. Da herrscht auf der Südseite des Berges Wirūdhata als König der dort wohnenden Dämonen Kumbhānda; auf der Nordseite Waisrāmāna oder Kubera als König der Jakkhas; an der Westseite herrscht Wirūdhakka als König der Schlangengötter Nāgas und auf der Ostseite hält König Dhritakāstra Wācha, welcher die Gandharwen beherrscht. Von hier genannten niederen Göttern bilden die kastenweise geordneten Nāgās ganze Staaten im Gebirge, deren fabelhafter Reichtum oft geschildert wird. Sie sind die Hüter der metallischen Schätze und Edelsteine. Sie sind die Feinde der Adler und insbesondere des Riesenadlers Garuda, des »Königs der Gefiederten«. Friedlich aber versammeln sich Nāgās und Garudas zu Füßen des großen Heiligen Subhādi, welchem Buddha auf dem Berge Sri dhra kuta (Oserhorn) seine Lehre vorgetragen haben soll. Der Garuda wird — nebenbei bemerkt — in buddhistischen Ländern als Siegeszeichen verwendet; er steht bei mancher Wallstatt als Erlumpfhdenkmal auf Felsblöcken, so auf dem Gebirge Udun Eselon in der Mongolei.

Häufig begegnen uns in den buddhistischen Märchen auch Rakkhasas (Pali: Rakkhasas) und Jakkhas (Jakkint). So wird erzählt, daß in der Nähe von Buddhas Einsiedlerlaubbütte im Himälaja ein Danawa-Rakkhasa in einer Höhle wohnte. »Der pflegte von Zeit zu Zeit zu dem großen Wesen (Buddha) zu gehen und der Predigt

Der Berg Kälälaja, dessen Haupt  
Das Schwert des Dämons hat zerhauen,  
In dessen Flächen, spiegelblank,  
Sich gern die Himmlischen beschauen, —

Der rings erstrahlt in dichtem Glanz —  
Gott Schiwas starrgewordnes Lachen  
Er wird dir in dem weichen Schnee  
Der luftigen Höhn ein Lager machen.

Wenn du auf seiner Spitze ruhest,  
Die wie von Eisenbein erstrahlet,  
Du — die so schwarz ist wie der Stiff,  
Mit dem man sich die Wimpern malet —

Dann ist der Berg wohl anzusehn  
Als wie ein Aug, das frisch geschminket,  
Gott Kāma gleich, des dunkles Kleid  
Auf weiße Schultern niederjinket . .

zu laufen. Es war aber seine Gewohnheit, sich im Wald an einer Straße, die viel von Menschen begangen wurde, aufzustellen, die Leute zu pöden und sie aufzueiffen. Ein anderer Danawa-Rakthasa spielt in der Geschichte von Sambulä eine Rolle:

Der Königssohn Sotschisena wird ausfäßig und zieht sich deshalb in die Wälder zurück. Freiwillig begleitet ihn seine Gattin Sambulä, um ihn zu pflegen, in die Einsamkeit. Eines Tages erblickt sie beim Beeren sammeln eine Berggrotte und beschließt, darin zu baden. Da sieht die Entkleidete ein Danawa, der sie alsbald ergreift, um sie auf seinen Berg zu entführen und dort an die Spitze seiner 400 Frauen zu stellen. Am des Gatten willen flehte sie um Gnade, — aber vergebens. Da zitterte durch die Macht ihrer Tugend Sakkas Palast und sein mit einer weißen Wolldecke verhüllener Stein sich zeigte Zeichen von Hitze. Da nahm Sakka seinen Donnerkeil, fuhr hinab und besetzte Sambulä. Den Danawa aber fesselte er mit einer Zauberkette und ließ ihn, damit er nicht wiederläme, erst in der dritten Bergmulde frei.

Auch die Jastini sind häufig in der buddhistischen Literatur zu treffen; oft sind sie verzauberte Menschen. So wird erzählt, eine ehebrecherische Königin habe ihrem Gatten geschworen: Wenn ich dich hintergehe, will ich eine Jastini mit einem Pferdekopf werden! Das wurde sie denn auch nach ihrem Tode und lebte am Fuße eines Berges in einer Felsenhöhle, wo sie den Menschen, die durch den Wald zogen, auflauerte und sie verzehrte.

Wie die Brähmanen ihre großen Heiligen, so haben auch die Buddhisten den heiligen Meister in der Gestalt des Boddhisatta oft in die Berge geführt. Gewöhnlich lassen die Geschichten ihn in seiner Jugend nach dem Himälaja ziehen, wo er sich eine Laubhütte baut, in einsamer Beschaulichkeit lebt und in den verschiedenen Stufen der Verfertigung sich die übernatürlichen Kräfte erwirkt. Dabei spielen sich dann mancherlei lehrreiche Abenteuer ab.

Einmal sollte er auch auf Befehl seines königlichen Vaters — die Füße nach oben, den Kopf nach unten — von einem Felsen herabgestürzt werden. Das Wohlwollen, das der Prinz entwickelte, löst aber solche Macht auf die im Felsen wohnenden Gottheiten aus, daß sie ihn mit beiden Händen auffingen, indem sie ihm zuriefen: „Fürchte dich nicht, großer Padumal“ und ihn an ihr Herz drückten, so daß ihn ein himmlischer Schauer durchdrang. Dann stiegen sie herab und legten ihn am Fuße des Felsens in der in einem Felsen befindlichen Nāgā-(Schlangen-) Behausung dem Nāgākönig mitten in die Haube. Der Nāgākönig nahm den Boddhisatta in die Nāgābehauung auf, teilte seine Herrlichkeit und trat ihm die Hälfte ab. Als er dort nun ein Jahr gewohnt hatte, sagte er: „Ich will in den Himälaja gehen und ein Einsiedler werden.“ „Gut!“ sagte der Nāgākönig, nahm ihn und versetzte ihn wieder in die Menschenwelt, und nachdem er ihm die Ausrüstung eines Einsiedlers gegeben hatte, lehrte er an seinen Ort zurück. Als der Boddhisatta in den Himälaja gezogen war, wurde er ein Einsiedler (nach der Weise der Iṣis, brähmanischer Einsiedler), entwickelte die übernatürlichen Kräfte, die durch Verfertigung erworben werden, und lebte dort, sich von den Wurzeln und Früchten des Waldes nährend. Ein Waldläufer entdeckt ihn und macht dem königlichen Vater Meldung. Dieser zieht in den Himälaja-Wald und fordert, bezwungen von dem Wunder der Rettung seinen königlichen Sohn auf, zurückzuführen und die Regierung zu übernehmen. Aber der Boddhisatta sagt:

Wie der, der eine Angel schluckt  
Und sie herausreißt samt dem Blut,  
Sich frei und froh fühlt, wenn's geschieht —  
Ist mir auch frei und froh zumut

und erläutert diese Worte:

Die Angel ist die Lust der Welt,  
Das Blut ist Roß und Elefant,  
Wer sie herausreißt, der entgeht!

und den König zu gerechter Herrschaft ermahnend, entläßt er ihn und bleibt in der Einsamkeit.

Eine andere Geschichte des Dschātatam-Buches (aus dem die „Buddhistischen Märchen“, übersetzt von E. Lüders, eine gute Auswahl bieten) erzählt von einem Papa-

geien, welcher im Himälaja die Frucht des Mittelmango holt. »Der Mittelmango ist ein Mango, der den Göttern gehört. Er befindet sich in der Goldhöhe des Himälaja.« Der Papagei wird von einer Bergmulde in die andere verwiesen, bis er tief drinnen in der »Goldbergkette« von einem Bisher die Frucht erhält.

Der buddhistischen Welt sehr ähnlich ist jene der Dschaina, in deren Literatur sich denn auch viel Verwandtes findet. Im „Mälajafundari“ wird z. B. von einer Königin erzählt, die ein Raffhasa in das Mälaja-Gebirge (die südlichen Westghats) entführt und auf einem unbewohnten Bergespitzel aussetzt. Trotz dem entsetzlichen Gebrüll von Löwen, Tigern und ähnlichen Raubtieren macht sie sich von dem Gipfel aus auf den Weg, bis sie einen goldenen Dschinatempel auf dem Gebirge findet. Diesen bemacht eine göttliche Dienerin des ersten Dschina mit Namen Mälaja-Dewi (d. h. Mälaja-Göttin), welche die Königin aus dem fernen Gebirge wieder in ihre nördliche Heimat zu bringen weiß. In der gleichen Geschichte ist auch von einem Räuber Lobhasara die Rede, welcher seine mit Schätzen angefüllte Behausung in einer unzugänglichen Schlucht des Alamba-Gebirges in einer Berghöhle hat.

Um nun ausführlicher von einzelnen bestimmten Bergen und Gebirgshöhen zu reden, wie wir sie dem Namen nach am Schluß der Parawati-Dichtung Kälbdäsa zum Teil kennengelernt haben, kehren wir noch einmal zu dieser „Kumärasambhava“ zurück, deren Einleitung aus der alten Überlieferung ein ausführliches Bild des Bergflusses Himälaja gibt. Sie lautet etwa folgendermaßen:

Im Norden erhebt sich der göttliche König der Gebirge genannt Himälaja. Er ist hingestreckt vom östlichen bis zum westlichen Meer, wie ein Meßstab um die Erde abzumessen. Er selbst aber ist ein Kind der Erde, aus welcher er — wie ein Kalb die Milch vom mütterlichen Euter saugt — die hellstrahlenden Edelsteine, Metalle, und die bei Nacht leuchtenden, heilkräftigen Dschadhympflanzen saugt. Und der goldene Berg Meru, das Zentrum der Welt, stand damals dabei und füllte als geschätzter Melder seinen Kübel. Die Schönheit, welche dem Himälaja seine edlen Gesteine und die Leuchtkräuter verleihen, vermögen selbst Schnee und Eis nicht zum Schwänden zu bringen, denn ein einziger Fehler(!) kann ja eine Menge guter Eigenschaften so wenig beeinträchtigen, wie die Flecken des Mondes dessen Strahlen. Seine Gipfelselben leuchten wie Roteßchminke, welche die Bajaderen Schivas (die Apfara) — zum Tanze eilend — in verliebten Gedanken hierher gestreut haben. Nun glänzt dieses rote Gestein gleich einer zu früh erschienenen Abendröte, welche sich in ruhender Erwartung an den Wolkenschichten spiegelt.

Am Fuße des Berges laßen sich die vollendeten Seelen am Schatten der Wolken, die an den Talhängen wandern, bis sie — aufgehreckt durch Regengüsse — seinen heißen Gipfel aufsuchen. Die von der Jagd lebenden Bergbewohner, die Kiraten, finden dort den Weg des Löwen, auch wenn die niedergehenden Schneemassen seine Fußspur zerstört haben, durch die Überreste der vielen Elefanten, die er getötet hat. Auf den Rinden der Birken steht man — wie rote Tropfen auf Pergament — die Worte leuchten, welche die jungen Widjadhara-Mädchen mit flüssigem Käse darauf gemalt haben; denn sie schreiben ihre Liebesbriefe so. Wenn der Himälaja den Windhauch aus seinen Höhlenmäulern bläst und damit die Öffnungen der Rißchata-Röhre (Amphidonar Karka) anfüllt, dann gibt er wohl dem Gesange der Waldschratte (Kinnära) den Grundton an. Seine Höhenruden düften von dem Milchsaft, welcher aus den Sarala-Bäumen (Pinus longifolia) bringt, wenn die Elefanten sich daran reiben, um von dem quälenden Jucken ihrer brunnleuchtigen Wangen befreit zu werden. Die Dschadhi-Kräuter, deren Schein im Innern der Höhlenhäuser hastet, dienen nachts den Wäldlern und ihren Frauen als Lampen, die ihrer Liebeslust leuchten, ohne daß man sie mit Öl speisen muß. Draußen krabbeln die fetten Rohob-(Kimpurusha-)Weiber umher. Und so sehr der steinharte Schnee ihre Hände und Fußsohlen auch plagt, kommen sie doch nur langsam vorwärts, weil sie die Last ihrer Fettnäpfe und dicken Brüste kaum zu schleppen vermögen. Tagsüber vertreibt sich das Dunkel, scheu wie die Eulen, tief in die Höhlen hinein — und mit der Glüte, die ein edler Gastgeber auch gegen Elende hegt, schüßt der Berg es vor der Tagessonne. Die Büffelweibchen bewegen ihre Schweife wie Fliegenwedel vor dem Bergkönig hin und her und werfen dabei blühende Glanzlichter nach allen Seiten. Dort schmiegen sich die Wolken an die Tore der Höhlenwohnungen und geben Vorhänge für die sich schamhaft entkleidenden Kimpurusha-Mädchen.

Wenn der Wind aufsteht, reißt er die heiligen Wassertropfen der Gangaquellen mit sich,

macht die Dewadärubäume (*Pinus deodora*) erzittern und zauft den Kiraten ihren Hüftschmutz aus Pfauenstschweifen auseinander. Aber trotzdem begrüßen ihn diese Bergmenschen mit Lust und machen sich auf, um den Gazellen nachzuströmen.

Auf dem Himälaja erweckt die Sonne, die seine Hüften umkreist(!), mit nach oben gerichteten Strahlen die edelsten Lotosblumen aus den Gipfelseen(!) — Nachkommen von denen, welche die sieben Weisen einst für Schiwa pflückten und als Großen Vären an den Himmel setzten.

Als nun Gott Pradschäpati, der Herr der Geschöpfe, sich überlegt hatte, daß der Himälaja der Spender des heiligen Soma war und daß dieses Gebirge Kraft genug hatte, die ursprünglich schwankende Erde durch seine Last zu festigen, da gab er ihm persönlich Anteil am Segen der Opferwerke und vertlich ihm die Gewalt des Königtumes über alle anderen Gebirge.

Eine recht romantische Schilderung von wenig Anschaulichkeit, welche es sehr wahrscheinlich macht, daß Kälidäsa wohl das liebliche Mittelgebirge, nicht aber den Himälaja gekannt hat. Den ewigen Schnee empfindet er als einzigen Makel des Himälaja, den er lieber von Oschadhi-Pflanzen weithin leuchten läßt, als vom Eis der Gletscher. So auch in den Versen seines Raghu-Wamscha:

Liebste, möchtest du durch dein Erwachen  
Also meinen Kummer flüchtig machen,  
Wie Oschadhiz nachts durch ihr Gefunkel  
Im Bellüst Himälajas das Dunkel!

Die Oschadhi und übrigen altbergebrachten ewigen Requisite machen obige Schilderung immerhin als Typus interessant. Die Verse zeigen außerdem, welche traditionelle Hochachtung der Himälaja, der König und »der Guru (= Oberpriester) der Berge« in ganz Indien genöß.

Der Name „S c h n e e - P a l a s t“ ist dem Gebirge erst ziemlich spät beigelegt worden; »i m e h i m a w a n t a h« (diese Schneebedeckten) sagen die alten Weden; der H i m a w a t (der Beschneite) ist der klassische Name, der erst dem romantischen Sinne nachepischer Zeit nicht mehr genügt. Der Himawat ist bis zum Modernwerden der Alpen das meistbesungene Gebirge der Welt gewesen. »Es ist ein Berg, verherrlicht unter dem Namen Himälaja, besucht von Kinnaras, Gandharven und Widjadhara, ein wahrhaftiger Beherrscher mächtiger Berge, dessen Preis unter den Gebirgen eine solche Erhabenheit erlangt hat, daß ihn Bhawan! (= Parwati), die Mutter der drei Welten, gewürdigt hat, seine Tochter zu werden. Sein nördlichster Gipfel ist der sich hoch auflührende Kälidäsa, der mit seinem schneeigen Glanze gleichsam lächelnd prahlt: Der Berg Mandara ist nicht einmal weiß geworden, als der Ozean mit ihm geküßelt wurde, — und ich bin es ohne Anstrengung geworden!« So sagt Somadewa in seiner Sammlung Kathä-Sarit-Sägara (Ozean der Märchenströme) im 11. Jahrhundert n. Chr.

Der Himawat hat eine solche Bedeutung im indischen Geistesleben, daß nach ihm sogar das ganze Land „H ä i m a w a t a“ (H i m ä l a j a l a n d) genannt worden ist.

Die Weden, denen Windhja und die südlicheren Gebirge noch fremd sind, preisen den Himawat als Soma-Geber, dann wird er der gepriesene Sitz der Götter, namentlich Schiwas und Kuberas und die Zuflucht der Büßer. Im allgemeinen gilt der Himawat als Sinnbild der Standhaftigkeit, Dauer und Größe; häufig sind Vergleiche wie jener im Milindapanha, welcher die hunderttausend Häuser der Stadt Sagala den Berggipfeln des Himälaja vergleichbar nennt. »Der Himawat soll fallen und die Erde soll bersten, ehe das und das geschieht!« ist eine ständige Formel, welche übrigens die dem Indier geläufige Unterscheidung zwischen Erde und Berg zeigt. Er heißt »der Unbewegliche“ und das Epos sagt von ihm: »der Himawat, eine Mine von Edelsteinen aller Art, ist genannt Schiwas Schwiegervater, er ist heilig und geweiht von Vätern und Sängern«. Eine Art geographische Beschreibung gibt das Mahabhärata. Es spricht da in wunderlicher Zusammenstellung von seinen Spitzen, Flüssen

Wäldern, Höhlen, Löwen, Tigern, einzelnen Vogelarten, Kinnara, Apsarafen, Elefanten, Widjädharas, Edelsteinen, Schlangen. Es betont insbesondere seinen Reichtum an Goldminen und goldhaltigen Gewässern. »Wie Honig aus den Blüten kommt Gold aus den Bergen«, das Gold ist die Essenz der Berge.

Die indische Sintflutsage läßt das Schiff des arischen Noah, Manu's, auf dem Himawat landen. Ein geheimnisvoller Fisch (Brahma) veranlaßt Manu, ein Schiff zu zimmern und mit einem Seile an des Fisches Horn zu befestigen. Er zieht das Schiff durch die steigenden Wasser, die alles Leben vernichten, bis er »das nördliche Gebirge« erreicht. Hier sagt er nun (nach der ältesten Fassung des Satapatha-Brahmana): »Binde das Schiff an einen Baum (!), aber gib acht, daß das Wasser dich nicht fortspült, während du auf dem Gebirge bist. Wenn das Wasser fällt, kannst du allmählich herabsteigen. Manu stieg demgemäß allmählich herab und daher heißt jener Abhang des nördlichen Gebirges „Manu's-Abstieg“. Im Mahabharata geschieht die Landung auf dem höchsten Gipfel des Himawat und der Berg erhält davon den Namen »N a u h a n d a n a « (Schiffsanbindung).

Auch in anderen Geschichten der großen Epen spielt der Himälaja eine Rolle. So begibt sich der Held Urdschuna (in der Episode Indralokagamanam) in dieses Gebirge, um zur Besiegung der Guru die Götterwaffen zu erlangen. Der Agastawata (Kundschara), Wassichthas Berg und der noch berühmtere Bhri g u t u n g a werden von ihm besucht. Saktwa, Jama, Waruna und Kubera erscheinen und beschenken ihn mit den ihnen eigentümlichen Waffen. Indra aber sendet ihm seinen eigenen Wagen zu und läßt ihn zu sich in den Himmel fahren, um ihm seine Waffe zu übergeben. Da nimmt Urdschuna Abschied von dem schönen Berge M a n d a r a, auf dem er gottergeben gelebt hat, mit folgenden Worten:

Den Frommen, die dem Rechten leben,  
Einsiedlern, die zum Guten streben,  
Die Sehnsucht nach dem Himmel lenkt,  
Haft du, o Berg, stets Schutz und Heim geschenkt!

Den Priester, Krieger und Gemeinen  
Führt deine Huld, o Berg, zum reinen  
Erhabnen Himmel, daß er frei  
Vom Leid der Welt und nah den Göttern sei.

Bergkönig du, vom Weh gemieden,  
Wer Zuflucht sehnt, dem schenkst du Frieden.  
O sieh, ich scheide reichgelohnt:  
Ich hab, mein Berg, auf dir voll Glück gewohnt!

Dein Buschgeschlecht, die grünen Flächen  
Mit ihren ungestümen Bächen  
Und manch geweihtem Badeort  
Und heilige Flüsse ich ich freudig dort.

Ich schlürfte aus den sanften Fluten,  
Die deinem hohen Leib entbluten  
Und niederströmen klar und rein ...  
Ich schlürfte sie wie Milch der Götter ein.

Ich war ein Kind auf Vaterknieen  
Auf dir, um den die Elfen ziehen,  
Um den die Wünschshaft Lieder webt —  
Und voll von Glück hab ich auf dir gelebt!

Während Urdschuna in Indras Himmel weilt, kommt der Heilige Lomascha zu den übrigen Pandusöhnen und erzählt ihnen, wo ihr Bruder zur Zeit weile. Da beschließen sie, aufzubrechen und ihm zu folgen. So kommen auch sie und ihre gemeinsame Gattin Draupadi in den Himawat. Eßigmann erzählt diese Episode ungefähr folgendermaßen:

Unter der weisen Führung des Heiligen schlugen sie den Weg nach dem Himawat ein. In frommer Ehrfurcht besuchten sie alle vom indischen Glauben geheiligten Wallfahrtsorte an ihrer Straße. Der gute Heilige kürzte ihnen die Zeit durch Erzählungen, schickerte ihnen



die Herrlichkeit des Berges Meru, wo lichtumflößen die Götter sitzen, von Sonne, Mond und Sternen rechts hin umwandelt. Vom sonnenumspielten Gipfel des Kailāsa sprach er, wo der Schatzgott Kubera die duftenden Göttergärten pflegt usw. Am Fuß des Gebirges nahm Lomascha Abschied, und die Pandawa stiegen die steilen Hänge hinan. Tagelang ging es aufwärts durch wogelosen Wald. Der Mühsal wurde immer mehr, je höher die Wanderer stiegen. Besonders Draupadi litt unter den Beschwerden des Aufstieges, trotzdem der starke Bhima ihr sorgsam die Hindernisse aus dem Wege räumte und Rakusa wie Sahadewa den Ermüdeten viele saftige Beeren und manchen Trunk klaren Quellwassers brachten. Wenige Wegstunden vom Gipfel überstieg die Schwergeläufigen ein Gewittersturm, der den Berg in seinen Grundfesten zu erschüttern schien. Bäume und Felsen stürzten um sie und verlegten jeden gangbaren Pfad, so daß selbst Bhimas übermenschliche Kraft versagte. Aber ein zauberfundiger Riese und seine Diener trugen sie fliegend hoch hinaus über die Gewitterwolken, bis nahe zum Gipfel des Kailāsa. Dort legten die Riesen ihre Schützlinge auf die saftig grüne Matte, und nachdem sie die Pandawa noch gewarnt hatten, den Waldgürtel rund um den Gipfel zu betreten, stoben sie davon. Draupadi erwachte aus ihrer Erschöpfung und bat Bhima, ihr doch einige von den Lotosblüten zu bringen, deren erquickender Duft ein sanfter Wind vom Gipfel herabwehte. Rasch sprang Bhima auf und lief nach dem Wald, um Draupadis Wunsch zu erfüllen. Kaum hatte er den Wald betreten, so hörte er einen wahren Höllenlärm: Löwen und Tiger brüllten, Wölfe heulten, Schlangen zischten und wilde Elefanten stampften trompetend durch das Unterholz. Aber Bhima sprang mitten unter die Bestien, riß eine Löwin an den Hinterbeinen empor und schwang sie, wie eine Keule, wirbelnd ums Haupt. Krachend schlug er damit zu und tötete einen Elefanten und zwei Tiger. Die übrigen flohen voll wilden Entsetzens. Bald darauf stand Bhima in den duftenden Beeten des Göttergartens an dem geheimnisvollen Lotosstich. Ein riesenhafter dienender Geist, der als Gärtner hier waltete, sagte ihm zu, daß er den Herrn des Gartens um Blumen bitten solle, wenn er welche wollte. Bhima sagte, daß die Kriegerstute nicht Bitten, sondern Nehmen heiße. Es kam zum Streit, zum Kampf, und Bhima erschlug den groben Knecht — gerade in dem Augenblick, als der strahlende Gott Kubera den Garten betrat. Aber Kubera nahm den Eindringling freundlich auf und riet, die Pandawa sollten den Berg Gandhamādāna besteigen, dort werde Ardschuna, vom Indrahimmel zurückkehrend, in kurzer Zeit landen. Dann lud er Bhima und die Seinen ein, nach dem Kailāsa zurückzukommen und sich's in seinen Gärten wohlsein zu lassen. Damit verschwand der Gott vor Bhimas Augen. Glückselig raffe dieser einen Arm voll der köstlich duftenden Blüten zusammen, lief durch den Wald zu den Seinen, und schüttete die Blumen über das Lager der schlafenden Draupadi. — Am nächsten Morgen begannen die Pandawa ihre Wanderung nach dem Gandhamādāna und erreichten den Gipfel, als Ardschuna eben vom Himmel aus dort gelandet war. Wieder vereint, wanderten die Pandawa nach dem Kailāsa und verlebten vier Menschenjahre, wie eine einzige Nacht des Glückes, in den köstlichen Gärten des Schatzgottes.

Diese „Fahrten Schilderung“ ist vor allem in Hinblick auf den Kailāsa interessant, welcher hier glattweg als ein Vorläufer des berühmten Rosengartens in den Dolomiten erscheint. Der Zusammenhang zwischen Kubera, dem Jaska-König, und Laurin, dem Zwergenherrn, zwischen den beiden Bergen, davon jeder in seinen Gipfelgärten die Lieblingsblume des Landes trägt (hier Lotos — hier Rose), dürfte wohl kaum ein zufälliger und nur äußerlicher sein. Uraltetes Sagengut scheint so Alpen und Himalaja zu verweben...

Der Himawat ist von alters her der Hauptaufenthaltort für alle Büßer und Heiligen. Wir werden davon noch hören. Der große Wischnuamitra, der Raste der Kschatrias angehörig, büßte so lange in einer Klust des Himalaja, bis er durch die Nacht seiner Askese zum Brahmanen wurde.

Der Riesenkönig Hiranjakasipu baute sich, nachdem er alle frommen Wischnufreunde besiegt hatte — (Wischnu ist der Hauptgott der Ebene und des Südens) — ein herrliches Schloß auf dem Himawat. Vom Sohn dieses Bergriesen wird nun in den Bhāgawata-Purānas erzählt, daß er sich zu Wischnu bekannt habe; alle väterlichen Strafen schlugen fehl, Schwerter, Elefantenfüße taten ihm keinen Schaden; da warf man ihn in einen Abgrund des Himawat... ohne Erfolg. Da versenkten ihn die Riesen endlich tief ins Meer hinab und türmen Berge auf über seinem Haupte. Aber Prahrāda, der also Gequälte, preißt Wischnu und gewinnt dadurch die Kraft, die Berge von sich abzuschleudern und tritt unverfehrt wieder hervor.

Die Diener Wischnus wissen übrigens zu erzählen, daß mehrere Felsentore des westlichen Himälaja von diesem großen Gotte aufgetan worden sind und wallfahrten noch heute nach verschiedenen solcher Orte. Wo fürchtbare Schluchten in den Bergen gähnen, hat Wischnu sie aufgetan. An der Stätte Sawadhana hat er den heiligen Röhren einen Schutzwall aus Bergen errichtet.

Als die Pandus des Rāmajāna auszogen, um die Götter zu suchen, reisten sie »nach den nördlichen Gebieten zum göttlichen Himawata, dem heiligen, von den Göttern geliebten«. Sie sehen, näherkommend, die Spitzen des Kālāśa, den Mānāka, den Fuß nur des hohen Gandhāmādana, den sie aber nicht zu erreichen vermögen. — In dem berühmtesten indischen Drama Kālidāśas „Sakuntalā“ sind die letzten Szenen auf den Höhen des Himälaja, auf dem Rimpurāśa-Gebirge, dem höchsten Vollendungsflüß der Wischnuden, gedacht, und auch verschiedene Szenen seiner „Urwaschi“ verlegt Kālidāśa in das Himälaja-Gebirge.

Der meistgenannte Gipfel dieses Hochgebirgs ist der Kālāśa, auch Hemakūta genannt, (obwohl diese beiden nicht immer identifiziert wurden) den Bhāravi (ein Dichter — oder besser ein Verskünstler — des 6. Jahrhunderts n. Chr.) in einer berühmten Stelle seines Kirātārdśchunja (nach Haberlandt) also schildert:

Der Wandrer schaut die lust'gen Höhen droben,  
Wo steil des Berges Gipfel auf sich baun,  
Als hält er sich im Riesendrang erhoben,  
Des Weltalls fernste Welten noch zu schaun,  
Als wollt er lähn des Himmels Feste tragen,  
Den Weltenberg (Meru) aufstrebend überragen.

Wie steht er da, belebt von tausend Wesen,  
Wie eine zweite Welt, so groß und reich;  
Es treibt der Mensch tief unten still sein Wesen,  
Und Geister wohnen hoch im lustigen Reich;  
Ihn schuf der große Gott, um seine Macht zu zeigen,  
Denn diese zweite Welt, sie ist sein eigen.

Aus Felsengipfeln, die den Himmel streifen,  
Und schneebedeckt hellshimmern wie Demant,  
Durchglänzt von Erzesabern goldnen Streifen,  
Hat aufgebaut den Berg des Gottes Hand,  
Dem Herbstgewölbe gleich, das leicht sich ballt,  
Vom Wetterſchein vergoldet und durchstrahlt.

Er gab den Felsen, üppig grün sich rankend,  
Lianenlauben für der Nymphen Chor,  
Er türmte Felsenwände, nimmer wankend,  
Dazwischen hohen Schwungs manch Felsentor;  
Zur Wunderstadt schuf er das Berggehänge  
Mit Mauern, Türmen, Gartenblüt-Gepränge.

Als schwäng er weiße Riesenflügel, breiten  
Sich leichte, dünne Wolkensflüge aus  
Vom Bergesrücken hin nach beiden Seiten  
Und schimmern in die Ferne weit hinaus.  
Nie zuckt ein Blitz in jenen Höhen oben,  
Nie rollt der Donner im Gewölbe droben.

Mit klarem Wasser strömen rasche Quellen  
Talabwärts zwischen frischem Ufergrün,  
Wo Elefanten weiden, wo an lausch'gen Stellen  
Die blauen Lotusblumen duftig blühen,  
Und auf den sanften, blumigen Gestaden  
Die Wellen plätschernd dich zum Bade laden.

Ein Gürtel blühender Ashoka schlingt  
Sich rötlich schimmernd um den Berg im Tal,  
Und eine Kette dunkler Wälder schwingt

Sich drüber hin mit Wipfeln ohne Zahl,  
Wo Elefanten im Verborgnen haufen,  
Eiskörner von der Höhe niedersaufen.

Schwarz steigt ein Gürtel niedrer Fichtenwälder  
Dann an der rauhen Felsenwand empor,  
Auf seinem Scheitel glänzen Gletscherfelder,  
Starrt ewig Eis aus ewigem Schnee hervor.  
Da stehst du, still erschüttert, tief besungen,  
Es schweigt des Herzens Dual und sein Verlangen . . .

Die orographische Bestimmung des Berges ist ungenau und schwankend, doch steht im allgemeinen fest, daß er am oberen Laufe der Gangä liegt, bezw. deren Ursprungsort darstellt. Sechs Meilen soll er hoch sein. Wegen seines Glanzes und seiner Größe ist er beliebt als Vergleichspunkt für prächtige Städte mit hohen Palästen (das Sanskrit kennt ein ganz ähnliches Wort wie unser „Wolkenkratzer“), sowie für die Schilderung von Riesen usw. »Hoch wie die Spitze Kälkäsa stand er da, mit erhobener Keule«, sagt z. B. eine Stelle des Mahābhārata. Von dem Göttergewimmel auf ihm haben wir schon gesprochen. Das Rāmajāna erzählt, wie der wilde Dämonenfürst Rāwana, der Feind Rāmas, mit seinem Gefolge den Kälkäsa stürmte, um durch den Berg in die Antenwelt zu fahren. Auf dem Gipfel verwüsteten die Tollen den herrlichen Hain des Schutzgottes Kubēra und stahlen seinen goldstrotzenden Wagen Puschpata.

Der Gipfel des Kälkäsa, auf dem Schiwa wohnt, ist oft gedacht als ein breites Plateau, oft aber besteht er auch aus drei hohen Spitzen, oder auch aus einer, die aus lauterem Silber ist (Eis und Schnee). Mit der Kühnheit indischer Vergleiche hat man ihn auch »Schiwas Lagen« genannt — die blühenden Eisfelder gedacht als des Gottes Zähne. Man hat ihn den »Goldenen Berg« genannt, vielleicht ursprünglich wegen seines Goldreichtums im Innern, dann aber auch in wörtlichem Sinne. Er konnte eben nicht ungewöhnlich und glanzvoll genug sein, und da der Mythenberg Meru golden war, so gönnten spätere Dichter dem Kälkäsa das gleiche. Sie waren ja der Naturanschauung schon ferner gerückt und überließen sich schrankenloser der Phantasie. Man darf wohl annehmen, daß den Namen Kälkäsa ursprünglich Jnder des Nordwestens einem ganz bestimmten Berge, nämlich dem höchsten ihres Anschauungsbereiches, gegeben haben und auch andere vorstehende Gipfel mit festen Namen benannten. Aber spätere Dichter, namentlich solche der südlicheren Gegenden, welche den Himälaja gar nicht aus der Anschauung kannten, haben sich oft recht wenig darum gekümmert, wo der von ihnen erwähnte Berg wohl in Wahrheit liegen möchte, und warfen die Namen Kälkäsa, Hemakūta, Gandhamādāna, Mānaka usw. ziemlich willkürlich durcheinander. Dabei ist es möglich, daß Kälkäsa vielleicht der Name einer ganzen Kette war, deren höchste Erhebung sie nun auch Kälkäsa (siehe „Montblanc“), andere vielleicht Hemakūta oder Gandhamādāna nannten (siehe Wetterstein — Zugspitze). Auch der Mānaka scheint manchmal ein Gipfel der Kälkäsa-Kette zu sein. Es ist mit den Bergen eben wie mit den Göttern: auch hier wird oft einer durch den anderen ersetzt, was um so leichter der Fall sein kann, da die auf Eigenschaften begründeten Namen (wie Schiwa = der Gütige) ja auch als Epitheta für andere leicht passen. So mag es auch mit Bergen wie dem »mit Wohlgerüchen geizerten« usw. bisweilen sein. Immerhin finden sich in den Epen Angaben (vielleicht nur herausgegrübelt aus den alten heiligen Texten), welche ein geographisches Schema aufstellen lassen. Freilich steht auch dieses nicht unbedingt fest. Von den Himälaja-Bergen sagt es: Der Gandhamādāna liege nördlich vom Māljamat, dieser nördlich vom Nischādha und dieser wieder liege westlich vom Hemakūta (= Kälkäsa), der die Gangesheimat sei. Dann aber wieder sind diese Namen Bezeichnungen für selbständige Gebirge oder doch Bergketten, so in dem geographischen Abriß des Mahābhārata, wo Samdśhaja die Fragen Dhritarātschras beantwortet.

Das älteste Weltbild der Inder zeigt die Erde als eine Fläche mit Gebirgen. In sagenhafter Ferne liegt rundherum das Meer. Die bestimmtere Kenntnis des Ozeans veränderte dann dieses Bild: die Welt ist ein Meer mit einer Insel (Dwipa) darin. Der Mittelpunkt ist der riesige Berg Meru, oder — nach einer neueren Idee — der Rosenapfelbaum (Dschambu) als Weltbaum, weshalb die Insel Dschambu-Dwipa heißt, oder wieder der Meru, dessen Spitze nun aber den Weltbaum trägt und dessen Fuß die Wurzeln dieses Baumes rings umgeben. — Die bekannte Welt wird größer — und an der genannten Frage- und Antwortstelle des großen Epos weiß Samdshaja von vier Dwipas (d. h. Kontinenten, der Inselcharakter tritt noch nicht bei allen klar hervor), die um den Meru-Berg gelagert und von Gebirgen durchzogen oder umgeben sind. Auf Dschambu-Dwipa (so heißt der Kontinent der Inder), gibt es nun 6 Gebirgsketten, denen als siebenter der selbständige Berg Meru zur Seite steht. Südlich und östlich von diesem sind die drei großen Ketten: Nischādha, Hemakūta (oder Kālāsa) und Himawata, nördlich und westlich die Ketten Nīla, Sweta (Weißes Gebirge) und Śringawata; nördlich von letzterem ist der Ozean. Daneben wird aber an der gleichen Stelle auch noch als Gebirge genannt der Gandhamādana und »das Feuer Samwartaka auf dem Māljawat und dieses Gebirge selbst«, ohne daß die Lage beider irgendwie erklärt würde. An anderer Stelle wird aber gesagt, daß der Meru nördlich vom Gandhamādana, dieser nördlich vom Māljawat, dieser nördlich vom Nischāda und dieser westlich vom Hemakūta. Hier ist eben der Meru nicht mehr Mittelpunkt der Dschambu-Dwipa (Indiens), sondern Mittelpunkt der Welt, der vier in nord-südlicher Richtung aneinandergeketteten Dwipas, welche aber später als konzentrisch nebeneinanderliegende angenommen werden. Der Meru ragt nun inmitten des Weltozeans auf, und um ihn liegen in den Hauptrichtungen als Inseln die 4 Dwipas (nach den Purānas aber lagern sich 7 Festländer in konzentrischem Ring um den Meru). — Die buddhistische Lehre trägt der Zeitströmung durch den Einschub von 4 Ringgebirgen Rechnung; sie schließen aber bald die drei Dwipas Bhadrāsua, Ketumāla und Uttarakuru mit dem Dschambu-Dwipa zu einer einzigen Länderscheibe zusammen, in deren Mitte der Meru-Berg als Weltachse emporragt. Der ehemalige Weltbaum steht jetzt als Mittelpunkt auf dem Schelbenviertel Dschambu-Rhanda (wie es jetzt, da es kein Dwipa mehr ist, genannt wird). Dschambu-Dwipa heißt gleichwohl die ganze Scheibe. Ihr Durchmesser wird mit 18 600 Jodshana angegeben (während der Meru 84 000 Jodshana hoch ist!). Sechs Gebirge durchlaufen nun auch jeden Teil dieser Weltscheibe, der Meru aber steht beherrschend als siebentes in der Mitte. Ihre Namen sind: Mālaja, Dschaladhāra, Kairātaka, Śjāma, Durgasaila, Kēsara. Auf jedem Erdscheibenteil gibt es je einen Berg namens Gaura (hell), Kriśhna (schwarz) und Śāmā (dunkel; Nischfarbe) je nach der Farbe der Bewohner (Arier, Ureinwohner — Dravidas, und Mischlinge).

Es liegt nicht im Rahmen unserer Aufgabe, die Entwicklung des indischen Weltbildes weiterhin zu verfolgen. Das Wesentliche für uns ist die Tatsache, daß dem Inder der Berg im Mittelpunkt des Kosmos steht. Ursprünglich war dieser Berg Meru ihm der nördliche Horizont — (die höchste Spitze des Himalaja wurde als Südhang des Meru betrachtet) —; er war der Nordpol, welchem der Sumeru entgegengesetzt ist. In den Epen (welche übrigens den Sumeru nicht kennen) hat sich dieses Bild eines Polarberges im Sinne der ange deuteten Anschauungswandlungen aber sehr geändert. Denn er ist hier umgürtet von Hainen und trägt den Dschambu-Baum auf seinem Gipfel, der Gesundheit und ewige Jugend gibt. Und »freundliche und weise Brahmanen« wohnen unter dem Baum. 11 000 Meilen ist der »himmelstührende Dschambu« hoch, und seine Wurzeln laufen rund um den Fuß des Meru. In anderen Sagen und Märchen wieder ist der Berg aus lauterem Golde, und

Gold wird alles, was sich mit ihm berührt. Darum verflucht ihn im Mahābhārata der Vogel Sumukha (im Neru-Jātaka ist es ein Goldschwan) und verläßt ihn entrüstet, weil er seine vergoldende Kraft an Würdige wie an Unwürdige gleichmäßig verschwendet. Ein andermal trägt der Berg nur drei goldene Sp i z e n und ist umgeben von Wolken, welche kein Wind bewegt.

Die älteren Zeiten haben den Meru natürlich noch nicht so fabelhaft ausgestattet. Ihnen war er der gewaltige Berg, auf welchem die Götter unter der Herrschaft des kriegerischen Indra wohnten. Writra, der Fürst der Kalakeja (eines Riesengeschlechts der Dānawa), wälzte mit seinen Riesen Berge gegen den Meru, daß die Erde erzitterte; darauf stürmten die Kalakeja vor und warfen sich gegen die Götter. Der Meru schien in lodenden Flammen zu stehen, so funkelten die goldenen Panzer, die eisernen Keulen der Dānawa, als stürzte der Berg ein, so tobten die Lüfte beim Zusammenstoß der Helden. Die Götter wurden in furchtbarem Kampfe zurückgedrängt, bis Brāhma dem Indra die berühmte sechsziackige Keule anfertigen ließ, welche donnernd durch die Lüfte sauft und den Dānawafürsten tötet.

Einmal wird im Epos erzählt, daß die Spitze des Meru sich mit der gleichhohen des Himawat vereint zu einem Doppelgipfel; die eine Spitze ist golden (Meru), die andere silbern (Himawat; Eis und Schnee). Dann aber wieder ist der Meru viel höher — er ist 84 000 Meilen hoch und 84 000 Meilen tief —, aber während er im Mahābhārata rund ist, betrachtet ihn der Buddhismus als würfelförmig, so daß seine Gipfelsfläche parallel zur Erdscheibe steht. Jedenfalls überragt er alle anderen Berge, so daß ihn Sonne, Mond und Sterne in der Tiefe demütig von rechts her umwandeln (was Kālīdāsa später, wie wir gesehen haben, auch vom Himawat sagt, dem er eben alles zuschiebt, was je einen Berg erhaben machte). Der Meru — sagt eine Beschreibung im Mahābhārata — »liegt nördlich vom Gandhamādāna, ist heilig, das Tor der Süßer, und beleuchtet das Reich des Nordens. Hier wohnt Pradschāpati, die Seele des Seienden, hier leben die Putrāmānāsā, die geistigen Söhne Brāhmas, von denen Dakṣa der siebente ist. Die Dēwarischs, die sieben Seher der Götter, steigen hier auf und nieder, auf der Spitze sitzen die erhabensten Götter« usw. Gott Śhīwa wird nach ihm »Merudhāman« (Merubewohner) genannt. Der Berg ist der Inbegriff der Erhabenheit und Würde. Wie der Kālīdāsa wird er benützt zu Vergleichen, um Herrlichkeit und Pracht anzudeuten. »Winde sollen den Meruberg wegtragen und der Himmel soll stürzen, ehe das und das geschieht!«, so wird geschworen. »Die Felsen des Meru« sind wie die Sandkörner der Ganga und die Sterne am Himmel ein Inbegriff des Unzählbaren.

Der dritte berühmte Berg ist neben Kālīdāsa und Meru der M a n d a r a; alle drei werden untereinander, namentlich als Sitz der Götter, oft identifiziert. Auch auf dem Mandara finden wir Śhīwa und sein Gefolge. »Auf ihm hausen die Māntwacas, Jakkhas und ihr König Kubēra, 88 000 Gandharven und viermal soviel Kimpurāschas und Rakshasas.« Ihm rühmt man nach: »Kirtthas (heilige BADEPLÄZE), süße Ströme, Nymphen und den Klang der Wēda-Regitation«. Einzigartig aber ist die Rolle, welche der Mandara spielte, als die Götter beschloßen, den Ozean auszuquirten und aus ihm — dem Quell alles Lebens — den Ewigkeitsstrank Amrita herauszubuttern. Diese seltsamste aller Berggeschichten soll hier (in A. Holzmanns Übertragung) nach dem Mahābhārata wiedergegeben sein:

Die Götter und die Danawer  
Nach langem Kampf verbanden sich,  
Um aus der Flut des Ozeans  
Das Amrita, den köstlichen Saft,  
Zu haben mit vereinter Kraft.  
Zum Butterstempel nahmen sie  
Den zu den Wolken ragenden,

Mit allen Pflanzen und Bäumen bewachsenen,  
Von Bienen und Vögeln jeder Art  
Bewohnten, von den Göttern geehrten  
Berühmten Berg, den Mandara.  
Den rissen die Götter und Danawer aus  
Und trugen samt den Wäldern ihn  
Und samt den Waldbewohnern fort,

Und kamen an den Ozean  
 Und sprachen: „Dein Gewässer zu quirlen,  
 O Herr des Meeres, kommen wir.“  
 Und Varuna erwiderte ihnen:  
 „Gebt Unfeil mir am Amrita,  
 Denn große Schmerzen muß ich erdulden  
 Von diesem Berge Mandara!“  
 Darauf zum Schildkrötenkönig sprach  
 Der Suren und Usuren Schar:  
 „Sei du, o Akupar, der Punkt,  
 Auf dem der Butterfempel ruht!“  
 Zufrieden war es Akupar,  
 Da stellten sie den Mandara,  
 Den ungeheuren Felsen, fest  
 Auf Akuparas Rückenstüb.  
 Nun war zum Quirlen alles bereit,  
 Nur fehlte noch der Butterstrid.  
 Und sehr verlegen sprachen die Götter:  
 „Wo finden wir nun einen Strid,  
 So groß und stark, daß man damit  
 Den großen Felsen drehen kann?“  
 Da kam der Schlangenkönig herbei,  
 Der tugendreiche Wasuk,  
 Und sprach: „Ich will in dieser Not  
 Euch helfen und zum Quirlen euch  
 Als Quirlstrid dienen, wenn ihr mir  
 Auch einen Dienst erweisen wollt:  
 Helft mir, den Gott der Götter erwecken,  
 Den Brahma, des Geschides Herrn,  
 Daß er nicht alle Schlangen verderbe  
 Und mildere der Mutter Fluch!“  
 „Wir wollen's tun,“ versprachen die Götter,  
 Helf uns, o großer Wasuk!“  
 Da schlang sich um den großen Berg  
 Der Schlangenkönig wie ein Strid.  
 Am Haupte drauf ergrißen ihn  
 Der Götter Partner, die Danawer;  
 Die Götter aber saßen geschwind  
 Den Schwanz des ungeheuren Wurms.  
 Drauf fingen sie wetteifernd an,  
 Die Götter und die Danawer,  
 An diesem Strid den hohen Berg,  
 Den Mandara, als Butterstod  
 Zu drehen und den Ozean

Zu buttern mit vereinter Kraft.  
 Des Meeres Wasser schäumte und schwall  
 Und koste wie des Donners Schall.  
 Und alle Fische und alles Getier,  
 Das in den Tiefen der Fluten haust,  
 Ward von dem nimmer rastenden Berge  
 Zerquetscht, zerstoßen und zermalmt.  
 Und immer schneller butterten  
 Die Götter und die Danawer.  
 Da sanken von dem Berg die Tiere,  
 Die in den Wäldern hauseten,  
 Das Wild, die Elefanten und die Löwen,  
 Und fielen in den Ozean.  
 Und selbst die Vögel, vom Schwindel ergriffen,  
 Sie taumelten ins Meer hinab.  
 Da wurden alle Tiere des Landes  
 Vernichtet in des Meeres Grund.  
 Und immer schneller butterten  
 Die Götter und die Danawer.  
 Da sanken von dem Berge herab  
 Des Waldes Bäume und alles Kraut  
 Und mischten ihre heilenden Säfte  
 In das Gewässer des Ozeans.  
 Und immer schneller butterten  
 Die Götter und die Danawer.  
 Und vom beständigen Drehen erhitzt  
 Im Innern glühte der Mandara;  
 Und seine Erze, Silber und Gold,  
 Geschmolzen, flossen in das Meer.  
 Und immer schneller butterten  
 Die Götter und die Danawer.  
 Da wurde des Meeres Wasser verwandelt:  
 Mit aller Wesen Saft gemischt  
 Ward es zu Milch; die Milch gerann  
 Zu Butter; aus der Butter kam  
 Als bald in buttergelbem Gewande  
 Des Segens Göttin Sri hervor —  
 Und eine Schale, die sie trug,  
 War angefüllt mit Amrita . . .  
 Die Götter, ihres Sieges froh  
 Und im Besitz des Amrita,  
 Mit Jubel stellten wieder den Berg  
 An seine Stelle, den Mandara.

Die Lage des Berges Mandara wird bald im Norden, dann wieder im Süden und Westen angegeben. Die wahrscheinlichste Bestimmung weist ihn aber nach Osten. »Er liegt östlich vom Meru und Gandhamädana und beleuchtet die ganze Erde bis zum Ozean und sein Gebiet ist beschützt von Indra und Kubera,« sagt das Mahabhārata. Wenn Mond und Sterne den Meru umwandelt haben »kehren sie zurück zum Berge Mandara«. Die heutigen Inder verehren (nach Schlagintweits Bericht) den Götterquirl im Berge Mandara, der bei Bhagalpur in Bihar am rechten Gangesufer liegt. Am Abhang desselben befindet sich eine Göttermaske von unsicherer Deutung.

Vom Mānāka erzählt die epische Literatur, daß er der einzige gewesen sei, welcher Indra Widerstand leistete, als dieser den geflügelten Bergen die Schwingen nahm. »Feststehend wie der Mānāka« ist daher eine geläufige Formel. Einmal wird auch von ihm gesagt, er sei über allen anderen Bergen, wie Indra über den Göttern oder wie die Ganga über allen Flüssen. Er soll nördlich vom Rāilāsa stehen und ist berühmt durch die Menge von Edelsteinen, welche Māja hier in oder bei dem See

Bindusaras, wo die Danawa opfern, hinterlegt haben soll. Als »tausendzadiger Mäinaka« dient er einmal für einen tausendköpfigen Rakschasa zum Vergleich. Menä, die Gattin Himälajas, hat ihn vor Parwatis Geburt dem Bergkönig als Sohn geschenkt. Kälidäsa nennt ihn in der Kumärasambhawa-Dichtung »Mäinaka, den später die Schlangenmädchen liebten, der mit dem Meer ein Freundschaftsbündnis schloß und des Blühes Wundenschmerz nicht fühlte, so sehr Indra auch in Zorn geriet, als er den Bergen ihre Flügel beschnitt«.

Der Sweta wird der »Weiße Berg« genannt — vielleicht zum Unterschied vom »goldenen Käläsa« — wegen seines Reichthums an Silber. Swaha, die Gattin des Feuergottes Agni, welche ihrem Gatten in verschiedenen Frauengestalten erscheint, fliegt als Geier allabendlich auf den Berg Sweta, um dort, von Schlangen und Geiern bewacht, in goldenem Bette zu ruhen. Der Berg wird behütet von siebenköpfigen Drachen und in ihm findet sich der goldene See, wo der Kriegsgott Skanda (Kumära) geboren wurde. Skanda, der Sohn der Parmati, hat hier auch eine würdige »alpine Lat« vollbracht. Als nämlich der Dämonenfürst Bana eine Tochter Pratschäpatis raubte, verfolgte ihn Skanda, und als Bana sich angstvoll in den Krauntscha (welcher der Sweta selbst oder einer seiner Gipfel ist) verkroch, da spaltete der Gewaltige das Gebirge und tötete den Feigen durch einen Lanzenwurf. »Skanda spannte seinen Bogen und schoß seine Pfeile nach dem großen Weißen Berge, und mit seinen Pfeilen spaltete er den Krauntscha, der Sohn des Himawat (nebenbei: der Krauntscha ist also Skandas Onkel!). Der Krauntscha fiel mit furchtbarem Geheul, und da die anderen Berge ihn fallen sahen, begannen auch sie zu schreien. Aber Skanda spaltete den Weißen Berg, dem er die Spitze abschöß und der Weiße Berg floh voll Furcht von der Erde«, erzählt das Mahābhārata. Die Krauntscha-Schlucht aber ist so eng, daß einst Gott Wischnu, als er hindurchwollte, sich in einen Zwerg verwandeln mußte. Nach alten Überlieferungen war es übrigens dieser Wischnu selber, der die Schlucht mit seinen Pfeilen durch die Felsen schoß, um sich seinen Weg nach dem Süden zu bahnen. Der Sohn des Himawat (von Menaka geboren) wird an anderer Stelle auch wieder »Kudras Same« genannt.

Der Käliawat, von dem es heißt, daß er 5—6000 Meilen hoch sei, wird auch »der Bekränzte« genannt — bekränzt mit dem Samwarta-Feuer, wo jene untergebracht sein sollen, die von der Welt Brähmas abgefallen sind. Die heiligen Urnas haufen auf seiner Spitze. Von anderen Bergen und Bergzügen des Nordens hören wir noch in den Epen, daß der Nischādhā besonders Schlangen, Schlangengöttern (Nāgas) und Gandharven als Aufenthalt diene, wie der Nila den Brähmaris. Agnis Mutter, der Göttin Schandali, ist allein der Schringawat zugeschrieben, der — wie der Meru — drei Spitzen haben soll: eine aus Gold, eine aus Edelstein und eine aus Kleinodien aller Art. Der Hiranmaja erscheint als der Berg des Garāda. Im Hitopadescha (vielleicht 800 n. Chr.) wird ein Berg Gridhrakuta (Geierhorn) erwähnt: »Im Norden liegt ein Berg, der heißt Geierhorn. Dort nisteten am Ufer der Arawati (= Kawi) Störche auf einem Feigenbaum.« Vielleicht ist es derselbe Gridhrakuta, von welchem zwei tapfere Helden einmal den Donner Indras herabholen wollten, welcher Versuch ihnen aber mißlang. Auch der Buddha soll auf dem Gridhrakuta dem weisen Subhuti seine Lehre vorgetragen haben. Der Name ist aber nicht feststehend oder doch nicht vereinzelt; denn eine andere Geschichte des Hitopadescha beginnt so: »An der Ganga steht auf einem Berge, Gridhrakuta genannt, ein großer Feigenbaum. In einer Höhle desselben wohnt ein Geier, Dscharadgawa geheißten.« Dieselbe Sammlung weiß auch von einem Gebirge der (Glücks- und Schönheits-)Göttin Sri: »Mitte in einem Gebirge, welches Sri-Parwati heißt, liegt die Stadt Brahmanpura. In deren Nähe ist ein Berg und auf diesem spukt ein Gespenst.« Dieses Gebirge der Sri wird auch anderwärts bisweilen

genannt. Oft erwähnt die Literatur den sagenhaften Aufgangsb<sup>er</sup>g Udaja, hinter welchem die Sonne aus dem Meer heraufkommen soll:

Wie in des Aufgangsb<sup>er</sup>ges Nähe  
Ein Ding erstrahlt in dessen Schein,  
So strahlt ein Mensch in Guter Nähe,  
Sollt' er auch ohne Raste sein;

sagt das Hitopadescha. Dem Aufgangsb<sup>er</sup>g steht der Untergangsb<sup>er</sup>g Ustā — »ein wahrer Bergkönig« — gegenüber; hier und in der See wohnt Waruna, alle Geschöpfe schirmend, der abends die Sonne einfängt, um sie in sein Reich zu nehmen. Der Untergangsb<sup>er</sup>g ist nach einer Version unantastbar, weil er brennt. »Als die Nacht ihrem Ende nahte und der Mond, der herrliche Bräutigam der Lotusblumen (des Nachtlotos, welcher sich abends erschlekt) herabging vom Scheitel des Untergangsb<sup>er</sup>ges, da erwachte ein Rabe«, heißt es einmal im Hitopadescha.

Es wurde schon gesagt, daß die großen Epen nur verschwommene Kenntnisse von den Gebirgen des Nordens haben, welche für die alten Inder noch „das Gebirge“ Indiens gewesen sind, auch ihnen freilich unnahbar, aber makellos, hehr und heilig, während die Epen und nachepischen Dichter schon mit heimlicher Ablehnung betonen, daß die Annäherung schwierig und die Besteigung unmöglich sei — außer für große Heilige und Helden. »Wie ein Narr, welcher versuchen will, den Gandhamādāna zu erklimmen«, sagt das Mahābhārata einmal. Die nachwedischen Zeiten mit ihrer vertrauten Kenntnis der Mittelgebirge Indiens, der sieben Kūlaparvataś, poetisch »die sieben Himmelstore« genannt, nimmt aber dem fremden Norden nicht seine Eigenschaft als Heim der großen Götter. Diese bleiben bezeichnenderweise in den erhabenen Höhen des eisigen Hochgebirges, denn die Götter wollen nicht gesehen werden und machen ihre Aufenthaltsstätten unersteiglich. Nur wenn die Götter sich droben zum Opfer versammeln, kann auch ein großer Heiliger das Gebirge besteigen.

Dem Norden als dem Bezirke Indras bezw. Schivas stehen nun die sieben südlicheren Berggebiete als die Schutzbezirke des milden Viśṇu entgegen. Dieser ist der Oberherr der Hügel. Ihre Einteilung ist nach dem Mahābhārata die folgende: 1. das östliche und westliche Windhya-Gebirge, genannt Parijātra; 2. das östliche Windhya-Gebirge = Windhya; 3. die Gondwanakette, genannt das Bārengebirge, Kiffawā; 4. die nördlichen Westghāts = Sāhā; 5. die südlichen Westghāts = Mālāja; 6. die Ostkette = Mahendra; 7. ein Bergland des Ostens = Sukkima.

Nächst dem Himālāja ist der Windhya das meistgenannte Bergland der Inder. Endlose Bergwälder überziehen ihn, wie z. B. die Geschichte von Nala und Damajanti mit phantastischer Ausschmückung eine schildert:

Und nun hinein in den furchtbaren Wald  
Den großen und eben, von Grillen durchschallt.  
Es wimmelt von Löwen und Bären und Panthern,  
Von Nurus und Tigern und Büffeln und andern  
Entsetzlichen Tieren, von wunderbaren  
Gesprächigen Vögeln in hellen Scharen.  
Da haufen auch Räuber und Wilde und finden  
Schutz im Gewirre an Schala-Linden,  
Von Bambus-Röhricht, Sislea-Gesträuchen,  
Von Ebenholz-Bäumen und heiligen Feigen,  
Von Inguas- und Buttragummi-Bäumen,  
Die weiße, grüngaftige Flächen umsäumen,  
Auf welchen der Sebrach, der glatte, in Reihen,  
Und hohe Eschatappendäume gedehen;  
Dazwischen gesellen Sjandanas  
Sich zu Wollbäumen, welchen, auf dichtem Gras,  
Kirchpotan und Mango und Lobhrabäume  
Füllen mit Salas und Potang die Räume,



Es ist alles bestanden mit Patmaka-Stämmen,  
 Myrobalanen und Feigenstämmen.  
 Gambir-Gebüsch, Udumbara-Feigen,  
 Brustbeer und Wilwas mit dichten Zweigen.  
 Bananen die Menge! Pigal und Palmen,  
 Die Datteln entragten den wuchernden Halmen,  
 Es standen Wibhitakas, Myrobalanen  
 Wie hohe und grüne und lohgelbe Föhnen.

Es zeigten sich Berge, gar vielgestaltig,  
 In ihrem Schoße reich erzeßhaltig;  
 Es zeigten sich Büsche, in denen es sang,  
 Und Schluchten zogen sich weit entlang.  
 Ströme und Teiche und Seen; von Wild  
 Und vielem Geflügel war alles erfüllt.  
 Es flatterten furchtbar gespenstige Dinge.  
 Es waren Stümpfe und Weiber im Ringe,  
 Gewaltige Berge mit kühnen Spitzen,  
 Von welchen schäumende Gießbäche blihen;  
 Und Büffel und Eber in Herden durchstürmen  
 Den Wald voller Bären und wüsten Gewürmen. . . .

Im Rāmājāna wird der Berg Tschittrakūta, die Zuflucht Rāmas, Lakshmana und Sītā geschildert, in dem man einen der nördlichen Vorberge des Windhiazuges zu erkennen glaubt und zwar jenen, welcher jetzt die Festung Kallindscher trägt. H. Holzmann übersetzt in seinen „Indischen Sagen“:

Da kamen sie an einen Berg,  
 Den wundervollen Tschittrakut,  
 Und wandernd sprach der Raghawer  
 Zu Sītā und zu Lakshmana:  
 Siehst, Sītā, du die Kinjufa  
 Im Kranze ihres Frühlingschmucks?  
 Sie brennen in der eigenen  
 Hochroten Blüten Feuerglut.  
 Von Menschen ungepflegt stehn  
 Die Wilwadäume, von der Last  
 Der reifen Nüsse tiefgebeugt,  
 Und bieten ihre Kost uns an.  
 Steh, Lakshmana, den Honig dort  
 An jedem Baume aufgehängt.  
 Hier einer Wachtel Ruf erkönt,  
 Dort schreit ein muntre Pflaueuhahn.  
 Wie lieblich ist's im Walde doch  
 Am wundervollen Tschittrakut.  
 O kein Verlangen nach dem Thron  
 Und keine Sehnsucht nach der Stadt  
 Ergreift mein Herz, seit ich den Wald  
 Und seine Herrlichkeit gesehn.  
 Schau, Holbe, ragend heben sich  
 Des Berges Gipfel in die Luft.  
 Die einen schimmern silberweiß,  
 Die einen scheinen rot wie Blut,  
 Die dort wie gelblicher Topas  
 Und jene grünlich wie Smaragd.  
 Wie Blumenpracht und Sternenglanz  
 Mit bunten Farben des Geseins,  
 Und von Kristallen altgernd hell  
 Umleuchtet uns der Felsen Schein.  
 Gazellenherden weiden hier;  
 Hier schweifen, ohne Leids zu tun,

Hyänen, Panther, Bären, und  
 Hier hausen Vögel ohne Zahl,  
 Hier bietet uns der Wonne viel  
 Der Bäume Schatten, Blüth' und Frucht.  
 Wie deckt mit kühlem Schatten uns  
 Der ungeheure Feigenbaum;  
 Wie laben uns mit frischer Kost  
 Der Amra und der Dschambu hier;  
 Die einen träufeln süßen Saft,  
 Und lüdes Öl die andern aus.  
 Mit Würze und mit Wohlgeruch  
 Erfreun uns jene neuen hier.  
 Sieh auf der Felsenplatte dort  
 Die klugen Zwerge, zwei und zwei.  
 Wo vom Rhinoceros das Horn  
 Und Kleiderschmuck am Aste hängt,  
 Da haben Eisenmädchen sich  
 Mit Spiel und frohem Tanz ergötzt.  
 Wie schimmert herrlich dort der Fels,  
 Von dem das Wasser schäumend stürzt,  
 Sich brechend an den Steinen, wie  
 Des Elefanten Wangensaft.  
 Und dieser Wind, der aus der Schlucht  
 Mit Säufeln mir Geräusch bringt  
 Von allen Blumen, wen erfreun,  
 O Holde, solche Dinge nicht?  
 Wenn noch so viele Winter ich  
 Mit dir vereint, o Liebliche,  
 Mit Lakshmana hier wohnen sollt,  
 Ich bliebe gern und freute mich.  
 Hier laßt uns bleiben; Lakshmana  
 Erbaue eine Hütte uns  
 An dieses Felsens Fuße hier,  
 Wo reines Wasser nahe.

Auf demselben Berge haust, wie wir gesehen haben, der verbannte Jaska des Wolkenboten. — Die Legende zeigt das Windhiazgebirge als verfeindet mit der

Sonne, weil diese sich weigerte, es ebenso wie den Meru feierlich zu umschreiten. Windhya beschloß daher das Sonnenlicht zu verdecken, und begann zu wachsen, damit er schließlich der Erde Sonnen- und Mondlicht nähme. Die Götter baten Windhya vergeblich, in seinem Wachstum innezuhalten. Dann aber erlangte der große Weise Ugasia, der in frommer Mission nach dem Süden gehen wollte, von ihm die Erlaubnis, ihn auf dem Hin- und Rückwege zu überschreiten. Der Berg wartete also ohne höher zu wachsen, um Ugasia — seinem Versprechen gemäß — die Heimkehr zu sichern. Aber der Weise blieb als Zivilisator dauernd im Süden und kam nicht wieder. So blieb also der Windhya stehen. Darum wird Ugasia im Mahābhārata also gepriesen:

Als Windhya, die Sonne zu ärgern,  
Emporkiege, hast du dieses Gebirge  
Im Wachsen verhindert und die Welt  
Von Finsternis und Tod befreit.

Viele Sagen und Märchen spielen sich ganz oder teilweise auf dem Windhya ab. In den Windhya-Bergen führt z. B. der Geierkönig S a m p a t i, seiner Schwungkraft beraubt, ein armes Dasein, denn als er einst mit seinen Brüdern um die Wette geflogen, kam er der Sonne zu nahe, verbrannte sich die Schwinge und fiel in dieses Gebirge herab. Die Brüder S u n d a s u n d U p a s u n d a s »nahten Windhya, dem Berge, und übten schreckliche Tat«, um von den Göttern die Unsterblichkeit zu erzwingen.

Aber durch dieser Buße Allmacht gar lange Zeit durchglühbet so  
Entsendet Rauch der Berg Windhyas; wundervoll war es anzusehen.  
Und die Götter ergriff Schreden, als sie die strenge Buße sahen.

Schließlich erzwingt solche Buße von ihnen das Versprechen: Sundas und Upasundas können nur dann sterben, wenn einer dem anderen obliegt. In Frieden miteinander, leben sie lange und glücklich dahin. Aber »einmal, auf Windhyas Berggründen, wo glatt und eben das Gestein, wo Bäum' in schöner Blüt' prangen, überließen sie sich der Lust« — und berauscht von edlem Weine, verlieben sich beide in die schöne Tilōtamā, verfallen in Eifersucht und töten einander im Zweikampf. Auch einem der Helden in Dandin's „Abenteuern der 10 Prinzen“ erscheint ein feenhaftes Weib, als er »auf einem bis in die Wolken ragenden Bergestrüden des Windhya unter einem mächtigen Baume rastet«.

Über die nordwestlich vom Windhya gelegene Arimalkette erfahren wir in den großen Epen nichts. Vom A b u, der südlich diese Kette abschließt und einer der Söhne des Himawat sein soll, spricht eine Fabel des Hitopadeśha als von dem Berg Arbudasthara, d. i. dem 100 000 000-gipfeligen. Er ist berühmt geworden und viel gepriesen als einer der heiligsten Orte der Dschainasekte und trägt Tempel, welche zu den sehenswertheften in Indien gehören. Die M ā l a j a - B e r g e (südliche Westghats) werden gepriesen ob ihrer Lieblichkeit; sie senden den Frühlingswind (»die Mālajaläfte«) nach Norden, nachdem sie ihn mit ihren Gewürznelkengebüschchen duftend gemacht haben. Aber sie gelten auch als besonders schlangereich und werden deshalb geradezu die »Schlangenberge« genannt. Deshalb sagt Dschajadēva, der Dichter des berühmten Gitagowinda (12. Jahrhundert n. Chr.): Mit nichts Angenehmem sei eine Sehnsuchtstranke zufrieden — selbst die Mālaja-Frühlingsläfte ließen sie an die Sandelberge nur als an die Schlangenberge denken. — An der Narbadā ist der B e r y l l - B e r g (manchmal nach dem Norden verlegt), wo Kauśika mit den Afwins Soma trank, wo der edle Fichtawana, bis zum Hals in einem Ameisenhaufen stehend, büßte, dann die Königstochter Sulanjā als Weib gewann und Gott Indras Kraft durch Erschaffung des Riesen Mada (die Leidenschaft) lähmte. — Bei Ellora hat Standa sein Heim auf dem Berge D ē w a g i r i (= Berg des Gottes). — Eine ge-

birgige Landschaft an der Godawari, dem Fluß, der im Dehkan durch die Westghats zum Meere geht, schildert eine Stelle des Rāmajāna (nach U. Holzmann) folgendermaßen:

Drüben die Godawari strömt hin an ragenden Bäumen,  
Schattig, blütenbekrönt, von Schwänen und Gänsen bevölkert,  
Die in unendlichen Scharen erglänzen von Ufer zu Ufer,  
Während zum Dickicht heraus Gazellen in zahllosen Rudeln  
Nahen dem lieblichen Strom. Und von den Bergen erklinget  
Fröhlich die Stimme des Pfau's. Ein Meer von Blüten umwaltet  
Felsen und Grotten und Täler und Höhn — und gleich Elefanten,  
Denen die mächtige Stirn mit bunten Strichen man zierte,  
Funkeln die Häupter der Berge in goldnen und silbernen Adern,  
Baum erhebt sich an Baum und Schlinggewächse verknüpfen  
Stamm und Gezweige zum Kranz mit farbenschildernden Reichen.

Überhaupt ist im Rāmajāna viel von den Bergen des Südens die Rede. Nachdem Held Rāma, »der wie ein Berg aus tausend Hügeln ragt«, die Wälder des Windhia, wo ihm Sitā, die Gattin, geraubt wurde, verlassen hatte und mit seinem Bruder Lakṣmana nach Süden zog, finden beide auf dem Mālaja (den südlichen Westghats) eine Schar Affen, deren Führer Hanumat ein Sohn des Windgottes ist. Hanumat verspricht ihnen Hilfe und sucht den Räuber Sitās; es ist Rāwana, der Herr von Lanka (Ceylon). An einem stürmischen Morgen bestieg der Sohn des Windes den Berg Mahendra (in Orissa) und schwang sich dort mit einem Stoß, der die Erde erbeben ließ, in die Lüfte. Fast wäre er auf halbem Wege in den Ozean gestürzt, aber der Herr des Meeres stemmte ihm einen Felsen entgegen, von welchem der Flieger sich mit solcher Wucht abstieß, daß die rettende Klippe wieder in das Meer versank. Nach erfolgreicher Erkundung führt Hanumat den Rāma, welcher mittlerweile mit Lakṣmana zurückgezogen im Walde auf dem Berge Prasrawana lebte, mit dem Affenheer gegen Lanka. Sagara, der Beherrscher des Ozeans, will sie nicht hinüberlassen, bis Rāma mit seiner Götterwaffe die mächtigen Brahmasteine in das Wasser schlekt. Da erscheint Sagara hilfsbereit und gibt den Rat: »Laß von deinem Millionenheer die Berge auf meinen Grund stürzen, bis Gipfel sich an Gipfel zu einer Brücke reihet; dann könnt ihr alle sicher nach Lanka ziehen!« Kreischend und tobend stürzte sich das Affenheer in das Gebirge und unter der dröhnenden Wucht seines Bestampfes lösten die Gipfel sich von ihren Grundfesten. Jubelnd schleppten die Affen jeden hinunter zum Meer und tobten wieder hinan, um neue Blöcke zu holen. Der starke Hanumat eilte in eifige Höhen(!) hinauf und trug auf seinen Schultern einen Gipfel herunter. Nāla, der Sohn des Götterbaumelsters, verstand es wohl, eine Brücke zu schlagen. Gipfel um Gipfel ließ er ins Meer versenken und diese Pfeiler seiner Brücke durch lange Baumstämme, starke Kananen und engverflochtenes Gezweig verbinden. Nach fünf Tagen war der »Nālasweg« fertig und das Heer der Affen erreichte die Insel Lanka. (Nach Effigmann in »Sagen und Märchen Altindiens«.) In dem furchtbaren Kampfe drüben wurden Berge gegen Berge gewälzt und Bäume wie Keulen geschwungen, bis die Affen triumphierend ihre Waffen gegeneinanderschlugen und sich über die entsetzten Scharen Rāwanas ergossen, wie der wütende Bergstrom über die Felder. Zwar wurden bei späteren Kämpfen Rāma und Lakṣmana schwer verwundet, aber durch das Heilkraut des Gandhamādana (wie schon oben erzählt wurde) geheilt. Endgültig siegten die Scharen des Rāma und die Affen zogen sich auf ihrer Brücke zurück, hoben die Berggipfel aus dem Wasserbett und setzten sie wieder an ihre alten Plätze. Der »Nālasweg« wurde in späterer Sage zur »Namsbrücke«, welche Bezeichnung unsere Geographie bekanntlich für diese Verbindungspur zwischen Ceylon und dem indischen Festlande beibehalten hat.

Da wir so auf Ceylon (Lanka) gelandet sind, soll noch von dessen altberühmtem

Berge als einem der heiligsten in Indien die Rede sein, vom *Sāmanāla* (der Burg Samans, des Wächtergottes), dem *Samanto-Rāta*, welcher heute für uns die Adams Spitze heißt und schon in ältesten buddhistischen Legenden eine Rolle spielt. Unter Blitz und Donner landete einst Buddha auf der Insel, sie von den wilden Dämonen, die bisher hier gehaust hatten, befreiend, und in großer Glorie stieg er von hier aus in den Himmel, indem er seine Fußspur — den wunderheiligen *Schripada* — dort zurückließ, wo er den letzten Tritt auf Erden tat: auf dem Felsengipfel des *Samanala*. Seitdem ist dieser Berg einer der heiligsten Wallfahrtsorte der Buddhisten.

Als Wallfahrtsorte, Einsiedeleien und Böhnerstätten spielen die Berge im Leben der Inder eine große Rolle. Zu den Zeiten des Rigveda hatten sie freilich noch nichts von Weltabsonderung, Buhgängen und dergleichen gewußt, sondern in gesundem Egoismus derb gelebt und sich langsam das Land als Heimat erobert. Mit der dann einsetzenden Verpfändung des ganzen Volkes aber, der sozialen und geistigen Unterjochung der schaffenden Klassen unter die allmächtige, fast göttliche Priesterkaste der Brahmanen, begann der Gedanke von der Wertlosigkeit irdischer Güter, der Wunsch nach Weltflucht, der Drang nach „Buße“ und Kasteiungen zu wachsen. Nach dem Gesetzbuch des Manu (das spätestens 200 Jahre v. Chr. abgefaßt ist) heißt es: »Gewahrt ein Hausvater, daß er Runzeln bekommt und daß sein Haar zu bleichen beginnt und sieht er bereits Kindeslinder, so geh er in den Wald!« In der Tat wissen wir nicht nur aus den indischen Quellen, sondern auch aus Schilderungen Fremder, z. B. des Griechen Megasthenes, daß sich die Inder — allein oder mit ihren Frauen — in höheren Lebensjahren vielfach zurückzogen, um »*Wanaprastha*« (= Wald-einsiedler) zu werden. Die großen Epen zeigen uns das Einsiedlerwesen in üppigster Blüte. An den Ufern der heiligen Flüsse und an den Füßen des Gebirges oder auf weitschauenden Höhen finden wir in Hainen und Wäldern stille Einsiedler oder auch ganze Kolonien (*Ashrama-mandala*) von Zurückgezogenen. So besuchte König Dusshanta im *Mahābhārata* den Kanva in seiner Einsiedel, wo er mit anderen Eremiten zusammenlebt. So findet Rāma im *Dandakā-Walde* einen *Ashrama-mandala*, »bewohnt von Böhnern, Munsis (alten Weisen) und den vorzüglichen *Rishis* (großen Sehern), eine Zufluchtsstätte für alle Wesen«. Im Grunde genommen bedeutet dies nichts anderes, als daß sich die alten Leute von Beruf und Haus zurückzogen, um den Jungen Platz zu machen und selbst bei Beschaulichkeit und Ruhe ihr Leben in der Natur zu beschließen. Sie lebten, von den Früchten des Waldes zehrend, in Gebeten und einer geistigen Versenkung, die wohl bei den meisten nichts anderes als behaglicher Stumpfsinn war. Neben gewissen Opfern waren aber leider auch Kasteiungen vorgeschrieben, wie Stehen auf den Zehen von früh bis abends und viel dergleichen, was sich aber in Wirklichkeit nur außergewöhnlich Fromme in größerem Maßstab geleistet haben dürften. Es war auch freigestellt, seinem Leben selbst ein Ende zu machen, indem man immer in nordöstlicher Richtung weiterging, nur von Wasser und Luft lebend, bis man zusammenbrach und starb. So tat König *Bhīmscha* im großen Epos, der seinen Sohn auf den Thron setzte und dann im Böhnerkleide in den Wald ging: »nordwärts, gegen den eisströmenden *Himawat*, aufwärts, immer aufwärts, bis ihn der leuchtende Himmel aufnahm. Denn so mußte ein Held sterben, den der Tod auf dem Schlachtfeld gemieden hatte. *Mahāpantya*, der große Pfad heißt ein Berg im Quellgebiet des Ganges — denn der Fromme, welcher hier emporsteigt oder — was oft geschieht — beim Versuch dazu verunglückt, geht geradewegs in den Himmel ein.

Der Buddhismus wirkte noch wesentlich fördernd auf die Einsiedlerneigungen des Hinduvolkes; das buddhistische Mönchtum spielte im Kulturleben Indiens eine hervorragende Rolle. Konnte doch nur ein Mönch vollkommenes Mitglied der buddhisti-

schen Gemeinde sein. Der alte Roman Milindapanha führt auf einem Himälajaberge eine Versammlung von „Milliarden“ solcher buddhistischer „Einsiedler“ an.

Dort heißt es, der König Milinda sei so stark im Disputieren gewesen, daß die Mönche aus seiner Stadt in die Berge des Himälaja flohen. Da rühmte sich der König sehr, daß niemand imstande sei, seine Antwort zu schlagen, seine Zweifel zu lösen. Nun lebten aber an einer Stelle des Himälaja, welche den Namen „die geschützte Fläche“ führte, Milliarden von Arhats (buddhistischen Geisteslichen, die schon auf Erden das höchste Ziel erreicht haben), deren einer durch die göttliche Kraft seines Gehörs jene Worte Milindas vernahm. Sogleich verließ er eine Versammlung auf den Gipfel des Zugandhara-Berges, welche beschloß, nach dem „Himmel der Dreihunddreißig“ (d. h. der alten Weda-Götter) zu ziehen und Gott Mahājēna als Gegner Milindas zu holen. Nachdem dies geschehen ist, kehren sie zurück auf die „geschützte Fläche“, während Mahājēna zunächst in einem Dorf am Fuße des Himälaja wiedergeboren wird und später als Einsiedler in die Bergwälder zieht, um sich für die Disputation würdig vorzubereiten.

Die Stimmung so einer einsamen heiligen Bergstätte ist im Epos einmal recht mysteriös beschrieben: »*Wolken erheben sich, ohne daß ein Wind sie brächte. Steine fallen. Stets bläst der Wind und regnen lassen die Götter. Man hört Laute, als ob jemand spräche, doch man sieht keinen, der spricht. Des Morgens und des Abends brennt ein Feuer, Fliegen und Moskitos sind der Unacht feind. Hier ist die Schwermut zu Hause und der Mensch sehnt sich nach Hause.*« Sehnt sich nach Hause — das schreibt ein Dichter des Südens. Wie sehr aber die Einsiedler auch die Eindrücke der Hochwelt in unserem Sinne aufzunehmen vermochten, das zeigen z. B. die Strophen eines buddhistischen Mönchs im gelben Bettlergewande, der vor etwa 2000 Jahren auf den Höhen des Himälaja seine Stimme zum Preis der Berge erhob und (nach Oldenberg) sang:

»Die weiten, herzerstreuenden Gesilde, von Kareri-Wäldern bekränzt, die lieblichen, da Elefanten ihre Stämme erheben, die Felsen machen mich fröhlich.

Wo der Regen rauscht, die lieblichen Stätten, die Berge, wo Weise wandeln, wo Pfauenruf ertönt, die Felsen machen mich fröhlich.

Dort ist gut sein für mich, der dem Heil entgegenringt, ein Freund der Versenkung.»

»Der weltentfagende Hindu« des Bartrihari (7. Jahrhundert n. Chr.) spricht (nach Rüderts Übersetzung):

»Sind die von Gangās Flußgeträufel kühlen,  
Von Genien bewohnten Felsengrotten  
Des Himawāt untergegangen etwa,  
Daß Menschen ehrlös fremde Bissen suchen? ...  
Fehlt's an Wurzeln in den Klüften, im Gebirg an Wasserfällen,  
Bäumen, saft'ge Früchte bietend, Stengeln, Bast zum Kleide gebend,  
Daß du magst ein Ankliss ansehen, das von Huld dir keine Spur zeigt?«

Er also geht offenbar in den Himälajawald, um dort Ruhe und Frieden und stille Beschaulichkeit zu finden, — für einen Lebensfanten und misshütigen Greis gewiß das vernünftigste Tun. Und das gleiche Motiv trieb zweifellos die Mehrzahl seiner Gefährten. Andere aber zogen aus, um sich den strengsten Kasteiungen zu unterwerfen, sei es, um ihre Seelenwanderung beenden zu dürfen, sei es, um übermenschliche Kräfte zu erwerben, wie wir so oftmals in den Epen und Märchen hören. Da gewinnen solche fromme Himälajabüßer selbst über die Götter Macht, und der Zauber wird ihnen ein Kinderspiel. Die »*Śhaktās der Götter*« sagen z. B. von einem großen Heiligen namens Bālādhi, welcher beehrte, einen unsterblichen Sohn zu haben.

Zwar waren ihm die Götter wegen seiner Frömmigkeit geneigt, aber sie sagten: Rein Sterblicher darf unsterblich werden; aber wir wollen seinen Tod an eine Bedingung binden. Da hat Bālādhi, welcher glaubte, daß die Berge unzerstörbar seien: Laßt ihn so lange leben, wie die Berge stehen! Als ihm dies zugebilligt war, wurde ihm ein Sohn Medhawi geboren, der aber anmahend war und die Heiligen beleidigte. Da nahm Dhanuśakṣha, einer dieser Heiligen, die Gestalt eines Büffels an, rannte (nach anderer Version „mit Hilfe“ von Büffeln) gegen die Berge und verwandelte diese in Schutthäufen. Da war Medhawi dem

Tode verfallen. „Keiner kann dem entfliehen, was verordnet ist; so zerstörte Dhanushalkha das Gebirge!“ singt das Gāthā.

Ein anderer großer Bühler verwandelt kraft seiner großen Zaubermacht eine Maus in ein wunderschönes Mädchen. Diesem Mädchen wird übrigens neben einem Gott und anderen Freiern auch ein Berg als Gemahl angeboten, aber sie liebt schließlich doch nur einen Mäuserich.

Die großen Bühler, wie Wischwāmītra, der sich sehr lange im Himālaya kasteite, sind übrigens meist recht unfreundliche Herren, jede Störung ihrer Andacht aufs furchtbarste rächend. Der gewaltige Heilige Rishabha z. B. wurde einmal am Hemakūta in seinen Betrachtungen durch eine Gesellschaft von Wanderern gestört, über die er sich so ärgerte, daß er dem Gebirge den Befehl gab: »Wenn jemand an dieser Stätte spricht, dann wirf Steine auf ihn herab und laß einen Wind sich erheben, der des Redenden Geräusch verstummen macht!« So geschieht es in den Bergen seit jenem Tage. Denn der Mensch soll in Gegenwart des Heiligen nicht reden. »Setze dich nieder und schweige, denn das ist Brahmas heiliger Hain!« sagt Lomakā im Mahābhārata. Darum soll man auch in den Gebirgen als an geheiligten Stätten schweigen.

Was nun unsere hüfenden Bergeinsiedler anbelangt, so waren es schon in den Dichtungen, geschweige denn im Leben, gewiß wenige, die sich bis in die unwirtlichsten Höhen des Schneegebirges gewagt haben. Selbst von denen, welche »hoch im Himālaya« Asketen wurden, hören wir doch, daß sie von den Wurzeln und Kräutern des Waldes lebten und sich eine Laubhütte bauten. Aber so gut sich viele zwischen zwei Feuern unter der glühenden Sonne in den Sand der Flußufer setzten, so gewiß hat sich auch mancher zum ewigen Eise emporgebüht, um auf einem Bein stehend den Tod des Erstrierens und Verhungerns zu erwarten. Findet man doch auch in schneeigen Höhen noch Heiligenschreine und Badeplätze (Tirtha) und Weihräucher, wie Wischnus oder Schivas Fußspur. Denn der Buddha-Schripada auf Ceylon ist nicht das einzige Heiligtum dieser Art geblieben. Das Windhia hat seine Fußspur Kāmas und der Nordwesten ist namentlich an Wischnu-Stapfen reich, wozu der Anlaß besonders nahelag, da dieser Gott die Welt mit drei Schritten durchmessen hat, wovon die Spur des zweiten wohl auf dem Himālaya zurückgeblieben sein mag, als er den dritten in den Himmel tat. Neben diesen Schripadas sind gewisse Bergseen und Anhöhen viel besuchte Wallfahrtsorte der Inder. Im westlichen Himālaya ist namentlich die Gegend der Indusquellen geweihtes Gelände: ein weltabgeschlossenes, bis zu 5000 Meter hohes Gebiet mit heiligen Quellen und hochberühmten Gipfeln, zu denen man an schwindelnden Abgründen, über fliegende Seilbrücken, auf schmalen Felsenbändern gelangt. Dort — am etwa 6000 m hohen „Jāmunāwatari“, (Herabsteigung der Jāmuna-Öschanna) — findet sich in 3306 m Höhe der Ursprung des heiligen Stromes, in dessen Nähe, bei Dschamnotri (2974 m) viele heiße Quellen aus einer Granitfchlucht unter mächtiger Schneedecke hervorkommen, — „eine Merkwürdigkeit, welche die Heiligkeit des Ortes bei den Pilgern nicht wenig erhöht. Und wieder nicht weit westlich — im Angesicht der berühmtesten Gipfel des Schneegebirges, des Schrikantha (d. i. Schiwa), des Swargardhīni (= Himmelsleiter) und anderer — die Quellen der Gangā, deren Hauptarm Bhagirathi geheißt, unter einer 90 m starken Gletscherwand in 4205 m Höhe oberhalb des hochheiligen Wallfahrtsortes Gangāwatari (Gangātri) entspringt. Der Ort liegt, 3144 m hoch, 14 km von der Bhagirathiquele. Weiter unten, wo die Alakānanda zufließt, und sich mit Bhagirathi und Nebenflüssen zur eigentlichen Gangā vereint, lockt der Tempelort Deopradjag viele Gläubige an. Beim Eintritt in das Tiefland liegt — nur noch 403 m hoch — das heilige Hardwar. Ein Beispiel von den dort üblichen Pilgerfahrten ins Hochgebirge gibt Otto E. Ehlers („An Indiens Fürsten-

höfen“) bei der Schilderung von Amarnath: „Amarnath, etwa 6 Tagemärsche von Sirtinagar und gegen 14 000 Fuß hoch gelegen, ist einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Kaschmirs. Dort befindet sich in einer Kalksteinhöhe ein Ringam, gebildet durch unablässig von der Decke herabfallende, am Boden angelangt zu Eis erstarrende Wassertropfen, zu dem im August jeden Jahres Laufende frommer oder Heilung von Gebrechen suchender Hindus pilgern. Die letzten Tagemärsche müssen von Männlein wie Weiblein völlig unbelleidet zurückgelegt werden, bei Schnee oder Regen jedenfalls ein ebenso minderwertiges wie gesundheitschädliches Vergnügen, bei dem jährlich viele Menschenleben zu Grunde gehen. Aber der fromme Hindu betrachtet es als eine besondere Gnade Gottes, hier sterben zu dürfen, denn von Amarnath führt der Weg direkt in sein erträumtes Paradies. Wie mein Begleiter mir erzählte, sollen im vergangenen Jahre (1890) von 3000 Pilgern 200 den Anstrengungen der Reise erlegen sein.“ Aber noch wesentlich höher hinauf gehen die Pilgerzüge; so erzählt Ehlers vom Waldblagerplatz Mantringi: „Da wir uns hier in einer Höhe von 8000 Fuß befanden, so wurde es gegen Abend empfindlich kalt. Trotzdem zog eine kleine Pilgerschar, welche den Marbapass überschritten hatte und — wie ich mich leicht durch den Augenschein überzeugen konnte — aus lauter kräftigen Mitgliedern des männlichen Geschlechts bestand, splitternacht ihres Weges. Ihre Gewänder usw. trugen sie in Bündeln zusammengeschnürt auf dem Rücken.“

Man muß bei diesen Höhenangaben immerhin bedenken, daß die Verhältnisse dort von den mitteleuropäischen wesentlich verschieden sind, findet sich doch in solcher Höhe noch belaubtes Gelände, — in Kaschmir bis 14 000 Fuß hoch. Würden sich die guten Hindu also genug sein lassen, in vernünftiger Kleidung, ihren Rosenkranz betend, emporzuwallen, so könnte man für ihre Leistungen im Himalaja wohl ein Bild gewinnen, wenn man sich einen Wirtgang nach den Talenden der Zentralalpen, etwa bis Vent, Gurgel oder zu einer der Schutzhütten am Gletscherfuße — Tschachhaus oder dergl., das als Tempel zu denken wäre — vorstellt. Auch eine Wanderung zum Rhöneurprung, nach Gletsch, gäbe wohl ein entsprechendes Bild, vorausgesetzt, daß die Furtastraße noch nicht vorhanden oder nur ein schlechter Bergpfad wäre. Auf jeden Fall müssen wir uns sagen, daß die alten Inder seit rund zwei Jahrtausenden ansehnliche alpine Leistungen vollbracht haben.

Im Vergleich zum westlichen ist der östliche Himalaja den arischen Indern verhältnismäßig fremd geblieben. Das Gebiet der Riesengipfel Tschandragiri (Mondberg), Swetaghara (Weiße Burg), Pantshatschola (Fünfgepangeter), Dhawalagiri (Strahlender Berg) und Gaurischankara (Horn der Gauri) ist wohl von der Mythe geweiht, aber doch den Indern, welche hier später und infolge der Unvollständigkeit weniger vollkommen Eingang gefunden haben, praktisch viel fremder geblieben. Auch fehlen ihm so hochheilige Quellen wie jene von Sindhu (Indus), Jamunä und Ganga. Wohl aber sind die Mittelgebirge an vielbesuchten Ehrtas und Tempeln reich, deren Besuch sich etwa mit einer Brodensfahrt oder Peißenbergbesteigung vergleichen ließe, wenn man sich diese Berge urbewaldet oder von dem schrecklichen Stechgras bewachsen denken will. Von dem großen Dschainahelligtum auf dem Abu-Berge in Radschputana haben wir schon gesprochen. Es mag zur Abrundung dieses Bildes genügen, wenn wir als ein hervorragendes und zugleich typisches Beispiel für die Bergwallfahrten noch eine Schilderung des Pilgertreibens auf dem südlichsten Heiligtum Indiens, dem schon früher genannten Samanala (Adamsspitz), dessen Fußspur ja auch den Mohammedanern (als Spur des Urvaters Adam) und Brahmanen (als Schwafährte) heilig ist, geben. Ernst Haedel schreibt: „Seit mehr als 2000 Jahren entwickelte sich dieses Heiligtum zu einem Wallfahrtsorte ersten Ranges, zu welchem in zunehmendem Maße die gläubige Buddhistenwelt des Ostens zusammenströmt. Aber ehe sie dahin (zur Fußspur des Gipfels) gelang-

ten, mußten die frommen Pilger sich durch dichte Urwälder hindurcharbeiten, reich an Elefanten, Bären, Leoparden und anderen wilden Tieren; sie mußten zahlreiche Ströme und Bäche durchkreuzen, die in wilde Schluchten als brausende Wasserfälle herabstürzen und an steilen Felswänden emporklettern. Freilich, je größer diese Gefahren und Beschwerden, desto höher das Verdienst der gläubigen Wallfahrer. — Schon im 10. Jahrhundert n. Chr. hatten die Wallfahrten auf den Adamspil eine solche Ausdehnung erlangt, daß der fromme König Rchitti Nissunka Widschaja Chako, von der beschwerlichen Pilgerfahrt zurückgekehrt, es für nötig fand, besondere Übergangswege für dieselbe durch die ganze Insel anzulegen und allenthalben freie Herbergen für die Pilger zu errichten, Tschultris oder Umbalams. 300 Jahre später wurde an Stelle des alten, äußerst mühsamen und gefährlichen Pilgerpfades ein bequemere Weg angelegt und über die wildesten Bergströme eine Anzahl von Brücken gebaut, stark genug, um selbst Pferde und Elefanten zu tragen.“

Man sieht: was den Inder in das Gebirge und auf die Gipfel getrieben hat und noch heute treibt, sind religiöse Gründe. Als Pilger bereist er sie, als Einsiedler besucht er sie, um sich in Betrachtungen des Überirdischen zu versenken. Daß ihm dabei aber das Bewußtsein bergländischer Schönheit gewiß nicht gefehlt hat, zeigen viele der hier gegebenen Auszüge aus seiner Literatur. Aber wir wollen nicht schließen, ohne dieses dem unseren so nahe Naturgefühl des Inder's noch mit einigen Proben aus der klassischen Kunstpoesie zu belegen. So schildert uns Kalidasa im Ritusanhara (Ring der Jahreszeiten) einen Waldbrand im Hügelgebirge mit unübertrefflicher Plastik und Wucht:

Die Jungen weilt, die Leizen voller Staub,  
In tollen Herden stürzen Büffel jetzt  
Aus des Gebirges Schluchten mit Geschnaub;  
Sie mitteln auf, ob noch kein Wind im Laub,  
Sie suchen Wasser, das die Lippen nezt.  
Die Vögel schwachen im verwelkten Wald,  
Die Affen suchen matt am steilen Hang  
In dem Gestrüpp, das in den Fels sich krallt,  
Ein Stückchen Schatten. Dumpfes Brüllen hallt.  
Die Hirsche, durstig, schleichen waldbentlang.  
Da loht ein Brand entsetzlich auf im Hain —  
Das dürre Gras, vom Sturm ergriffen, sprüht  
Die Funken in das welke Laub hinein,  
Den Brand zu schüren — und am Gipfelstein  
Der Hirte zittert, staunend wie es glüht!  
Gleich Distelblüten, wenn sie rot wie Blut  
Im Winde wehn, so fliegt der Funken Heer,  
Umarmt die Wipfel, frißt mit wilder Wut  
Zum Baum und Strauch, und übergiebt mit Blut  
Die weiten Fluren vor dem Wipfelmeer.  
Vom Wind getragen, braust und heult der Brand  
In des Gebirges Schlucht. Das trodne Rohr  
Des Bambus kracht, es spellt der Schäfte Wand.  
Die Flamme wächst und rast am Bachestrand  
Und scheucht das Wild in toller Flucht empor.  
Im Baumwollhain das Feuer lacht und loht,  
In hohlen Stämmen flüht es rasch hinauf,  
Die Blätter fliegen in der Flamme Rot,  
Die Äste bersten, gehen auf in Lob —  
Vom Wind getrieben, jagt des Feuers Lauf.  
Der Löwe, Büffel, Elefant entfliehn,  
Von gleicher Glut und gleichem Hauch umweht,  
Wie alte Freunde miteinander ziehn —  
Sie denken nicht an Kampf, sie haften hin,  
Wo ruhig der Strom um sandige Bänke geht.



Und dann die erlösende Regenzeit im Gebirge:

Die Wolken senken sich und schütten Güsse  
Wie warme Küsse auf den starren Stein,  
Und ihn durchfurchend stürzen Bach und Flüsse  
Vom Fels zur Schlucht, und selig der Genüsse  
Langen die Pfau am Hang im Bergeshain . . .

Von allzuschwerer Last herabgezogen,  
Die Wolken sprechen: Enden wir den Gang!  
Erquiden nun der Windhia-Berge Bogen,  
Bis sich der Fels, der trodne, vollgefogen —  
Machlose Flammen brannten ihn zu lang.

Und nun ein Bild aus der Frühlingschilderung:

Berauscht vom Honig, sät im Mangobaum  
Der Kudu Küsse auf die Blüten nieder;  
Die Bienen schwärmen, hummend wie im Traum,  
Und taumeln trunken in den süßen Flieber.

Bedeckt von Blumen sind der Berge Zinnen,  
In ihren Tälern jauchzt der Vögel Schwarm,  
Die Bienenscharen jeben Fels umspinnen —  
Und jedes Herz wird von der Freude warm!

Und nun wollen wir noch eine Luftreise von den Bergen des Nordens nach dem Windhia machen, wie sie die Zauberin Saudāmini (Vikhescheini) in Bhawabūtis Drama von Mālasi und Mādhawa unternimmt. Aber den Höhen an der Sindhu (dem Indus) angekommen, spricht sie (gekürzt nach Frihes Übersetzung):

Vom heil'gen Berg  
S h r i p a r w a t a erhob ich mich im Flug,  
Um nach Padmāwati mich zu begeben.  
Ich eile jetzt dahin, wo Mādhawa  
Verweilt, dem Malasi entrisen ward.  
Den Anblick der gewohnten Orte kann  
Er nicht ertragen und er lebt darum  
In großen Berg- und Taleswäldungen . . .  
So hoch erhob ich mich, daß dies Gemisch  
Von Berg und Stadt und Dorf und Strom  
und Wald

Mein Auge ganz umfaßt . . . Wie schön!  
Wie schön!

Vom klaren, breiten Stromespaar umringt —  
Der Sindhu und der Para — liegt die Stadt  
Padmāwati . . . Und dort erglänzt mit Wellen  
Die Lāmana, die in der Regenzeit  
Durch segensreiche grüne Uferweiden  
Voll frischen Krauts, der trägt'gen Kühe Lust,  
Den Leuten dieser Gegend Freude macht. —  
Hier stürzt der hehren Sindhu Ufer ein,  
Wodurch der Untergrund zerklüftet wird.  
Der laute Schall davon wird noch verstärkt  
Durch naher Berge Diclächte und Klingat,  
Als bringe aus Ganēśas Hals ein Ton.

Es wäre verlockend, wenn der Raum es gestattete, die folgenden lyrischen Szenen, da Mālasi und Mādhawa im Bergland sich suchen und endlich wiederfinden, hierherzu-  
sehen, um so mehr, als eine Reihe bekannter Motive sich dabei in künstlerisch reifster  
Verwertung wiederfinden. So ruft nach bekannten Mustern der suchende Mādhawa eine  
Wolke, die Tiere des Waldes und den Wind — (der Berg selbst bleibt diesmal weg) —  
um Trost und Botendienste an, was Gelegenheit zu den üppigsten Schilderungen des Berg-  
gebietes gibt:

Wie Zelte spannen sich zum Tanz der Pfauen  
Die Wolken — an die Hörner angelehnt  
Des Berges — über seine Gipfel aus,

Die Bergeswälder mit den dichten Gruppen  
Aus Šchanbana und Ašwalarma-Bäumen,  
Aus Kefawas und Patalas zumeist  
Gebildet, duftend nach der reifen Frucht  
Des Bilwa-Baums, erinnern an die Berge  
Des Dehans mich mit ihrem Wälderšmud,  
Mit breiten Hängen, welche wonniglich  
Das Rauschen der Godāwari durchdrönt,  
Das in den tiefen Höhlen widerhallt  
Der weiten Diclächte — und diese ruhn,  
Durch Wälder von Kadambas, Tarnunas  
Und Oshambus überragt, in Dunkelheit . . .  
Viel Freude macht den Augen dieser Berg  
Voll großer Felsen, dessen hohes Haupt  
Durch neue Wolken dunkle Farbe trägt;  
Auf ihm gesellt sich zu der Pfauen Schrei  
Der Ton der Pfauenweibchen, die vor Lust  
Geschwägig sind; es schmüden seinen Leib  
Die Bäume, reich an Vögelnestlingen.  
Aus Höhlen bringt der jungen Bären Schrei —  
Wobei der Geiſer ihrem Maul entquillt —  
Und Stärke wird ihm durch den Wiberhall.  
Der Weigrauh-Bäume kühler Wohlgeruch  
Entströmt den Ossaungen mit großer Kraft  
Wo Elefanten sie beschädigten . . .

Die lachen, weil Rutadschas dort erblühen.  
 Das Bergrevier ist an Kadambas reich,  
 Der Flüsse feuchte Ufer sind geschmückt  
 Mit sprossenreichen, schönen Ketakas.  
 Die Wälderreihe lacht: erblüht sind ja  
 Der Lodra und Silindra . . . O, wie schön!  
 Die neue Wolke (wie die kräftigen  
 Tamalas schwärzlich, die in dichten Reihn  
 Beisammenstehn) schwebt nordwärts von dem Fluß  
 (Der schwach nur wogt, in seinem Lauf gehemmt  
 Durch Dschambu-Nidichte, die dunkel sind  
 Von reifer Fruchtlast) nach des Berges Haupt.

Ferner findet sich hier das Motiv des (verhinderten) Selbstmordes durch Absturz, da Mādhavas Freund sich aus Mitleid an einer Stelle vom Gipfel stürzen will »hinunter in die Patalāwast«, während Mālatīs Vater, »der gepriesen wird im ganzen Raum, den das Randgebirge der Erde umschlingt«, sich im obengenannten Wallfahrtsorte Sumarnabindu ins heilige Feuer werfen will und der Vermissten Freundinnen beschließen, sich von einem Gipfel zu stürzen, den als reiner Gürtel der Fluß Mādhumati umschlingt. Aber vor dem gleichen, »vielleicht großartigsten Hintergrund, den je ein menschlicher Schmerzensausbruch gehabt hat«, entwickelt sich dann auch der verfühnlische Schluß, welcher das Liebespaar wieder vereint. Jedenfalls zeigt dieser ganze 9. Akt von Mālatimādhava aufs glänzendste, was hier betont werden sollte: den lebendigen tiefen Natursinn der Inder, welcher ihn im Gebirge ähnlich empfinden ließ wie uns moderne Alpenfreunde. Sie sind darin (noch mehr wie die japanischen und chinesischen Dichter) unsere Seelenverwandten; aber sie stehen mit uns Alpinisten von heute noch in einem viel tieferen Sinne in Beziehung. »Gerade die modernen Bergfahrer sind« — wie Michael Haberlandt einmal schreibt — »in doppelter Weise Träger einer engen Beziehung unserer zu der indischen Weise: erstlich vermöge der beiderseitigen lebhaften Empfänglichkeit für die Bergwelt, sodann aber noch in einer sehr paradoxen Hinsicht, mit deren Betrachtung vielleicht nicht unpassend zu schließen wäre. Wenn wir nämlich hören, wie so manche unter ihnen — alle Genüsse des verfeinerten Lebens tadelnd, wochenlang verschmähend — in den Bergen die härtesten Mühen und Entbehrungen übernehmen; wie sie den unglauublichen Schwierigkeiten Eros bieten, Geduld, Selbstverleugnung oft in erorbitantem Maße üben, den eigenen Leib durch die ärgsten Strapazen stählen und kasteien, so kann man wahrlich nicht umhin, an die indischen Böhmer der Berge zu denken, welche in ähnlicher, nur viel abenteuerlicher Weise es mit sich selbst hielten und den Leib kreuzigten.« So findet Haberlandt bei jenen wie bei uns Heutigen — nur in anderer Weise — als gemeinsames Ziel: die Askese. »In jeder Zeit ist unter den Menschen der asketische Erieb lebendig; aber diese identische Wurzel treibt in sehr verschiedener Art, erscheint in immer neuer Gestalt, je nach dem Bildungsinhalt der Zeit. Wo — wie in Indien oder im christlichen Mittelalter — die religiöse Empfindung bis zum Uebermaße vorherrscht, wird die Askese ein religiöses Gewand tragen, werden die Asketen von Professlon im Mönchsgewande das Fleisch kreuzigen und gegen sich selbst wüthen. Da werden sie auf kalten, nackten Felsen im Hochgebirge unbeweglich ruhen, Tag und Nacht, wie in Indien, oder sich auf Dornenlagern wälzen und mit Geißelstieben blutig zeichnen, wie im christlichen Mittelalter. Wo aber in einer von düsteren Grillen befreiten Zeit ein lebhaftes Naturgefühl walidet, wo der Kultus des Erhabenen-Schönen an die Stelle religiöser Verehrung getreten ist, da wird die erhabene Szenerie des Hochgebirges zum Schauplatz einer geläuterten Askese, da üben die wahren Bergfreunde — als Geistesverwandte der Himalajaböhmer die schroffen und unzugänglichsten Gipfel erklimmend — Selbstüberwindung und Selbstsucht und sind in diesem freiwilligen Bestehen von Mühe und Pein in Wahrheit — moderne Asketen.«

## Aufgaben und Ziele der botanischen Forschung in den Alpen.

Von Univ.-Prof. Dr. August Hayek, Wien.

Ein glänzendes Bild dessen, was der D. u. O. Alpenverein in den ersten fünfzig Jahren seines Bestandes geleistet hat, bietet uns der vor drei Jahren erschienene Jubiläumsband seiner Zeitschrift<sup>1)</sup>. Nicht nur der selbstverständlich in erster Linie stehenden Arbeiten, die die touristische Erschließung der Alpen behandeln, wird hier gedacht, sondern auch der vielseitigen Verdienste, die sich der Verein um die wissenschaftliche Erforschung der Alpen, und insbesondere der Ostalpen erworben hat, wird gebührende Erwähnung getan. Kartographie, Geographie, Gletscherkunde und Höhlenkunde, Geologie, Meteorologie haben, so lesen wir dort, die mannigfachste Förderung durch den Verein erfahren, nur die Zoologie und die Botanik kommen dabei schlecht weg, denn abgesehen von dem auf eine knappe Druckseite beschränkten und drum viel zu wenig erschöpfenden Bericht über die Tätigkeit des Vereins zum Schutze und zur Pflege der Alpenpflanzen werden diese beiden Wissenszweige nicht weiter erwähnt. Berechtigt ist dieses Schweißen allerdings nicht, denn in botanischer Hinsicht hat die „Zeitschrift“ im Laufe der Jahre eine Anzahl sehr wertvoller wissenschaftlicher Arbeiten gebracht. Es sei nur gedacht der klassischen Studie A. Kerner's über die Mohne unserer Alpen<sup>2)</sup>, Reishauers pflanzengeographischer Arbeit über die Adamello-Gruppe<sup>3)</sup>, Wettsteins Berichtes über die Aufgaben der alpinen Versuchsgärten<sup>4)</sup>, Vierhappers monographischer Arbeit über Bergföhre und Zirbe<sup>5)</sup> und endlich der Arbeit von Paz über Bau und Leben der Alpenpflanzen<sup>6)</sup>. Andererseits freilich kann nicht geleugnet werden, daß botanische Studien nicht, oder wenigstens nicht in erster Linie im Arbeitsprogramm des D. u. O. Alpenvereins gestanden sind. Es ist dies um so weniger verständlich, als ja die Reize der alpinen Flora so viele Touristen zu einem eingehenden Studium derselben angeregt haben, und auch wenigstens dürftige Vorkenntnisse in diesem Fache im allgemeinen weiter verbreitet sind, als geologische oder meteorologische. Die Ursache davon, daß wissenschaftliche botanische Studien in den Alpen verhältnismäßig wenig betrieben werden, mag vielleicht darin zu suchen sein, daß einerseits die Meinung verbreitet ist, daß die botanische Erforschung der Alpen schon so gut wie abgeschlossen sei und in dieser Hinsicht nicht mehr Nennenswertes geleistet werden könne, andererseits, daß das Verständnis für die zu beantwortenden wissenschaftlichen Fragen mangelt.

Daß aber die botanische Erforschung der Alpen bereits abgeschlossen sei, bezw. daß die Alpenflora, sowohl was die Kenntnis der einzelnen Arten, als auch die der geographischen Verbreitung derselben in allen Details bereits bekannt sei, ist ein großer Irrtum. Nicht einmal über die Verbreitung vieler gewöhnlicher und häufiger Alpenpflanzen sind wir bis heute genau unterrichtet. So ist z. B. das Zwerg-Leimkraut (oder Zwerg-Selbkraut) (*Silene Pumilio* bezw. *Saponaria pumila*) mit seinen fast stengellosen, roten großen Blüten eine sehr charakteristische und häufige Erscheinung in den Zentralalpen vom Paltten-, Klesing- und Murtal ostwärts bis in die Hohen Tauern. Im Gasteiner und Fuschertal und auf den dieselben umgebenden Höhen ist es noch häufig, im Krimmlertal und weiter westlich fehlt es nördlich vom Hauptkamm. Wo aber seine genaue Westgrenze hier liegt, bezw. ob es im Kapruner-, Welber-, Hollersbach-, Ober- und Unter-Sulzbachtal noch vorkommt oder nicht, ist bis heute nicht festgestellt. Ähnlich verhält es sich mit dem zweifarbigen Alpenlattich (*Homogyne discolor*). In den ganzen Nördlichen Kalkalpen östlich der

Salzach weit verbreitet, ist er westlich von diesem Flusse bisher nur vom Hohen Göll, Schneibstein, Scharitzlehl und der Ofenalpe bekannt; ob er aber im Gebiete des Steinernen Meeres und der Übergahnen Alm wirklich ganz fehlt, kann keineswegs mit Bestimmtheit behauptet werden.

Merkwürdig ist es auch, daß selbst wissenschaftlich bedeutende und hochinteressante Funde sich nicht immer der entsprechenden Beachtung erfreuen. So wurde um das Jahr 1850 der nur aus den Südtiroler Dolomiten bekannte Dolomiten-Mannschöld (*Androsace Klausmanni*) von dem bekannten Wiener Geologen Dionys Stur auf dem Hochmühlbing im Toten Gebirge an der oberösterreichisch-styrischen Grenze entdeckt. Obwohl dieser äußerst merkwürdige Fund vielfach angezweifelt wurde, dauerte es doch über 50 Jahre, bis dieser doch keineswegs schwer erreichbare Gipfel wieder von einem Botaniker erstiegen und die Richtigkeit dieser Angabe bestätigt wurde. Und ähnlich erging es dem Blauen Mänderle (*Veronica* oder *Paederota bonarota*), gleichfalls einer bisher nur aus den Südtirolen bekannten Pflanze. Schon vor 1850 wurde diese Art angeblich auf dem Birnhorn im Leoganger Steinberg von Miellchhofer und auf dem Weisstein in den Rißbübler Alpen von Traunsteiner gefunden. Und doch dauerte es wieder fast fünfzig Jahre, bis das Vorkommen dieser Art auf dem Birnhorn bestätigt wurde, während ihr Vorkommen auf dem Weisstein bis heute noch nicht sichergestellt ist.

Es gibt heute noch in den Alpen, sowohl im Westen als im Osten, ziemlich ausgedehnte Gebiete, deren Flora noch recht mangelhaft bekannt ist. Merkwürdigerweise sind das vielfach Gegenden, die in turkistischer Hinsicht zu den besuchtesten gehören, so z. B. die Zillertaler Alpen und das Salzkammergut. Neben anderen Ursachen ist dies z. T. darauf zurückzuführen, daß, als in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die floristische Erforschung der Alpen intensiver einsetzte, einzelne, meist leicht erreichbare Punkte bald als besonders pflanzenreich bekannt und nun immer und immer wieder von den Botanikern besucht wurden, während die anderen Gebiete, wo eine ebenso reiche Ausbeute zum mindesten zweifelhaft war, vernachlässigt wurden. Solche botanische „Nebenberge“ im Bereich der Ostalpen sind z. B. Schlen und Seiferalpe, die Kerschbaumer Alpe bei Lenz, das Hünerpiel bei Gossensass, der Untersberg bei Salzburg, die Pasterze, der Eisenhut bei Turraß und die „Reichenau“ im angrenzenden Kärnten, der Seckauer Zinken und endlich Schneeberg und Ragalpe bei Wien. Erst in den letzten Jahrzehnten hat eine gleichmäßigere Durchforschung der Alpen eingesetzt.

Aber selbst die genannten, wohl durchforschten Berge bieten mitunter noch Überraschungen. So entdeckte auf dem Wiener Schneeberge, wo man nicht allein die Flora, sondern jeden einzelnen Pflanzenstandort genau zu kennen geglaubt hat, der Finnländer Botaniker S. Lindberg im Jahre 1905 das Monte-Baldo-Windröschchen (*Anemone baldensis*), als dessen nordöstlichster Standort bis dahin die Gosauberge gegolten hatten. Späterhin wurde dieses Pflänzchen auch von anderen und zwar nicht nur auf dem Schneeberg, sondern auch auf der Ragalpe gesammelt. Die floristisch nicht minder genau bekannte Ragalpe bot übrigens wenige Jahre später eine andere Überraschung, als Professor Bierhapper aus Wien daselbst die bisher nur aus den Steierbürgen Karpathen bekannte *Draba Kotschy* auffand. Dazu wächst diese Pflanze auf der Ragalpe nicht etwa in einer verborgenen Schlucht, oder auf einer schwer zugänglichen Felswand, sondern an einer Stelle, die fast jeder Tourist passiert. Abgesehen scheint es andererseits wieder bemerkenswert, daß es bis heute noch nicht festgestellt ist, ob die auf dem Schneeberge so häufige Zwerg-Schlüsselblume (*Primula minima*), über deren Vorkommen auf der Ragalpe nur eine alte, zweifelhafte, allerdings von allen Autoren wiederholte Angabe vorliegt, daselbst wirklich vorkommt oder nicht.

Wenn selbst auf so vielbesuchten und genau bekannten Bergen noch so überraschende Funde gemacht werden können, so ist es ja nur selbstverständlich, daß auf Gipfeln und in Tälern, deren Flora weniger genau durchforscht ist, noch hübsche Entdeckungen zu machen sind, und die Erfahrung bestätigt dies auch. Aber nicht allein neue Standorte seltener Pflanzen sind es, die aufgefunden werden können, sondern selbst ganz neue Arten können heute noch in den Alpen entdeckt werden und zwar nicht nur schwierig zu unterscheidende Formen kritischer Gattungen, wie *Rosa*, *Hieracium* (Habichtskraut) oder *Alectorolophus* (Klappertopf) oder Bastardformen, sondern auch gute, ziemlich leicht unterscheidbare neue Arten, wie die in allerjüngster Zeit erfolgte Entdeckung einer neuen Mannschöld-*Art* (*Androsace tiroliensis*) auf der Äußerer Wetterspitze im Tiroler Gschnitzfale durch Dr. Fritz Wettstein beweist.

Nicht besser als mit den Blütenpflanzen steht es natürlich mit den Sporenpflanzen. Die Moosflora der Alpen ist allerdings im wesentlichen mindestens ebensogut bekannt, wie die der Blütenpflanzen, streckenweise (z. B. in Tirol) auch die Flechtenflora; was jedoch die Pilze und Algen betrifft, so sind unsere Kenntnisse nicht nur über ihre Verbreitung in den Alpen, sondern selbst der daselbst vorkommenden Arten und Formen vielfach noch recht lückenhaft.

Davon, daß die Alpenflora schon genau bekannt sei und kein Arbeitsfeld mehr biete, kann, wie die wenigen angeführten Beispiele zeigen, noch gar keine Rede sein, sondern es steht der Detailforschung hier noch ein weites Tätigkeitsfeld offen. Bestehendes Rärtchen soll den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnis der Flora der Ostalpen illustrieren.

Gewiß wird es manchem Laien ziemlich belanglos erscheinen, ob eine Pflanzenart auf diesem oder jenem Berge vorkommt oder nicht, und er wird dieses Suchen nach neuen Standorten für eine kindische Spielerei oder wenigstens für einen wertlosen Auswuchs von wissenschaftlichem Dilettantismus halten. Diese Ansicht ist aber keineswegs gerechtfertigt. Wenn auch die genaue floristische Durchforschung eines Gebietes heute kaum mehr als das Endziel eines botanischen Forschungszweiges gelten kann, bietet sie heute doch die unerläßliche Grundlage für zahllose Fragen auf pflanzengeographischem und pflanzengeschichtlichem Gebiete, deren Lösung nur dann möglich ist, wenn auf einer sicheren und zuverlässigen floristischen Grundlage aufgebaut wird.

Die Pflanzengeographie gliedert sich in zwei Forschungsrichtungen, die man als die ökologische und als die entwicklungsgeschichtliche oder genetische bezeichnet. In großen Zügen lassen sich die Ziele derselben dahin definieren, daß erstere die Frage zu beantworten sucht, welche äußeren Bedingungen es sind, die den Pflanzen ihr heutiges Fortkommen an bestimmten Standorten oder in bestimmten Gebieten ermöglichen, während letztere zu ergründen sucht, auf welchem Wege und wann die Pflanzen in ihre heutigen Wohngebiete gelangt sind.

Aufgabe der ökologischen Pflanzengeographie ist es demnach, einerseits die auf die Pflanze einwirkenden Faktoren, als da sind chemische und physikalische Beschaffenheit des Bodens, Feuchtigkeit, Wärme- und Windverhältnisse usw. sowie die gegenseitige Einwirkung der denselben Standort bewohnenden Pflanzen aufeinander, zu studieren, andererseits zu untersuchen, welche Mittel der Pflanze zu Gebote stehen, um sich vor schädlichen Einflüssen zu schützen und günstige Bedingungen auszunützen und auf diese Weise zu ergründen, welche äußeren Faktoren es sind, die der Pflanze das Dasein an der betreffenden Stelle ermöglichen, bzw. deren Grenzwerte für ihre Existenzmöglichkeit festzustellen. Chemie, Geologie, Bodenkunde und Klimatologie einerseits, Pflanzenphysiologie andererseits, sind die Hilfswissenschaften, die hierbei hauptsächlich in Betracht kommen und die der Pflanzengeographie mindestens insoweit, als sie zu den ihn interessierenden Fragen in Beziehung stehen, beherrschen muß. Es ist begreiflich, daß gerade in dieser Hinsicht die Alpen ein schier unerschöpf-

liches Forschungsgebiet darstellen, denn kaum irgendwo anders als im Hochgebirge bieten sich auf nur ganz kurze Strecken hin solche Unterschiede in Bezug auf Klima und Bodenbeschaffenheit dar. Eine Höhendifferenz von nur wenigen Metern bringt schon einen merklichen Unterschied in den Temperatur- und oft selbst in den Niederschlagsverhältnissen mit sich, Nord- und Südexposition bedingen ganz andere Licht- und Windverhältnisse, und neben den im Tale an der Umgestaltung der Bodenoberfläche tätigen Faktoren spielen in der Hochregion auch Schnee und Eis, sowohl in der Gegenwart als in früheren geologischen Epochen, eine hervorragende Rolle und schaffen Bodenformen (z. B. Moränen, Kare, Schneetälchen) die in tieferen Lagen nicht vorkommen. Die oft nur geringe oder ganz mangelnde Humusbedeckung bewirkt ferner, daß der Einfluß der chemischen Zusammensetzung des Gesteines auf die Pflanze im Hochgebirge weit intensiver zur Geltung kommt als im Tiefland. Wenn man noch in Betracht zieht, daß die Vegetation im Hochgebirge viel weniger als in den Tälern durch den Menschen beeinflusst ist, so ist es begreiflich, daß das Interesse der Pflanzengeographen gerade auf die Verhältnisse im Hochgebirge gelenkt wird.

Neben der Beeinflussung der Verbreitung der einzelnen Arten und Formen, sowohl auf weitere Gebiete hin als in der Wahl des Standortes selbst durch klimatische und Bodenverhältnisse, kommt für die ökologische Pflanzengeographie auch noch das Zusammenleben der Pflanzen miteinander in Betracht. Es ist selbstverständlich, daß jene Arten, die an ihren Standort die gleichen Ansprüche stellen, auch an den gleichen Orten auftreten und so miteinander Pflanzenvereine oder -genossenschaften bilden. Die Haupttypen dieser Pflanzenvereine weis ja auch der Late zu unterscheiden, der ganz richtig mit den Worten Wald, Buschwerk, Wiese, Steppe uff. bestimmte Begriffe verbindet. Innerhalb einer solchen Pflanzengenossenschaft sind die einzelnen Pflanzen nun nicht allein von den durch Klima und Boden bedingten Faktoren beeinflusst, sondern sie selbst modifizieren diese äußeren Faktoren in oft ganz erheblichem Maße, so durch Humusbildung, Auslaugung des Bodens, die Bäume und Sträucher durch Beschattung, Abschwächung der Windstärke uff. Und so wie jede einzelne Pflanzengattung in bezug auf ihre Verbreitung von zahlreichen äußeren Einflüssen abhängig ist, so ist dies auch bei jeder Pflanzengenossenschaft wieder der Fall, sowohl was ihre Verbreitung auf der Erdoberfläche überhaupt, als auch was ihr Auftreten an bestimmten Standorten betrifft. Während aber über die Beeinflussung der einzelnen Pflanze durch die klimatischen Faktoren im Hochgebirge seit den bahnbrechenden Arbeiten A. Kerner's und Bonnier's nicht mehr viel gearbeitet worden ist, wird das Studium der Pflanzenvereine, die „Formationslehre“ oder „Synökologie“ in den letzten Jahrzehnten in den Alpen eifrig betrieben. Zwei klassische Arbeiten auf diesem Gebiete sind gerade auf dem Studium der einschlägigen Verhältnisse in den Ostalpen aufgebaut, A. Kerner's meisterhafte und poetische Schilderung der Pflanzenwelt der Ötztal- und Achensee-Alpen in seinem „Pflanzenleben der Donauländer“<sup>7)</sup> und Sendtner's „Vegetationsverhältnisse Südbayerns“<sup>8)</sup>. Die analogen Verhältnisse der Schweizer Alpen schilderte bald darauf Christ in seinem „Pflanzenleben der Schweiz“<sup>9)</sup>. In dem seit dem Erscheinen dieser Arbeiten verstrichenen halben Jahrhundert ist auf dem Gebiete der alpinen Formationslehre sehr fleißig gearbeitet worden. Merkwürdigerweise ist der unmittelbare Einfluß Kerner's ein relativ geringer gewesen, denn von wichtigeren Arbeiten seiner unmittelbaren Schüler sind nur Gremblitz's Studien über die Geröllpflanzen der Nordtiroler Kalkalpen<sup>10)</sup> und Strobil's Schilderung der Vegetationsverhältnisse der Haller Mauern im Ennstale zu nennen<sup>11)</sup>. Auch Jabornegg's leider an nicht jedem Botaniker leicht zugänglicher Stelle (sie erschienen im Landwirtschaftlichen Jahrbuch Kärntens) veröffentlichten und darum wenig beachteten Schilderungen der Vegetation Kärntens<sup>12)</sup> lassen Kerner's Einfluß erkennen. Sonst aber ist in den siebziger und achtziger Jahren über die österröchi-

ischen Alpen zwar eine Reihe von floristischen Beiträgen und Exkursionsberichten, aber kaum eine Arbeit erschienen, die für die ökologische Pflanzengeographie von Bedeutung wäre, und nicht viel besser steht es mit dem bayerischen und italienischen Anteil der Ostalpen. Erst mit dem Beginn des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts begann ein neuerlicher Aufschwung in dieser Forschungsrichtung mit G. von Beck's mühsamer Schilderung der pflanzengeographischen Verhältnisse Niederösterreichs<sup>21)</sup>. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist auch O. Drudes „Deutschlands Pflanzengeographie“<sup>22)</sup>, die Mitte der neunziger Jahre erschien, deren die Gebirgsflora behandelnden Teile eine Reihe neuer wertvoller Gesichtspunkte bringen, während die auf dem Gebiete der ökologischen Pflanzengeographie epochemachenden Arbeiten Schimper's<sup>23)</sup> und Warmings<sup>24)</sup> gerade hinsichtlich der Hochgebirgsflora wenig Neues brachten. Eine intensivere Tätigkeit in bezug auf die pflanzengeographische Erforschung der Ostalpen setzte jedoch erst im Anfang dieses Jahrhunderts ein, als die Zoologisch-Botanische Gesellschaft in Wien im Jahre 1901 daran ging, eine allgemeine pflanzengeographische Aufnahme Österreichs in Angriff zu nehmen und zu diesem Behufe pflanzengeographische Detailaufnahmen einzelner Gebiete durch jüngere Forscher durchführen ließ, die unter dem Titel: „Vorarbeiten zu einer pflanzengeographischen Karte Österreichs“ erschienen sind. Der großen Wichtigkeit dieses Unternehmens sowohl in wissenschaftlicher als auch in praktischer (besonders in Hinsicht auf Land- und Forstwirtschaft) Beziehung konnten sich auch die Behörden nicht verschließen und das Ackerbauministerium hat dieses Unternehmen alljährlich mit einem ziemlich namhaften Betrage subventioniert. Teils aus Absicht, teils aus Zufall traf es sich, daß die zuerst in Angriff genommenen Gebiete fast durchwegs den Alpen angehörten, und heute liegen als solche „Vorarbeiten“ Detailaufnahmen der Gebiete von Schladming<sup>25)</sup>, Auffsee<sup>26)</sup>, Villach<sup>27)</sup>, des Ötztal und Tirorensteins<sup>28)</sup>, Hochschwab<sup>29)</sup>, der Saantaler Alpen<sup>30)</sup> und Eisenerzer Alpen<sup>31)</sup> vor, während weitere über den Lungau und das Sau- und Koralpengebiet ganz oder fast abgeschlossen sind. Doch auch außerhalb dieser Aktion erschien in den letzten zwei Jahrzehnten eine größere Zahl von pflanzengeographischen Detailarbeiten über einzelne Gebiete der österreichischen Alpen, aus denen die Berndts über das Almtal und seine Umgebung<sup>32)</sup>, Hergets über die Umgebung von Steyr<sup>33)</sup>, Willits über Salzburg<sup>34)</sup>, Murrs über Vorarlberg<sup>35)</sup>, Hrubys über die Julischen Alpen<sup>36)</sup>, Pehrs über Ostfänten<sup>37)</sup> und vor allem Werhappers über den Lungau<sup>38)</sup> genannt sein mögen. Alle diese Arbeiten bringen eine Schilderung der im betreffenden Gebiete beobachteten Pflanzengenossenschaften, deren räumliche Ausbreitung in den genannten „Vorarbeiten“ auch kartographisch dargestellt ist, sowie von deren Abhängigkeit von dem Klima und Bodenverhältnissen, eine Darstellung der regionalen Gliederung der Vegetation, des Einflusses des Menschen auf dieselbe usw. und bilden so einen wertvollen Beitrag zu unserer Kenntnis der Ökologie der Gebirgsflora.

Weniger zahlreich sind die Arbeiten, die sich mit dem Einfluß bestimmter äußerer Faktoren auf die Verbreitung der Alpenpflanzen befassen. Die Frage des Einflusses der chemischen Bodenbeschaffenheit, der um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts gerade in den österreichischen Alpen Unger<sup>39)</sup> und Stur<sup>40)</sup> eingehende Untersuchungen gewidmet hatten, wurde meist nur mehr gelegentlich gestreift und erst in jüngster Zeit durch Werhapper hinsichtlich der Flora des Kalkschiefers wieder eingehender erörtert<sup>41)</sup>. Hingegen wurde die durch Wiesners bahnbrechende Arbeiten über den Lichtgenuß der Pflanzen in den Vordergrund gerückte Frage nach der Einwirkung des Lichtes auf die Verbreitung der Pflanzen in den Arbeiten Lämmermayrs über den Lichtgenuß der Farne<sup>42)</sup>, sowie über die Lichtverhältnisse im Grünerlen- und Legföhrenwald<sup>43)</sup> auch in bezug auf alpine Verhältnisse einem experimentellen Studium unterzogen. Das Vordringen der Hochgebirgsflora nach oben, die Besiedlung

freigewordenen Gletscherterrains und von Schutthalden und das Aufwärtstücken der Baumgrenze ist Gegenstand einer interessanten Studie R. v. Klebelsbergs<sup>23</sup>), während R. Scharfetter der Frage des Einflusses der Bodenbearbeitung durch die eiszeitlichen Gletscher auf die Schaffung neuer Pflanzenstandorte näherzuerücken versuchte<sup>24</sup>). F. Vierhapper hat ferner im Anschluß an einige unten zu erwähnende Arbeiten von Schweizer Forschern den Versuch unternommen, die pflanzlichen Vegetationsformen und die Pflanzengenossenschaften von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus neu zu gruppieren<sup>25</sup>).

Auch in Bayern und in Italien hat die pflanzengeographische Erforschung der Alpen, speziell auf dem Gebiete der ökologischen Pflanzengeographie schöne Erfolge aufzuweisen und sind in dieser Hinsicht insbesondere die Arbeiten von Hegi über das Schachengebiet<sup>26</sup>), der Brüder Gortani über Friaul<sup>27</sup>) und von Bolzon über die Marmolata<sup>28</sup>) hervorzuheben. Hingegen sind von Arbeiten über die französischen Alpen außer einer wertvollen Arbeit Magnin's<sup>29</sup>) über das ganze Gebiet und Kellers Vegetationsflizzen aus den Grajischen Alpen<sup>30</sup>) nur einige Arbeiten Briquets<sup>31</sup>), die jedoch hauptsächlich ins Gebiet der entwicklungsgeschichtlichen Pflanzengeographie fallen, zu nennen.

Weit intensiver aber ist die Tätigkeit, die die Schweizer Botaniker in den letzten drei Jahrzehnten auf dem Gebiete der ökologischen Pflanzengeographie unter dem Einflusse E. Schröters entwickelt haben. Mit seiner prächtigen Monographie des St.-Antöner-Tales in Graubünden<sup>32</sup>) machte Schröter selbst den Anfang zu einer Reihe pflanzengeographischer Monographien einzelner Gebiete der Schweizer Alpen, wie der Churfürsten<sup>33</sup>), des Sieltales bei Einsiedeln<sup>34</sup>), des Töptales<sup>35</sup>), Val Onsernone<sup>36</sup>), Pilatus<sup>37</sup>), die durchwegs von seinen Schülern bearbeitet wurden, als deren bedeutendste aber die von H. Brodmann-Jerosch über das Puschlav<sup>38</sup>), Gellingers über die Grigna-Gruppe<sup>39</sup>), Rübels über das Berninagebiet<sup>40</sup>) und Furrers über Bormio<sup>41</sup>) hervorzuheben sind. Auch eine Reihe forstbotanischer Studien, so über das Sottocenere<sup>42</sup>), das Binnental im Wallis<sup>43</sup>), das Vorderrheintal<sup>44</sup>) und Genf<sup>45</sup>) entstammen der Schule Schröters. Von großer Wichtigkeit sind endlich auch die eingehenden Studien über bestimmte Pflanzengenossenschaften, so die Steblers und Schröters über die Wiesentypen der Schweiz<sup>46</sup>), Brodmanns über die Schweizer Wälder<sup>47</sup>), J. Brauns über die Vegetation der Schneefläche in den Rhätischen Alpen<sup>48</sup>), Heß über die Geröllpflanzen<sup>49</sup>), Dettlis über die Felsflora<sup>50</sup>) uff. In den letzten Jahren wurde durch die Gründung einer pflanzengeographischen Kommission im Schoße der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft und die Gründung eines eigenen Geobotanischen Instituts durch E. Rübels die pflanzengeographische Durchforschung der Schweiz noch weiter gefördert und hat der genannte Forscher nicht nur ein Programm für die weiteren Arbeiten entworfen<sup>51</sup>), sondern auch kürzlich ein prächtiges zusammenfassendes Werk über die Methodik pflanzengeographischer Unternehmungen veröffentlicht<sup>52</sup>). Von Arbeiten, die über Schweizer Verhältnisse weit hinausgreifen, sind neben Schröters Pflanzenleben der Alpen<sup>53</sup>), insbesondere Brodmanns Studien über Baumgrenze und Klimacharakter<sup>54</sup>), Gams' Prinzipienfragen der Vegetationsforschung<sup>55</sup>) und Brodmanns und Rübels Versuch einer neuen Einteilung der Pflanzengenossenschaften nach ökologisch-phytognomischen Gesichtspunkten<sup>56</sup>) hervorzuheben.

Bemerkenswert sei, daß auch in Skandinavien in neuerer Zeit auf dem Gebiete der ökologischen Pflanzengeographie der dortigen Hochgebirge eine Reihe wertvoller Arbeiten veröffentlicht worden ist, die mit Rücksicht auf den Vergleich mit den analogen Verhältnissen in den Alpen von großer Bedeutung sind. Vor allem sind es die Schüler Prof. Sernanders in Uppsala, namentlich E. Du Roi, Th. Fries und E. A. Tengwall, die nicht allein wertvolle Spezialuntersuchungen über die Vegetation einzelner Gebiete der skandinavischen Hochgebirge veröffentlicht haben, sondern eine

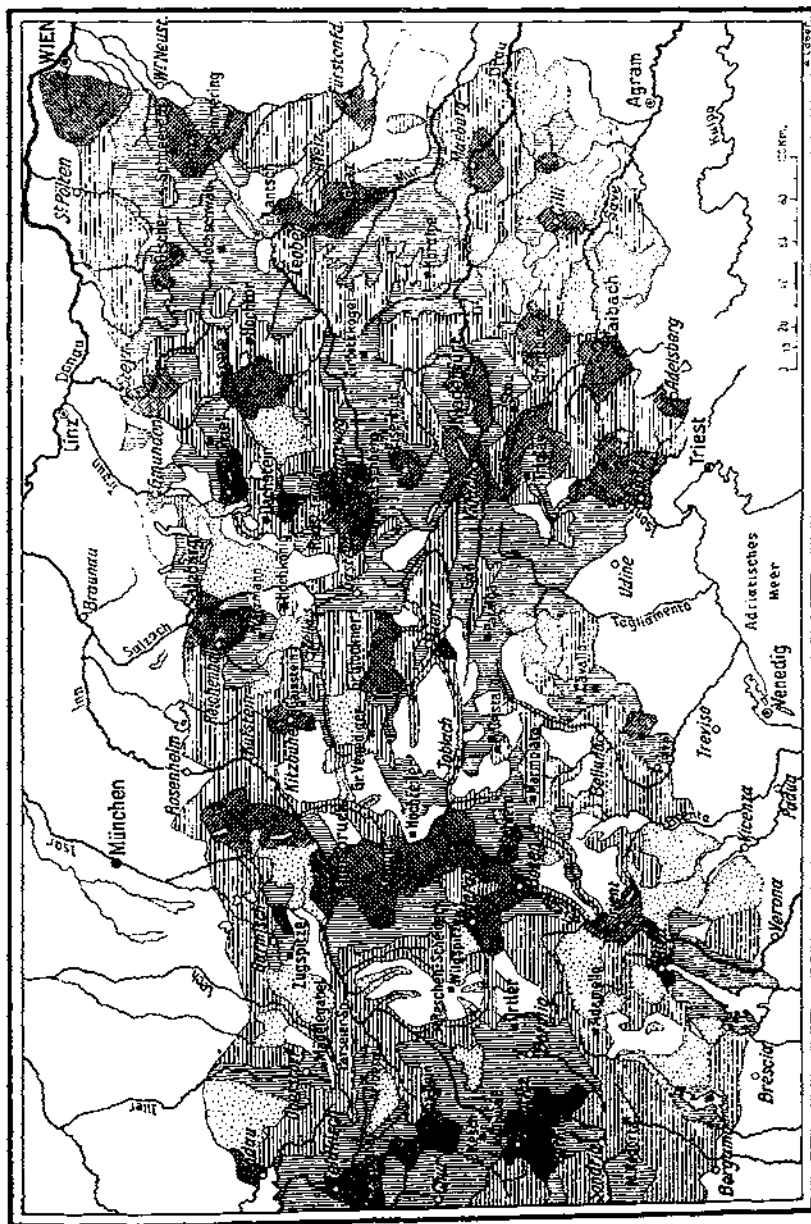


viel schärfere Unterscheidung und Abgrenzung der einzelnen Pflanzengenossenschaften anstreben, wobei sie vielfach von neuen Gesichtspunkten ausgehen und neue Arbeitsmethoden anwenden, deren Anwendbarkeit bei analogen Studien in den Alpen zum mindesten eines Versuches wert wäre<sup>72)</sup>.

Trotz dieser intensiven Arbeit auf dem Gebiete der ökologischen Pflanzengeographie sind wir aber noch weit davon entfernt, selbst über die wichtigsten einschlägigen Fragen heute schon eine erschöpfende Antwort geben zu können. So ist z. B. die Frage nach der klimatischen Ursache der oberen Wald- und Baumgrenze im Hochgebirge keineswegs noch vollständig gelöst, wenn wir auch heute schon sicher wissen, daß weder die Kürze der Vegetationsperiode, noch die geringe Niederschlagsmenge, noch Windwirkung und Schneegebläse allein hier maßgebend sind, sondern daß nach Brodmann auch der Klimacharakter ein in erster Linie maßgebender Faktor ist, wobei alle diese Faktoren zusammenwirken und schließlich ein einzelner derselben, wenn er einen gewissen Grenzwert übersteigt, lokal von ausschlaggebender Bedeutung sein kann. Ebenföwenig ist der Einfluß des Bodens auf die Verbreitung der Pflanzen schon restlos geklärt und keineswegs ist es immer sicherzustellen, ob die chemische Zusammenstellung des Untergrundes, oder dessen durch diese bestimmten physikalischen Eigenschaften ausschlaggebend sind. Und welche Frage immerhin wir innerhalb der ökologischen Pflanzengeographie, soweit die Verhältnisse in den Alpen in Betracht kommen, aufwerfen, immer wieder wird es sich zeigen, daß unser Wissen trotz der gewaltigen Fortschritte, die es im letzten halben Jahrhundert gemacht hat, noch recht lüdenhaft ist.

Ganz andere Aufgaben sind es, die die genetische oder entwicklungsgeschichtliche Pflanzengeographie zu lösen sucht; sie will die Frage beantworten, woher die heutige Flora eines Gebietes stammt, ihre eventuellen Einwanderungswege feststellen und untersuchen, welche Veränderungen sie im Laufe der Zeiten durchgemacht hat, sie ist also ein Kapitel der allgemeinen Erdgeschichte. Es bestehen natürlich zwischen ihr und der ökologischen Pflanzengeographie gewisse Berührungspunkte, wie z. B. die Frage der Neubesiedlung von freigewordenem Terrain, aber im allgemeinen verfolgen sie doch getrennte Ziele, da die erstere Probleme aus vergangenen Zeiten, letztere solche aus der Gegenwart zu lösen sucht.

Gerade die Geschichte der Alpenflora bietet eine Reihe hochinteressanter Fragen. Die Alpen sind bekanntlich ein relativ junges Gebirge, das sich erst in einer späten Erdperiode, im Tertiär erhoben hat. Diese gewaltige, in Höhen bis gegen 5000 m reichende Massenerhebung bot nun der Pflanzenwelt eine große Fläche besiedlungsfähigen Terrains, aber unter ganz anderen klimatischen Bedingungen als sie in dem damals noch viel wärmeren Mitteleuropa herrschten. Es mußten also die Pflanzen, die aus der Ebene ins Hochgebirge aufstiegen, sich den klimatischen Verhältnissen dafelbst anpassen, es mußten sich aus den vorhandenen neue Formen entwickeln, die für das Leben im Hochgebirge die Eignung hatten. Diese erste Alpenflora, die also jedenfalls sich aus mittel- und südeuropäischen Ebenenpflanzen entwickelt hatte und vielleicht durch einige Einwanderer aus der Flora der älteren Gebirge Mitteleuropas (Vogesen, Schwarzwald, Böhmisches Bergland) sich verstärkt hatte, wurde in ihrer Weiterentwicklung bedeutend gestört durch die bald darauf einsetzende Periode einer gewaltigen Vergletscherung, die wir als Eiszeit bezeichnen. Nach dem, was wir heute über die Ausdehnung der eiszeitlichen Gletscher in den Alpen wissen, ist es zweifellos, daß im größten Teile dieser sich während der Eiszeit überhaupt keine höher organisierte Pflanze erhalten konnte, die Flora wurde vernichtet oder verdrängt und nur in wenigen Gebieten, am Süd- und Ostrand der Alpen, konnte diese alte Alpenflora an einzelnen Punkten erhalten bleiben. Nachdem aber diese gewaltige Vergletscherung nicht allein die Alpen, sondern auch die benachbarten Gebirge, wie



Der derzeitige Stand der botanischen Erforschung der Ostalpen.

Pyrenäen und Karpathen und vor allem auch den Norden Europas betraf, dessen Gletschermassen, die ganze Ostsee ausfüllend, bis weit in die deutsche Tiefebene reichten, wurde die alte Flora auch aus diesen Gebieten verdrängt und soweit sie nicht vernichtet wurde, genötigt, in dieselben kleinen eisfreien Gebiete Mitteleuropas niederzusteigen, wo auch die Alpenpflanzen ihre Zuflucht gefunden hatten und wo unter dem Einfluß der die Gletscherbildung so begünstigenden klimatischen Verhältnisse das Klima der Erhaltung alpiner Typen gewiß weit günstiger war als jetzt.

Als dann die Gletscher nach und nach sich zurückzogen, rückte die in die Ebene verdrängte Alpenflora diesen unter den sich allmählich bessernden klimatischen Verhältnissen nach und nahm von ihren ursprünglichen Wohnstätten im Hochgebirge wieder Besitz. Es ist aber ganz begreiflich, daß bei dieser Rückwanderung der Hochgebirgsform aus den eisfrei gebliebenen Gebieten Mitteleuropas, wo sich während der Eiszeit nicht nur Elemente der alpinen, sondern auch der pyrenäischen, karpathischen und arktischen Flora zusammengefunden hatten, auch einzelne von diesen in die Alpen einwanderten, gerade so wie alpine Arten damals in den hohen Norden, die Karpathen oder Pyrenäen gelangten.

Wir wollen es vorläufig außer acht lassen, daß diese allgemeine Vergletscherung nicht einmal, sondern viermal nacheinander erfolgte, sowie daß der Rückzug des Gletschereises nicht ungestört vor sich ging, sondern durch mehrere neuerliche Vorstöße unterbrochen wurde. Die nunmehrige Hochgebirgsflora, die also aus den Resten der voreiszeitlichen, teils aus den eisfreien Gebieten Mittel- und Südeuropas zurückgewanderten, teils von den am Ost- und Südrand der Alpen erhalten gebliebenen und sich weiter ausbreitenden Überbleibseln bestand, konnte sich nun ungestört weiter entwickeln. Doch auch die Flora der Ebenen und der Täler war infolge der Änderung des Klimas eine andere geworden als vor der Eiszeit, und von diesen Arten erwies sich wieder ein Teil als befähigt, bis ins Hochgebirge aufzusteigen und dort unter dem Einfluß des alpinen Klimas neue Hochgebirgsrassen zu bilden.

Wir können also in der heutigen Hochgebirgsflora der Alpen drei verschiedene Elemente unterscheiden, nämlich 1. die Reste der voreiszeitlichen Hochgebirgsflora, 2. Elemente aus den benachbarten Hochgebirgen und der Arktis, die nach der Eiszeit in den Alpen einwanderten, und 3. Formen, die nach der Eiszeit bis in die Gegenwart hinein aus der jetzigen Flora der Ebene und der Täler unter dem Einfluß des alpinen Klimas sich entwickelt haben.

Diese Grundlinien der Geschichte der Wiederbesiedlung der Alpen nach der Eiszeit durch die Pflanzenwelt, welche schon vor etwa fünfzig Jahren durch Engler<sup>69)</sup> und Christ<sup>70)</sup> festgelegt worden sind, basieren keineswegs bloß auf theoretischen Erwägungen auf Grund der von den Geologen und Geographen erforschten erdgeschichtlichen Vorgänge, sondern stützen sich auf eine Reihe von schwerwiegenden Tatsachen. So ist vor allem das Vorhandensein einer alpin-arktischen Flora während der Eiszeit, sowohl am Nordrande der Alpen, als auch in Mitteleuropa und im Norden der Karpathen, durch Fossilfunde bewiesen. Ferner kennen wir eine ganze Reihe von sogenannten „Glazialrelikten“, d. h. von Standorten von Hochgebirgspflanzen im Alpenvorland und an tiefen Lagen innerhalb der Alpen und zwar an Stellen, wo eine Herabschwemmung durch Flüsse aus dem Grunde, daß die betreffende Art im Gebiete des Oberlaufes des in Betracht kommenden Flusses fehlt, oder weil andere lokale Gründe dagegen sprechen, nicht in Betracht kommt, so daß es naheliegt, anzunehmen, daß diese Pflanzen hier sich seit der Eiszeit erhalten haben. Solche Reliktstandorte finden sich in größerer Zahl insbesondere auf den Mooren der bayerischen Hochebene, sowie im Bergland von Untersteiermark und Unterkärnten, wo das Auftreten des stengellosen Enzians (*Gentiana acaulis* Subsp. *Clusii*), der gewimperten Alpenrose (*Rhododendron hirsutum*) und der Zwergalpenrose (*Rhodothamnus Chamaecistus*) in Meereshöhen von

200—400 m inmitten einer südlichen illyrischen Vegetation besonders auffällt. Dafür wieder, daß gerade am Süd- und Ostrande der Alpen die Verhältnisse für ein Überdauern der Eiszeit durch gewisse Arten besonders günstig waren, spricht der Umstand, daß gerade an diesen Gebieten sich heute noch zahlreiche Arten finden, die außerhalb dieses Gebietes in den Alpen nirgends vorkommen.

Daß endlich in den Alpen zahlreiche Arten vereinzelt vorkommen, die in den Karpathen, den illyrischen Gebirgen und in der Arktis ein weit größeres Verbreitungsgebiet besitzen und offenbar aus diesen Gebieten in die Alpen eingewandert sind, dafür gibt es eine außerordentlich große Zahl von Beispielen, die hier anzuführen viel zu weit führen würde, nur sei bemerkt, daß die Karpathenpflanzen durchwegs in den östlichsten Alpen, die illyrischen Typen im Südosten und Osten der Alpen angetroffen werden. Ebenso treten aber auch Arten, die in den Alpen eine weite Verbreitung haben, wieder vereinzelt in den Hochgebirgen Scandinaviens, in den Karpathen, Illyrien u. s. w., wie z. B. *Gentiana purpurea* und *Saxifraga aizoon* in den norwegischen Hochgebirgen, *Silene rupestris* in den Karpathen, *Alnus viridis*, *Willemetia stipitata* und *Gentiana nivalis* in den illyrischen Hochgebirgen. Es scheint demnach ein Florenaustausch innerhalb dieser Gebiete tatsächlich stattgefunden zu haben.

Eine Frage, die jedoch bisher noch in keiner Weise befriedigend gelöst ist, ist die Frage der Beziehungen der Alpenflora zur Flora der Hochgebirge Zentralasiens, besonders des Himalaja. Gerade die für unsere Alpenflora bezeichnendsten Gattungen, wie *Primula*, *Gentiana*, *Pedicularis* (Läusekraut), *Rhododendron*, *Leontopodium* (Edelweiß), weisen bezüglich ihrer Herkunft unbedingt auf die Hochgebirge Zentralasiens hin, wo sie in weit größerer Artenfülle als in den Alpen anzutreffen sind und offenbar ihre eigentliche Heimat haben. Wann aber und auf welchem Wege sie von dort in die Alpen gelangt sind, ist ein bisher ungelöstes Rätsel. Während manche, wie der Firn-Enzian (*Gentiana frigida*) in ganz oder fast unveränderter Form im Himalaja wiederkehren, andere wie gewisse *Gentiana*-, *Pedicularis*- und *Leontopodium*-Arten wieder wenigstens nahe verwandte Arten daselbst aufweisen, gehören andererseits die meisten *Primeln* und manche *Gentianen* unserer Alpen Verwandtschaftskreisen an, die im Himalaja gar nicht vertreten sind. Während also die ersten Fälle für eine Einwanderung in jüngster Zeit, etwa während und nach der Eiszeit sprechen, sind die Verhältnisse bei z. B. *Primula* eher darnach angetan, anzunehmen, daß die Abzweigung der alpinen Arten von den zentralasiatischen schon in einer viel früheren Zeitperiode erfolgt sei. Bemerkenswert ist übrigens, daß gar manche der den Alpen und den zentralasiatischen Gebirgen gemeinsamen (bezw. in beiden Gebirgen durch nahe verwandte Formen vertretenen) Arten im dazwischen liegenden Kaukasus fehlen.

Aber auch Steppenelemente beherbergt die Flora unserer Alpen, teils Arten, die in den südrussischen und asiatischen Steppen heute noch vorkommen, teils solche, die dort durch näherverwandte Arten vertreten sind. Zu diesen Typen gehören z. B. das narzissenblütige Windröschen (*Anemone narcissiflora*), die Lauch- (*Allium*), Beifuß- (*Artemisia*) und manche *Pedicularis*-Arten unserer Alpen und auch hier liegen über den Zeitpunkt ihrer Einwanderung noch keine sicheren Anhaltspunkte vor.

Weit komplizierter wird aber die Frage der Besiedlung der Alpen durch die Pflanzenwelt nach der Eiszeit noch dadurch, daß einerseits es sich nicht um eine einzige Periode allgemeiner Vergletscherung handelt, sondern um drei bis vier solcher Perioden, die durch klimatisch günstige Interglazialzeiten voneinander getrennt waren, daß andererseits nach der letzten Eiszeit der Rückzug der Gletscher kein gleichmäßiger war, sondern durch mehrere neuerliche Eisvorstöße unterbrochen wurde.

Was nun die Wirkung der drei bis vier aufeinanderfolgenden Vergletscherungsperi-

oben auf die Geschichte der Alpenflora betrifft, so ist in dieser Hinsicht leider recht wenig Aufklärung zu erwarten, da ja jede neue Vergletscherung die Spuren der vorangegangenen Zwischeneiszeit wieder gänzlich vernichtet hat. Es wäre daher höchstens durch Fossilfunde aus dem Interglazial einige Aufklärung zu erhoffen, doch sind solche, wie später erwähnt werden wird, äußerst spärlich. Aus dem monographischen Studium einzelner Pflanzengattungen und deren Entwicklungsgeschichte wurde versucht<sup>70)</sup>, diese Einflüsse zu ergründen, ohne daß es bisher noch gelungen wäre, einwandfreie Resultate sicherzustellen.

Was den Einfluß der einzelnen Rückzugs- und Vorstoßstadien des Gletschereises nach der letzten großen Vergletscherung betrifft, so waren wenigstens hier durch Fossilforschungen wichtige Aufschlüsse zu erwarten. Hat doch die Torfmoorforschung in Ständnavien ein klares und einwandfreies Bild der Wiederbesiedlung des in der Glazialperiode völlig mit Eis bedeckten Landes ergeben<sup>71)</sup>. Was jedoch zum mindesten die bisherigen Resultate der Untersuchung der im Innern der Alpen gelegenen Torfmoore betrifft, so sind dieselben recht dürftig, denn diese Moore sind viel zu jungen Alters, um wichtige Aufschlüsse zu geben<sup>72)</sup>.

Su all dem kommt aber noch eine weitere sehr bedeutungsvolle Frage. Es war zuerst A. Kerner, der aus dem Vorkommen von mehreren wärmeliebenden Arten im Innern der Alpen an von ihrem sonstigen Verbreitungsgebiete weit entfernten Standorten, an welchen sie, da selbe damals vom Gletschereise bedeckt waren, die Eiszeit gewiß nicht überdauert haben konnten, schloß, daß nach der Eiszeit eine Periode vorhanden gewesen sein muß, in der das Klimawärmer und trodener war als heute, eine Periode, die Kerner als die „aquilonare“ bezeichnet<sup>73)</sup>. Derselben Frage ist später in den Westalpen J. Briquet<sup>74)</sup> nähergetreten und auch dieser kam zu ähnlichen Resultaten. Während jedoch Kerner die Frage offen läßt, ob diese „aquilonare“ Flora interglazialen und postglazialen Alters sei, nimmt Briquet mit Bestimmtheit an, daß diese von ihm als „zerotherme“ bezeichnete Periode in die postglaziale Zeit falle, welcher Ansicht sich dann auch andere Forscher angeschlossen haben. Auch G. v. Beck, der ursprünglich an dem interglazialen Alter dieser zerothermen Periode festhielt<sup>75)</sup> und in diese Zeit die Einwanderung der zahlreichen illyrischen Elemente in die Ostalpen verlegte, neigt sich nunmehr nach seinen eingehenden diesbezüglichen Studien in den südöstlichen Alpen<sup>76)</sup> der Ansicht zu, daß dieselbe in die letzte Interstadialzeit (zwischen Gschnitz- und Daun-Vorstoß) zu verlegen sei. Nur der Schweizer Forscher Brodmann verhält sich der Annahme einer solchen postglazialen Wärmeperiode gegenüber noch ablehnend, zumal da er überhaupt auf dem von der Mehrzahl der Geologen und Geographen nicht geteilten Standpunkt steht, daß die Perioden der großen Vergletscherung nicht auf eine Herabsetzung der Temperatur als vielmehr lediglich auf eine starke Vermehrung der Niederschläge zurückzuführen seien<sup>77)</sup>.

Sedenfalls kann diese Frage nach einer postglazialen Wärmeperiode, die Geologen und Geographen, Tier- und Pflanzengeographen in gleichem Maße interessiert und der der Geographenkongreß in Stockholm im Jahre 1910 eine sehr eingehende Diskussion widmete<sup>78)</sup> noch keineswegs als gelöst betrachtet werden.

Gewisse Fossilfunde, vor allem das Auftreten des heute im Kaukasus und in Südwestspanien heimischen, in jüngster Zeit auch auf der Balkanhalbinsel entdeckten *Rhododendron ponticum* in mit ziemlicher Sicherheit einer Interstadialzeit angehörigen Schichten bei Hötting nahe Innsbruck, Lugano und am Iseo-See, sprechen entschieden für das Vorhandengewesensein einer solchen postglazialen bzw. interstadialen Wärmeperiode, andere interglaziale und postglaziale Fossilfunde hingegen weisen auf eine von der jetzigen nicht, aber nur wenig abweichende Flora hin. Leider sind aber, wie schon erwähnt, die in Betracht kommenden fossilen Reste innerhalb der Alpen viel zu dürftig, als daß sie geeignet wären, über die Einwanderungs-

geschichte der Alpen volles Licht zu verbreiten und wir haben in dieser Hinsicht von einer genauen Kenntnis der Verbreitung der Pflanzen in der Jetztzeit vielleicht günstigere Resultate zu erwarten, doch ist hierfür eine viel genauere Durchforschung der Alpen Bedingung; die Auffindung eines neuen isolierten Standortes, eines neuen Keilfesses oder dergleichen kann da von einschneidender Bedeutung sein. Eine in bezug auf die Geschichte der Alpenflora sehr wichtige Arbeit von Chodat und Pampanini<sup>79)</sup> z. B. verliert dadurch viel an Wert, als sie sich vielfach auf alte unzuverlässige und unrichtige Verbreitungsangaben stützt.

Bei der ungeheuren Menge von Literatur, die sowohl auf geographisch-geologischem, als auch auf botanischem Gebiete in Hinsicht auf die Geschichte der Alpenflora seit der letzten Eiszeit vorliegt, ist es leider nicht möglich, auf die gewonnenen Forschungsergebnisse und die oft recht widersprechenden Ansichten der Forscher hier des näheren einzugehen. Es sei hier nur noch kurz darauf hingewiesen, daß mit der Frage der Einwanderung der Alpenflora noch andere in engem Zusammenhange stehen, nämlich die nach der weiteren pflanzengeographischen Gliederung der Alpen, eine Frage, mit der neben A. Kerner<sup>80)</sup>, insbesondere A. Engler<sup>81)</sup> und der Verfasser<sup>82)</sup> sich beschäftigt haben, sowie die Gliederung der in den Alpen vorkommenden Pflanzen in Hinsicht auf ihre sonstige Verbreitung und Herkunft in verschiedene Gruppen, was insbesondere von M. Jerosch<sup>83)</sup>, die auf Grund der jetzigen Verbreitung der Arten eine Reihe geographischer Elemente unterscheidet, und von L. Diels<sup>84)</sup>, der vom rein entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus die verschiedenen genetischen Elemente voneinander trennt, versucht worden ist.

Ins Gebiet der entwicklungsgeschichtlichen Pflanzengeographie gehört endlich auch die Frage nach der zeitlichen Aufeinanderfolge der Pflanzengesellschaften bzw. der allmählichen Umwandlung der einen in die andere, wie z. B. von Wiese in Wald, von Moor in Heide, die Sukzessionslehre, eine Forschungsrichtung, die in neuerer Zeit insbesondere von den amerikanischen Pflanzengeographen eifrig gepflegt wird, der aber im Alpengebiet bisher fast nur der Schweizer S. Mülli sein Augenmerk zugewendet hat<sup>85)</sup>.

Ein gewaltiges Stück Arbeit ist in der botanischen Erforschung der Alpen bereits geleistet worden und eine kaum mehr zu bewältigende Fülle von Literatur liegt über die verschiedenen einschlägigen Arbeitsrichtungen vor, besonders über Floristik und spezielle Pflanzengeographie. Dazu kommen noch einige andere Forschungsrichtungen, deren in obiger Skizze noch gar nicht gedacht wurde, wie z. B. die Blütenbiologie oder die Planktonforschung. Und trotzdem sind wir heute noch sehr, sehr weit davon entfernt, sagen zu können, daß auch nur eines der zahllosen sich bietenden Probleme gelöst ist.

Die Ursachen hierfür sind gar mancherlei. Einerseits bieten eben gerade die Alpen (und natürlich ebenso auch andere Hochgebirge) ein so kolossales Arbeitsgebiet, eine solche Fülle von Problemen, daß noch auf Generationen hinaus für die Möglichkeit wissenschaftlichen Arbeitens wohl gesorgt ist. Dazu kommt ferner, daß das Arbeiten im freien Gelände im Hochgebirge viel Mühe und Zeit erfordert und nicht jeder den körperlichen Anforderungen, die es stellt, gewachsen ist. Auch die unerläßlichen Daten, die andere Wissenschaften dem Botaniker bieten sollen, lassen in den Alpen oft sehr zu wünschen übrig, so sind z. B. die für den Pflanzengeographen unerläßlichen meteorologischen Daten aus dem Hochgebirge sehr lückenhaft, da ja die Zahl der meteorologischen Hochstationen noch sehr spärlich ist.

Aber trotz aller dieser Schwierigkeiten und trotz der zahlreichen vorliegenden Arbeiten könnte in den Alpen und zwar speziell in den Ostalpen, in botanischer Hinsicht mehr geleistet werden, als es jetzt der Fall ist. Freilich, die in Betracht kommenden Arbeitsrichtungen in der Botanik sind unmodern geworden, die Zellen, wo es die Auf-

gabe des Botanikers war, die Pflanzenwelt in der freien Natur zu beobachten und zu studieren, ist vorbei, und die moderne wissenschaftliche Botanik ist eine Laboratoriumswissenschaft geworden, die fast nur mehr mit Mikroskop, Chemikalien und physikalischen Apparaten arbeitet. Die Folge davon ist, daß die Zahl der wissenschaftlich geschulten Botaniker, die sich mit pflanzengeographischen und ökologischen Fragen beschäftigen, immer geringer wird und Floristik und Pflanzengeographie immer mehr dem Dilettanten überlassen bleiben, von denen allerdings manche sich ein den Dilettantismus weit überragendes Wissen und Können erworben haben.

Eingehende botanische Untersuchungen im Hochgebirge sind auch eine zeitraubende und besonders jetzt kostspielige Beschäftigung. Von großem Nachteile ist auch das Fehlen größerer wissenschaftlicher Zentren in den Alpen selbst, wo dem Forscher Anregung gegeben wird und er die nötigen Hilfsmittel für seine Forschungen findet. Im Herzen der Ostalpen selbst käme eigentlich von wissenschaftlichen Instituten nur die Universität Innsbruck in Betracht. Gerade hier aber wird die Botanik seit Kerners Abgang im Jahre 1878 von Forschern vertreten, deren Arbeitsrichtung auf ganz anderen Gebieten liegt als dem der Pflanzengeographie und der mit ihr verwandten Disziplinen. Und München, Graz und Wien, sind doch wieder vom eigentlichen Hochgebirge schon so weit entfernt, daß eine planmäßige Durchforschung einzelner Alpengebiete auf nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten stößt. Die kleineren Lehranstalten, Gymnasien, forstliche Schulen ufl. sind wieder zumeist mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln nicht genügend ausgestattet, um ernste, wissenschaftliche Arbeiten fördern zu können, obwohl auch an solchen, wenn Interesse an der Botanik vorhanden ist, Ersprißliches geleistet werden kann, wie z. B. dies durch fast ein Jahrhundert hindurch vom Benediktinerstifte in Admont oder in neuerer Zeit von der *Stella matutina* in Feldkirch geschehen ist.

Zum Schluß aber sei mir noch die Frage gestattet, ob nicht auch der D. u. S. Alpenverein der botanischen Erforschung der Alpen mehr Aufmerksamkeit widmen könnte, als dies bisher der Fall war. In mancher Hinsicht wäre ihm wohl die Möglichkeit hierzu geboten. Schon dadurch wäre das Interesse weiterer Kreise an botanischen Fragen gefördert worden, wenn den zahlreichen in den letzten Jahren in der Zeitschrift erschienenen Monographien der verschiedensten Berggruppen von sachkundiger Seite eine kleine botanische oder pflanzengeographische Skizze des betreffenden Gebietes beigelegt worden wäre. Auch die Subventionierung von größeren Arbeiten und die Ermöglichung der Drucklegung derselben käme in Betracht. Vor allem aber könnte im Anschluß an das Alpine Museum in München ein wissenschaftliches Zentrum für die botanische Erforschung der Alpen errichtet werden. Aufgabe derselben wäre vor allem einmal die Anlage eines großen alpinen Herbars, das unter Leitung eines entsprechend geschulten Fachmanns stehend, durch Beiträge aus wissenschaftlichen und aus Laienkreisen ergänzt, in erster Linie dem Zwecke dienen sollte, ein genaues Bild der geographischen Verbreitung der Pflanzen der Alpenkette, die von möglichst vielen Standorten darin vertreten sein sollten, zu bieten. Gerade durch Beiträge von Dilettanten und Pflanzenfreunden könnte reichliches Material aus bisher noch wenig durchforschten Gebieten zustande gebracht werden, welches natürlich vom Leiter der Sammlung kritisch zu sichten wäre. Auch die Anlage einer einschlägigen Bibliothek wäre anstrebenswert, so daß der Grundstock gelegt werden könnte für ein in günstigeren Zeiten in Aussicht zu nehmendes wissenschaftliches Institut, das zu einem Zentrum für die botanische Erforschung der Alpen werden könnte. Endlich wäre die Errichtung von einem oder wenigen kleinen alpinen Versuchsgärten, die aber lediglich der wissenschaftlichen Forschung und nicht der Belehrung weiterer Kreise, denen der Zutritt sogar zu verschließen wäre, erstrebenswert; natürlich müßte eine kleine Unterkunftshütte für die daselbst Arbeitenden damit ver-

bunden sein, die in Zukunft einmal zu einem kleinen Laboratorium ausgestaltet werden könnte.

Jedenfalls aber hoffe ich durch obige Zeilen das Interesse der Allgemeinheit an der wissenschaftlich botanischen Durchforschung der Alpen und speziell der Ostalpen etwas gehoben und gezeigt zu haben, daß auf diesem Gebiete noch zahlreiche wertvolle Ergebnisse zu erwarten sind, und es sich keineswegs um bloße wissenschaftliche Spielerei handelt, wenn in den Alpen botanische Studien betrieben werden.

#### Literaturverzeichnis

- <sup>1)</sup> Zeitschrift d. D. u. S. A.-V., geleitet von Heinrich Heß, Bd. 50, Jahrg. 1919. — <sup>2)</sup> A. Kerner, Die Mohne der mittel- und südeuropäischen Hochgebirge. Jahrb. d. Osterr. Alpenvereins IV, S. 296. (1868). — <sup>3)</sup> H. Reishauer, Die Vegetationsbede der Adamellogruppe. Zeitschr. d. D. u. S. A.-V. XXXVI, Jahrg. 1905, S. 36. — <sup>4)</sup> R. v. Wettstein, Die wissenschaftlichen Aufgaben alpiner Versuchsgärten. Ebenda, XXXI, Jahrg. 1900, S. 8. — <sup>5)</sup> F. Vierhapper, Firne und Bergföhre in unseren Alpen. Ebenda, XLVI, Jahrg. 1915, S. 97 und XLVII, Jahrg. 1916, S. 60. — <sup>6)</sup> F. Paz, Das Leben der Alpenpflanzen. Ebenda, XXIX, Jahrg. 1898, S. 61. — <sup>7)</sup> A. Kerner, Das Pflanzenleben der Donauländer. Innsbruck 1863. — <sup>8)</sup> Sendtner, Die Vegetationsverhältnisse Südbayerns. München 1854. — <sup>9)</sup> H. Christ, Das Pflanzenleben der Schweiz. Zürich 1879. — <sup>10)</sup> J. Gremlich, Pflanzenverhältnisse der Gerölle in den Nördlichen Kalkalpen. 5. Bericht des Bot. Vereines in Landshtut. — <sup>11)</sup> G. Strobl, Die Haller Mauern. J. Rumpel und Martines, Die Haller Mauern im Jahrb. d. Osterr. Touristenklubs, X, 1879. — <sup>12)</sup> M. Freih. von Jabornegg, Vegetation der Alpen Kärntens, in „Die Alpenwirtschaft Kärntens“. Herausgegeben v. d. Landwirtschaftsges. für Kärnten. Klagenfurt 1873–91. — <sup>13)</sup> G. Ritter Bed v. Managetta, Flora von Nieder-Osterreich. Wien 1890–93. Allgem. Teil. — <sup>14)</sup> D. Drude, Deutschlands Pflanzengeographie. Stuttgart 1896. — <sup>15)</sup> A. F. W. Schimper, Pflanzengeographie auf physiologischer Grundlage. Jena 1898. — <sup>16)</sup> Eug. Warming, Plantensamfunde Grubstråd at den økologiske Plantegrafsk. Kopenhagen 1895. Deutsche Ausgabe von E. Knoblauch, Berlin 1896; 2. Auflage von Graebner, Berlin 1901. — <sup>17)</sup> A. Eberwein und A. v. Hayek, Vorarbeiten zu einer pflanzengeographischen Karte Österreichs, I. Die Vegetationsverhältnisse von Schladming in Obersteiermark. Abb. der k. k. Zoolog.-Botan. Gesellschaft in Wien, Bd. II, S. 3. Wien 1909. — <sup>18)</sup> E. Favarger u. R. Kechinger, Vorarbeiten usf., III. Die Vegetationsverhältnisse von Aussee in Obersteiermark. Ebenda, Bd. III, S. 2. Wien 1905. — <sup>19)</sup> R. Scharfetter, Vorarbeiten usf., VII. Die Vegetationsverhältnisse von Willach in Kärnten. Ebenda, Bd. VI, S. 3. Jena 1911. — <sup>20)</sup> J. Nevole, Vorarbeiten usf., II. Vegetationsverhältnisse des Ostfer- und Dürrensteingebietes in Niederösterreich. Ebenda, Bd. III, S. 1. Wien 1905. — <sup>21)</sup> J. Nevole, Vorarbeiten usf., V. Das Hochschwabgebiet in Obersteiermark. Ebenda, Bd. IV, S. 4. Jena 1908. — <sup>22)</sup> A. v. Hayek, Vorarbeiten usf., IV. Die Samntaler Alpen (Steiner Alpen). Ebenda, Bd. IV, S. 2. Jena 1907. — <sup>23)</sup> J. Nevole, Vorarbeiten usf., VIII. Die Vegetationsverhältnisse der Eisenerzer Alpen. Ebenda, Bd. VII, S. 2. Wien 1913. — <sup>24)</sup> J. Berndt, Beiträge zur Flora des Rasberges (1743 m). 64. und 65. Jahresbericht des Museums Francisco-Carolinum in Linz, 1906–1907. — <sup>25)</sup> F. Herget, Die Vegetationsverhältnisse einiger oberösterreichischer Kalkberge, die von Steyr aus häufig besucht werden. XXXV. Jahresbericht der k. k. Staatsoberrrealschule in Steyr, 1909. — <sup>26)</sup> A. Willi, Die Vegetationsverhältnisse des Rönchberges, Rainberges und Festungsberges in Salzburg. Jahresbericht der k. k. Staatsoberrrealschule in Salzburg 1907/8. — <sup>27)</sup> J. Murr, Vorarbeiten zu einer Pflanzengeographie von Vorarlberg und Liechtenstein. 54. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Feldkirch, 1908–1909. — <sup>28)</sup> J. Hruby, Die Grenzgebiete Kärntens und des Rästienlandes gegen Italien und ihre Pflanzenbede. Osterr. botan. Zeitschrift, 1916. — <sup>29)</sup> F. Pebr, Vegetationsstudien im südöstlichen Kärnten. Osterr. botan. Zeitschrift, 1919, S. 22. — <sup>30)</sup> F. Vierhapper, Klima, Vegetation und Volkswirtschaft im Lungau. Deutsche Rundschau für Geographie, XXXVI, S. 5–9, 1913–14. — <sup>31)</sup> F. Unger, Über den Einfluß des Bodens auf die Verteilung der Gewächse. Wien 1836. — <sup>32)</sup> D. Stur, Über den Einfluß des Bodens auf die Verbreitung der Pflanzen. Sitzungsberichte der Kais. Akad. der Wissenschaft, Wien, math. nat. Cl., XXV. — <sup>33)</sup> F. Vierhapper, Die Kalkschieferflora in den Ostalpen. Osterr. Botan. Zeitschr., 1921. — <sup>34)</sup> E. Pämmermayr, Studien über die Anpassung der Farne an verschiedene Lichtstärken. IX u. X. Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Leoben, 1906/7 und 1907/8. — <sup>35)</sup> E. Pämmermayr, Legföhrenwald und Brünlerlengebüsch. Denkschrift d. Akad. d. Wissenschaft in Wien, math. nat. Kl., 97. Bd., 1919. — <sup>36)</sup> R. v. Alebsberg, Das Vordringen der Hochgebirgsvegetation in den Tiroler



Alpen. Österr. botan. Zeitschr., LXIII, 1913. — <sup>36)</sup> R. Scharfetter, Über die Artenarmut der ostalpinen Ausläufer der Zentralalpen. Österr. botan. Zeitschr., LIX, 1909. — <sup>37)</sup> F. Vierhapper, Eine neue Einteilung der Pflanzengesellschaften. Naturwiss. Wochenschrift, N. F. XX, Nr. 18 u. 19, 1921. — <sup>38)</sup> G. Hegi, Die Vegetationsverhältnisse des Schachengebietes. 6. Ber. des Vereins zum Schutze und zur Pflege der Alpenpflanzen. — <sup>39)</sup> E. u. M. Gortani, Flora Friulana con speciale riguardo alla Carnia. Udine 1905—06. — <sup>40)</sup> P. Bolzon, Flora del Monte Marmolada (Dolomite Agordino Fassani) con osservazioni sopra talune associazioni. Nuovo Giornale botan. Italiano, Nuovo Ser. XXI, 1914. — <sup>41)</sup> Magnin, Vegetation des Alpes françaises. In „Les Alpes françaises“. Paris 1893. — <sup>42)</sup> R. Keller, Vegetationsstufen aus den Grajischen Alpen. Programm des Gymnasiums Winterthur, 1904. — <sup>43)</sup> J. Briquet, Le mont Vuache. Etude de floristique. Bulet. de la soc. bot. de Genève, 1894. — <sup>44)</sup> C. Schröter, Das St. Antöniental im Prättigau in seinen wirtschaftlichen und pflanzengeographischen Verhältnissen. Landwirtschaft. Jahrbuch der Schweiz, IX, 1895. — <sup>45)</sup> Baumgartner, Das Kurfirstengebiet in seinen pflanzengeographischen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Jahrbuch der St. Gallener naturf. Gesellschaft, 1901. — <sup>46)</sup> Dağacı, Pflanzengeographie und wirtschaftliche Monographie des Sieltales bei Einfielden, von Roblofen bis Studen. Vierteljahrschrift d. naturf. Ges. Zürich, XLVIII, 1903. — <sup>47)</sup> G. Hegi, Das obere Töftal und die angrenzenden Gebiete. Bulletin de l'herbier Boissier Ser. 2, II, p. 49, 1902. — <sup>48)</sup> Bär, Die Flora des Val Infernone. Vierteljahrschrift d. naturf. Gesellschaft Zürich, LIX, 1914. — <sup>49)</sup> Amberg, Der Pilatus in seinen pflanzengeographischen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Mitteil. der naturf. Ges. Luzern S. 5, 1916—17. — <sup>50)</sup> H. Brodmann-Jerosch, Die Flora des Puschlav und ihre Pflanzengesellschaften. Leipzig 1907. — <sup>51)</sup> Geilinger, Die Brigina-Gruppe am Comersee. Beihfte z. Botan. Zentralbl., XXIV 2, 1908. — <sup>52)</sup> E. Kübel, Pflanzengeographische Monographie des Berninagesbietes. Leipzig 1912. — <sup>53)</sup> Furrer, Vegetationsstudien im Vorniettschen. Vierteljahrschrift d. naturf. Ges. Zürich, LIX, 1914. — <sup>54)</sup> Bettelini, La flora legnosa del Sottocenero (Schröter, Botan. Exkursionen u. pflanzengeogr. Studien in der Schweiz, S. 4, 1905). — <sup>55)</sup> Binz, Verbreitung der wildwachsenden Holzarten im Binnental (Ranton Wallis). (Erhebungen über die Verbreitung der wildwachsenden Holzarten in der Schweiz, II, 1908.) — <sup>56)</sup> Hager, Verbreitung der wildwachsenden Holzgewächse im Vorderrheintal (Ranton Graubünden). Ebenda, III, 1916. — <sup>57)</sup> Lendner, Répartition des plantes ligneuses croissant spontanément dans le Canton de Genève. Ebenda, I, 1906. — <sup>58)</sup> Stebler und Schröter, Beiträge zur Kenntnis der Matten und Weiden der Schweiz. 10. Versuch einer Übersicht über die Wiesentypen der Schweiz. Landwirtschaft. Jahrbuch der Schweiz, VI, 1892. — <sup>59)</sup> H. u. M. Brodmann-Jerosch, Die natürlichen Wälder der Schweiz. Berichte der Schweiz. Botan. Gesellsch., 1910. — <sup>60)</sup> J. Braun, Die Vegetationsverhältnisse der Schneefufe in den Rhätisch-Septontinischen Alpen. Denkschr. der Schweizer naturf. Gesellsch., XLVIII, 1913. — <sup>61)</sup> Hef, Über die Wachstumsformen der alpinen Geröllpflanzen. Beihfte z. Bot. Centralblatt, XXVII, 2, 1909. — <sup>62)</sup> Ottli, Beiträge zur Ökologie der Felsflora, Untersuchungen aus dem Kurfirsten- und Säntisgebiet (Schröter, Botan. Exkursionen und pflanzengeogr. Studien in der Schweiz, S. 3, 1905). — <sup>63)</sup> E. Kübel, C. Schröter, H. Brodmann-Jerosch, Programme für geobotanische Arbeiten. Beiträge zur geobotanischen Landesaufnahme der Pflanzengeographischen Kommission der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. II. Zürich 1915. — <sup>64)</sup> E. Kübel, Geobotanische Untersuchungsmethoden. Bericht 1922. — <sup>65)</sup> C. Schröter, Das Pflanzenleben der Alpen. Eine Schilderung der Hochgebirgsflora. Zürich 1908. — <sup>66)</sup> H. Brodmann-Jerosch, Baumgrenze und Klimacharakter. Beiträge zur geobot. Landesaufnahme der Pflanzengeogr. Kommission der Schweiz. naturf. Ges., VI, 1919. — <sup>67)</sup> H. Gams, Prinzipienfragen der Vegetationsforschung. Vierteljahrschrift d. naturf. Gesellschaft Zürich, LXIII, 1918. — <sup>68)</sup> H. Brodmann-Jerosch und E. Kübel, Die Einteilung der Pflanzengesellschaften von ökologisch-physiognomischen Gesichtspunkten. Leipzig 1912. — <sup>69)</sup> Vgl. insbesondere: Du Riez, F. Fries, E. Oswald und E. A. Tenagwall, Gesetze der Konstitution natürlicher Pflanzengesellschaften in Betenskapl, och prakt. Untersökn. i Lappland, 1920, und E. Du Riez, Zur Methodologischen Grundlage der modernen Pflanzensoziologie. Uppsala 1921. — <sup>70)</sup> A. Engler, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt seit der Tertiarzeit, I. Leipzig 1879. — <sup>71)</sup> H. Christ, Über die Verbreitung der Pflanzen der alpinen Region in der europäischen Alpenkette. Neue Denkschrift der allg. Schweizer Gesellschaft f. d. ges. Naturwiss., XXV, 1867. — <sup>72)</sup> R. Schulz, Monographie der Gattung *Phyllum* Geissenheim a. Rh. 1904. — A. v. Hayek, Monographie-Studien über die Gattung *Saxifraga* L. Die Section Doryphryon Taufsch. Denkschr. d. math. naturw. Kl. d. kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, LXXVII, 1905. — <sup>73)</sup> Vgl. insbesondere G. Anderson, Die Entwicklungsgeschichte der standinabischen Flora in Resultats scientifiques des Congres intern. de botanique, Vienne 1905. — <sup>74)</sup> Vgl. z. B. V. Sailer, Die Entstehungsgeschichte der Moore im Flussgebiet der Enns in Zeitschrift für Moorkunde und Torfverwertung 1910, S. 3 und 4. — <sup>75)</sup> A. Kerner v. Marilaun, Studien über die Flora der Disjunktzeit in den östlichen Alpen.

Sitzungsber. d. Kaiserl. Akademie der Wissensch. in Wien, math. nat. Kl., XCVII 1., 1888. —  
<sup>74)</sup> J. Briquet, Recherches sur la flora du district savoisien et du district jurassique franco-suisse. *Engler's botan. Jahrbuch*, XIII, p. 47. Le développement des flores dans les Alpes occidentales avec aperçu sur les Alpes en général. *Resultats scientif. du Congrès intern. botan.* Vienne 1905. — <sup>75)</sup> G. Bed v. Managetta, Die Vegetation der letzten Interglazialzeit in den österr. Alpen *Notizbl. d. Bot. Gartens Berlin*, 1908, S. 3 u. 4. — <sup>76)</sup> G. Bed v. Managetta, Vegetationsstudien in den Ostalpen. *Sitz.-Ber. der Kais. Akademie der Wissensch. in Wien, math. nat. Kl.*, CXVI, CXVII und CXXII, 1907—1913. — <sup>77)</sup> Vgl. insbes. H. Brodmann-Jerosch in „Die Veränderungen des Klimas seit dem Maximum der letzten Eiszeit“. Herausgegeben v. II. intern. Geologenkongress in Stockholm, 1910. — <sup>78)</sup> Die Veränderungen des Klimas seit dem Maximum der letzten Eiszeit. Eine Sammlung von Berichten, herausgegeben vom Exekutionskomitee des II. intern. Geologenkongress, Stockholm 1910. — <sup>79)</sup> R. Chodat et R. Pampanini, Sur la distribution des plantes des Alpes Cadoriques et Venetiennes. *Le Globe*, XLI, 1902. —  
<sup>80)</sup> A. Kerner, Florenzfarte von Österreich-Ungarn. Mit Text von R. v. Wettstein. —  
<sup>81)</sup> A. Engler, Die Pflanzenformationen und die pflanzengeographische Gliederung der Alpenfette. *Notizbl. d. Bot. Gartens Berlin*, Append. VII, 1901. — <sup>82)</sup> A. v. Hapfel, Über die Pflanzengeographische Gliederung Österreich-Ungarns, *Verhandl. der k. k. Zoolog. Bot. Ges. in Wien*, LVII, 1907. — <sup>83)</sup> M. Jerosch, Herkunft und Geschichte der schweizerischen Alpenflora. — <sup>84)</sup> L. Diels, Genetische Elemente in der Flora der Alpen. *Engler's botan. Jahrbücher*, XLIV, Beibl. 102, 1910. — <sup>85)</sup> H. Lüdi, Die Sukzession der Pflanzengemeinschaften des Lauterbrunnentales und ihre Sukzession. Zürich 1921.

## Im Reich der Tribulaune.

Von Franz Nieberl, Ruffstein.



In der Schwärze des Pflerscher Tribulauns.

Zusammengekauert auf hohem Sodel thront ein verwittertes Felshorn über dem Pflerschtal. Vom Feuerkeinferner herüber ziehen eiligen Fluges schwarze Gewitterschwaden. Noch reckt der König Tribulaun das zwiegepaltene Haupt frei und stolz in die Lüfte; trotzig stemmt er sich der dunklen Heerschar entgegen. Aber schon züngeln die Vorreiter um den Thronessel und schleichen sich ein ins faltige Gewand. In wenig Augenblicken ist die Hauptmasse nachgerückt und unentwirrbare Fesseln schlägt sie um das Arhorn. Dampfend umbrandet das Gewölk den hohen Herrn. Fahlle Blitze glimmen im blauschwarzen Duster, rollender Donner hallt nieder ins Tal. „Ein Gewitter am Tribulaun“ läßt sich gähnend ein Sommerfrischer vernehmen, der von der Glasveranda des Gasthauses gelangweilt über seine Zeitung hinwegschielt. „Horch, Mutter! Am Tribulaun spielen sie wieder Regal“, flüstert erschrocken ein kleines Bauernbübchen und birgt sein Köpfschen geängstigt im Gewande der Mutter, die besorgt aus dem schmalen Fenster hinanspäht zur hoch-

gelegenen Bergmahd, wo Mann und Knecht mit Wildheuen beschäftigt sind. Wer hat recht? Der Sommergast oder das Bauernkind?

Beim Voll, das, seit Jahrhunderten bodenständig, die lerge Scholle in den Tribulauntälern bebaut, sind wunderliche Legenden im Schwang, die sich größtenteils mit dem mächtigen Herrscher Tribulaun befassen und fast alle in die düstere Zeit der Leibeigenschaft zurückreichen. Von einer der meist verbreiteten hatte ich einmal in der S. A.-Z. gelesen; ihre Verbreitung auch heutzutage noch in unserer modernen Zeit bestätigte mir der freundliche Pfarrherr von Pflersch, der mir ungefähr folgendes erzählte:

Stand da vor alters das Land unter der Herrschaft eines grausamen, geizigen Lüstlings. Er schonte nicht des mageren Kornfeldes des Söldners, nicht der blühenden Jungfrau, des Kleinods besorgter Eltern. Seine Schergen sogten die Untertanen aus bis aufs Blut, und mit Gold, an dem Schweiß und Blut der Armen klebte, füllte sich die königliche Schatzkammer. Dieses Scheusal trug, wo es ging und stand, ein gar zierlich Regelspiel aus lauterm Gold bei sich. Einmal verfolgte der Wüterich in eigener Person ein armes Bäuerlein, das ihm nicht zu willen war. Der Bedauernswerte flüchtete bergwärts; hinter ihm drein keuchte der König. Immer höher hinauf ins Gewände zog sich die wilde Jagd. Am Sandesloch rannte das geängstigte Menschlein, seiner Sinne kaum mehr mächtig, hinan in die abschreckenden Felsen, wo heutzutage der Tribulaun steht. Der Verfolger blindwütig hinterdrein. Atemlos erreichte der Besagte das windumtoste Bergeshaupt.

Milden Antlitzes, des Alters ehrwürdigen Schnee auf dem Scheitel, tauchte vor ihm der Berggeist auf. Ein mächtiger Faustschlag gegen das Gestein: der starre Fels riß klaffend auseinander. Mit der Hand gebieterisch zum Spalt hinunterweisend, der heutzutage dem Berg die eigenartige Scherenform verleiht — im Voll heißt der Tribulaun allgemein: D'Schar (Schere) — eröffnete der Alte dem gehetzten Wild einen Ausweg und lautlos glitt das Bäuerlein hinab in den Schlund, just in dem Augenblick, da der Verfolger auf dem Gipfel anlangte. „Erdenwurm!“ donnerte ihm

der Berggeist entgegen, ich schmettere dich hinab ins Sandestal, wenn du mir nicht sofort deinen goldenen Popanz auslieferst, der dir Herz und Sinn zu Stein verhärtet. Gibst willig du das Regelspiel, dann sei vergessen, was bisher du gefehlt, weigerst du dich, dann fort mit dir.“ Der Verblendete drückte das Kleinod nur enger an sich und wollte am Bergesalten vorüberhuschen. Da packte ihn der Greis mit seinen fürchterlichen Knochenfäusten und warf ihn in ungeheurem Bogen durch die Luft: drüben am Pflerscher Pintel lag der zerschmetterte Leichnam, um ihn herum die goldenen Regel. Ein entsetzliches Unwetter wütete in jener Nacht, und als am Morgen versöhnend die Sonne heraufstieg, da fielen ihre Strahlen auf ein jedes Felsgebilde am Pflerscher Pintel: Der versteinerte König, noch heutzutage scheu vom Volk das Goldkappel genannt. Und sooft Gewittersturm den Grat umbraust, sucht der König sein goldenes Regelspiel hervor aus geheimnisvollem Versteck und nächstelang spielt er mit den bösen Geistern dort oben, bis nach Abzug der Unholden die steinerne Fessel wieder sich um seine Glieder schlingt. Und seither bekreuzt sich scheu der Bergbauer, wenn die Feuerschlangen um das Haupt des Tribulauns zuden und Donnerkeile die Lüfte erschüttern: „Der König spielt Regel!“ Ja, wer einmal so glücklich wäre, das sorgsam gewählte und behütete Versteck, wo das goldene Spielzeug verborgen liegt, auszukundschaften, der löste den Bann von dem Steinkönig und er würde zum Lohn dafür der Erbe seiner unermeßlichen Schätze. — Schon viele sind seither ausgezogen, den Schatz zu heben; viele sind unmutig nach langer Irrfahrt wieder zurückgekehrt; mancher auch lag mit zerschlagenem Körper drunten im Kar; das goldene Regelspiel soll kein irdisches Auge noch geschaut haben. Und dennoch, Jahr um Jahr wird von neuem eifrig darnach gefahndet.

Bruder Sepp und ich, wir zogen auch auf die Suche. Tags vorher waren wir in Begleitung zweier lieber Freunde vom Kirchdach, dessen fürchtbarste Flanke wir gemeistert hatten, herabgestiegen. Auf der Pinnisalm verabschiedeten sich die beiden — sie zogen hinaus nach dem bayerischen Venedig, wo in diesen Tagen die Hauptversammlung des Alpenvereins zusammentrat. Uns trieb's mit Macht hinüber zu der geheimnisvollen Berggruppe, über der als unbestrittener Herrscher jener zweigipfelige Kiese aufragt, der zweifellos eine der packendsten Erscheinungen der vielgestaltigen Felswelt darstellt. Schon zwei Jahre früher standen wir beide einmal auf dem gutmütig breiten Rücken des Großen Bettelwurfs. Über den Zentralketten lagerten damals, krausen Lösschen über weißen Stirnen vergleichbar, seitfam geballte Wolkenhaufen. Im Stubai drüben war's noch licht, da stach eine dunkle Spitze in des Himmels Helle, der schwarze Felsenleib des Pflerscher Tribulauns. Seit diesem Tage stand der Gewaltige auf unserm alpinen Wunschzettel. Und jetzt war er endlich gekommen, der Tag, der uns den finstern Berg von Angesicht zu Angesicht zeigen sollte, den Wächter, der eifersüchtig anvertrauten Schatz behütet. Wir zwei unternehmungslustigen Schatzgräber legten uns in Erwartung des Kommenden recht frühzeitig aufs armselige Heulager der Pinnisalm, denn morgen harrte unser ein großer Tag: Der Abgang übers Pinnisloch, der Abstieg ins Schnistal, die Wanderung durchs Sandestal, hoch hinauf zum Pflerscher Pintel, tief hinab zur Tribulaunhütte, — wenn — wir getrauten uns kaum, den Gedanken auszudenken — wenn wir nicht vorher schon im Sandestal nächtigten, um uns jene schauerhafte Wand anzuschauen, die erstmalig vor zehn Jahren dem Wagemut eines erlesehen Klettertrios zum Opfer gefallen war.

Früh brach der andere Morgen an. Weißliche Nebelschlangen krochen durch das Pinnistal und tasteten mit trägen Bewegungen um die Leiber des Habichts und der Schaufelspitze. Wir machten gute Miene zu diesem bösen Spiel und tranken in der Alm, umringt von der Sennernin, zwei Buben und einem Duzend Geißlein, unsere Morgenmilch in dem Bewußtsein, unsere ungebärdigen Rucksäcke wenigstens nicht in brennender Sonnenglut schleppen zu müssen. Diese Philosophie nach dem Muster

von Leberecht Hühnchen ist zweifellos einem nutzlosen Arger über Unabänderliches vorzuziehen. Nach zweistündigem, infolge des Nebels etwas stumpfsinnigem Aufstieg erreichten wir um die neunte Morgenstunde das Pinnisjoch. Hier wandte sich die Wetterlage erschütterlich zum Bessern. Ein kalter Wind spielte mit den Wolkenbällen überm Gschnitztal und trieb sie in sinnigem Wechselfreigen von einem Talufer zum anderen. Dazwischen schaute auf Augenblicke Frau Sonne diesem Wolkenhaschen zu und nickte uns glückverheißend entgegen. In der schön gelegenen Innsbrucker Hütte vertilgten wir eine Erbsuppe, sahen uns, soweit sichtbar, die Heeresstraße der Habichtspilger an und flogen dann zu Tal.

Der Weg vom Pinnisjoch ins Gschnitz ist ein äußerst kniefeidlicher Schinder. Anfangs läßt er dies nicht merken. Dann aber senkt jäh sich des Pfades Steile; ein gemüthliches Hinabschlendern ist völlig ausgeschlossen und man muß höllisch aufpassen, um bei dem plattigen Gestein und der heimtückischen schwarzen Moorerde keinen bösen Fall zu tun. Noch weiter unten auf den steilen Abhängen überwuchern die krautigen Stengel des Wiesenknöterichs, des Alpenampfers, die blauen Sterne der Klematis den Steig so vollkommen, daß er überhaupt verschwindet. Und auf dies interessante Pflanzgärtlein warf um diese Zeit die zur Herrschaft gelangte Sonne ihre glühendsten Pfeile herab. Unten im Tal waren Leute fleißig mit der Bergung des kostbaren Wiesengutes beschäftigt. Angemein freundlich muteten die sauberen Häuschen von Gschnitz an, dessen Kirchturm wir schon lange als Vorboten einer gediegenen Mittagstafel begrüßt hatten. Auch dem Sandestäl widmeten wir flüchtige Blicke, ohne zu ahnen, was dieses Täälchen an Schätzen aufgespeichert hält. Wir sahen ja zunächst nur den Taleinschnitt und einen hübsch angelegten Saumweg an dessen Beginn; über der hintern Furche brütete noch ein graues Wolkenungeüm.

Bei einer freundlichen Bäuerin luden wir unsere Rucksäcke ab und marschierten dann strads dem Ortchen selbst entgegen. Über zwei Stunden erholten wir uns von den Beschwerden unseres Abstieges. Während wir in der nach frischer Farbe duftenden Holzveranda behaglich unsere Pfeifchen zum Verdauungskaffee schmauchten, war das Wetter zusehends freundlicher geworden. Die Roblerwand, der Abfall des Kirchdachs ins Gschnitz hatte sich schon völlig aus Nebelarmen befreit und fiel aus gewaltigen Höhen mit rotgelbschwarzen, reichgegliederten Klippen und Terrassen herab in den Talgrund. Eine Stunde nach Mittag wanderten wir dann mit krummen Rücken das Gschnitztal einwärts. Bald hatten wir zur Linken die Ausmündung des Sandestals erreicht.

Dieser weltflehene Flüchtling scheint schon am Eingang unberufene Eindringliche in sein Heiligtum zurückzueuchen zu wollen. Ein hoher natürlicher Wall, noch künstlich durch Menschenhand verstärkt, sperrt die Öffnung; tosend und gischend stäubt milchweiß ein firngeborner Alpenjohn darüber herab. Steil und nichts weniger als einladend zieht daneben der schmale, steinige Pfad empor. Aber nicht lange währt die abweisende Gebärde, mit der der Wanderer empfangen wird; fast eben leitet oberhalb der Stufe der Pfad weiter. Riesenhäcke umstehen den Bachrand. Rotglühende und gelbleuchtende Lichenenschar hat sich darauf angesiedelt. Knorrig treibt die wetterfeste Bergkieser ihr jähes Geäst aus dem steinigen Boden; überall strahlt aus dunkelgrünem Nadelkranz das Feuer der Alpenrosen; blauen Flammen gleich lodern im Gras die prachtvollen Enziankelche. Das ist die Vorhalle des Reichs der Tribulaune.

Sonnendurchleuchtete Wolkenschiffe segelten in der Höhe, wo wir die hohen Herten ahnungsvoll vermuteten. Da! Mit einem Mal tauchts auf dahinten! Der Atem möchte dir stocken: Ein gespaltenes, krummes Horn züngelt kohlschwarz über dem Wald empor. „Da schau! Jetzt kommt er.“ Wo war das Gewicht unserer Schnerfer hingekommen? Wir spürten sie nicht mehr, vergaßen sie und sämtliche Grundsätze vom langsamen und bedächtigen Bergschritt und fingen an zu laufen. Dort oben, wo noch eine

bewachsene Stufe den freien Ausblick wehrt, da müssen wir ihn ja sehen. Nur rasch! Sonst möchte der Nebel wieder sein einsörmiges Tuch darüber breiten. Richtig atemlos kamen wir oben an — ja, wie soll ich Worte finden für das, was vier weit offene, glücklich strahlende Bergsteigeraugen davorne schauten? —

Ein Alpenbild in Form und Farbe, wie es die beredteste Feder, der kunstvollste Pinsel niemals erschöpfend schildern werden. Da muß schon das eigene Auge sehen, das eigene Herz fühlen: Hier steht ein Großer vor dir.

Zu meiner nachträglichen Befriedigung wallte vor allem ein Gefühl der Beschämung in mir auf. Da sucht der unbegreifliche Mensch der Berge Schönheit immer in der Ferne. Wie zog's mich immer weit weg nach Süden, nach Westen? Carnia, Julia, Wallis, welch klangvolle Namen! Wer kann da noch an einfache Stubai-er Berge denken? Und hier in einem weltvergessenen Tal, das bis heute fremd geblieben dem Strom der Alpenwanderer, das sogar die meisten Alpinisten nicht einmal dem Namen nach kennen, hier hat allmächtige Schöpferhand oder formender Arweltprozeß oder wie diese gestaltenden Kräfte sonst noch bezelchnet werden mögen, eine Meisterleistung gigantischer Baukunst erstehen lassen, die ganz gewiß nicht zurücksteht, hinter den vielgerühmten Wundern weitbekanntter Orte, die man laut Baedekerstern „gesehen haben muß“. Wie oft hat mich das keuchende Dampfroß vorbeigezogen an diesem Plätzchen Eden, das ich mühelos und billig auf einer Zweitagstour von meiner Bergheimat aus hätte besuchen können!

Da starrt, ein Wall von steinernen Hellebarben, die Zadenreihe der Eisenspitzen in die blaue Luft. Daneben wuchtet ein quadratischer Kloss; eine Riesensaust hält eine feine Dolchklinge darüber: der Obernberger Tribulaun. Wie um diese schreckhaften Gefellen etwas zu besänftigen, vielleicht auch, um das folgende Bild noch wirkungsvoller und gegenfälliger zu gestalten, entsteigt der Schneetalscharte eine ebenmäßig geschnittene Pyramide: Der Gschnitz-er Tribulaun. Daß auch er ein wehrhafter Burfsche, beweist eine tiefe Narbe, die sein Antlitz teilt. Und daneben — das ist er. In schauerlich schroffer Wildheit alles bezwingend, alle überragend, die Stirn gespalten vom Heib der Geisterhand, schießt himmelwärts aus hellem Schuttgürtel der Pflerscher Tribulaun. Weißer Höhenrauch quillt aus der Stirnwunde, wie giftiger Dampf aus zähnefarrndem Drachenmaul. In grauenhafter Glätte fällt der Leib hernieder, die schwarze, unnahbar gewandete und doch schon einmal eroberte Nordwand. Der Berg ist schön.

Ganz langsam, kein Auge verwendend vom jenseitigen Talufer, stiegen wir aufwärts; auf moosbehangenem Kloss ließen wir uns nieder und holten das Glas hervor. Diese Nordwand! Sie stand uns ja im Sinn, aber, — wir waren zu früh gekommen. Allenthalben glitzerte noch Eis in den Runsen und Adern, lag noch Schnee auf Bändchen und Erkerchen. Die hochgradige Steingefahr, die das im vollen Gang befindliche Ausapern mit sich bringen mußte, war offensichtlich. Der Schneesaum am Fußgestell der grimmigen Wand war besät mit den Sprengstücken feindlicher Geschosse und alle Augenblide knatterte es im Fels. In kerzengerader Linie zog der schwindelnde Pfad der Innsbruder hinan zum Hauptgipfel. Jetzt wurde mir auch klar, warum die drei nicht den natürlichsten Weg, die Schlucht zwischen beiden Gipfeln, gewählt. Hier wäre wahrscheinlich ein Emporbringen immer Wahnsinn, gewolltem Untergang gleichbedeutend, denn hier schweigen die Steinbatterien wohl nur zur Winterszeit.

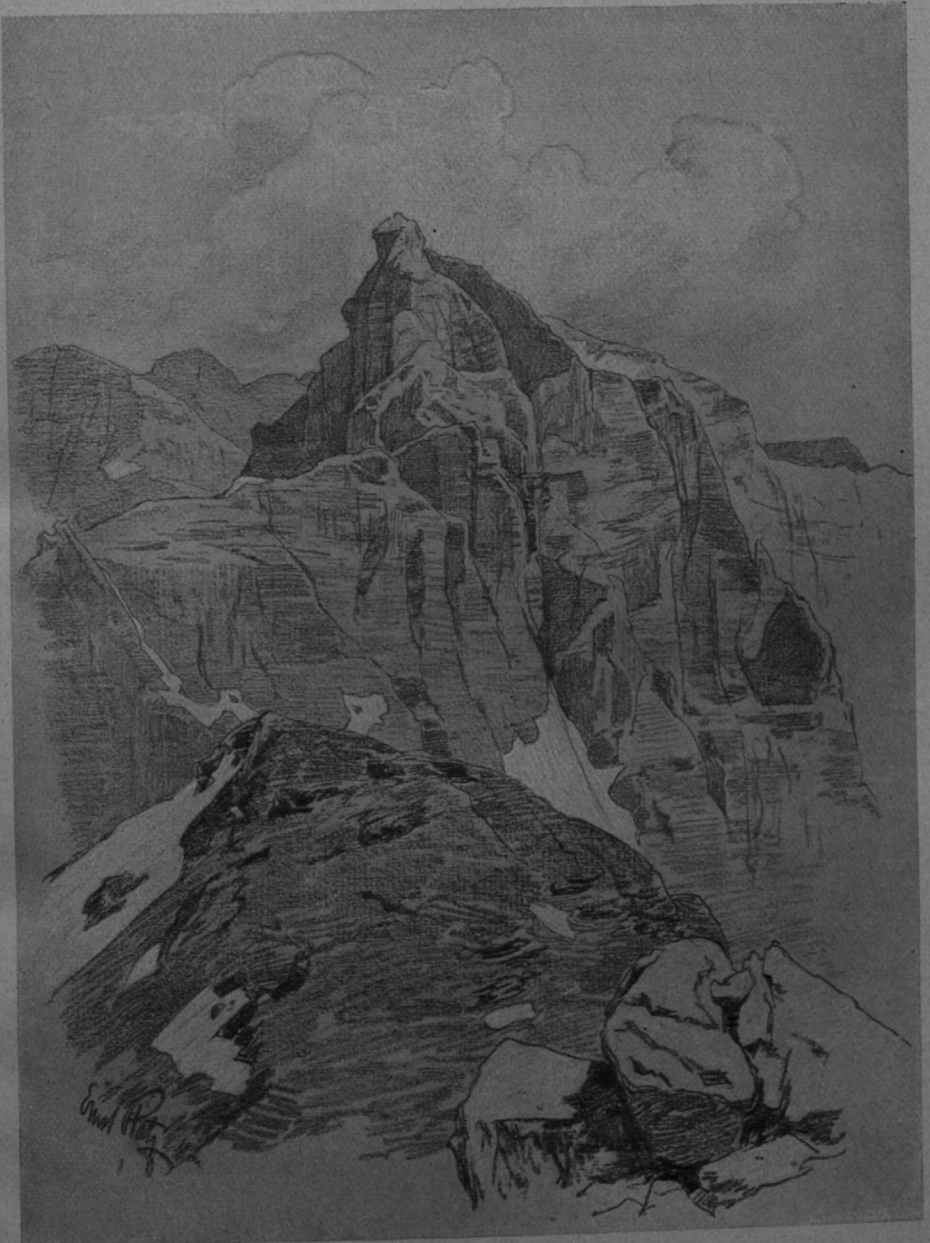
Entfagen ist niemals schön. Recht still machten wir uns allgemach an den Weiterweg. Immer wilder entwidelte sich nach rechts der vieltürmige Grat des Pflerschers. An seinem äußersten Eckpunkt springt noch einmal ein wilder Gernegroß empor: der verwunschene König, das Goldkappel. Gerade hatten wir noch Zeit, die Lage unseres heutigen Übergangs, des Pflerscher Pinkels, festzustellen. Während wir noch anmutige Berechnungen anstellten, wie viele Tropfen „des Schweißes der Edlen“ diesen

heillos hohen Geröll- und Firnschinder heute noch tranken mühten, schoben sich mit schier unfassbarer Geschwindigkeit die feuchten Boten neuerlichen Wetterumschlags über Scharten und Föcher. Wir zogen etwas rascher aus, um noch zu den Ochsenhütten zu gelangen. Als wir aber diese Gebäulichkeiten erblickten, die wirklich nur aus Löchern und Spalten zwischen morscher Rinde und altersschwachen Holzstangen bestanden, da rissen wir eiligst wieder aus und erreichten, noch bevor der Plahregen losbrach, ein gutes Plätzchen unter haushohem Blodüberhang am Bachrand. Rirschenreis und Tabak beschäftigten uns fast ein Stündchen; der Regen war abgezogen, hatte aber seinen mißgünstigen Vetter, den Nebel zurückgelassen. Da wir noch bezeichneten Weg vor uns hatten, den man sich allerdings mit Scharfsinn und Geduld aus den nicht immer glücklich angebrachten Farblecken zusammensetzen mußte, und da ich auch mittels Bußsole die Lage des Pflerscher Pintels festgestellt hatte, so wanderten wir unbesorgt weiter. Eine Anzahl Löcher in dem grasbedeckten Boden machte uns anfangs etwas Kopfschmerzen; als aber bald schrille Pfiffe ertönten, die jedem ausgewachsenen Hausknecht und Bäderjungen Ehre gemacht hätten, da hatten wir rasch des Rätfels Lösung. Das zierliche Murmental haust hier in ungestörtem Tal noch in Scharen und freut sich seines harmlosen Daseins.

Der Nebel wurde immer unerschämter und löste sich zeitweilig in feinen Sprühregen auf. Wir kamen auf Schnee; Weg und Farblecke wurden „unendlich klein“, so daß ich sie nicht mehr sah. Sepp verfolgte hartnäckig eine Richtung, die den Ratschlägen meiner Magnetnadel nicht entsprechen wollte. Aber mit dem Eigensinn stürmender Jugend drang er vor, bis wir mit der Nase an graugrün gesprenkelte Felswandeln stießen. In diesem Augenblick riß der Nebelvorhang — weit links von uns und noch recht hoch oben zog sanften Schwungs der Pflerscher Pintel seine Sattellinie: Das Alter und der Kompas hatten recht behalten. Aber schiefertig geschichtete Felsen hinauffletternd, trafen wir im schneefreien Geröll bald wieder den Steig; kurz nach 7 Uhr standen wir am Übergang.

Hätte uns nicht die schwere Rückenlast ohnehin zu einer kleinen Ruhepause veranlaßt, hier wären wir sicher von selbst stillgestanden. Wir waren mit dem Nebel Hand in Hand heraufgestiegen; am Sattel tauchten wir in klare Luft empor und frei lag jenseits die Landschaft in wundervoller Abendfeierstimmung vor uns. Vom Feuerbrand der Scheidenden Sonne unmlodert, schwammen langgezogene, blauschwarze Wolkensäcke am grünlich abgetönten Himmel. Links draußen stiegen, jart rosa überhaucht, die feingliedrigen Dolomiten empor, vor uns schlossen dunkle, gletscherumkleidete Höhen machtvoll den Gesichtskreis. Tief unter uns — ein gelber Schotterhang lief hinab — da ruhte mit blaugrüner Flut der Sonnessee, ein kleines Auge nur, aber ein funkelnder Edelstein, die kostbare Silberfassung aus grünlichem Eis gefügt; ein einzelner schwimmender Eisblöck glänzte wie Haimons Schild. Und unmittelbar daneben aus altersdunklem Holzwerk erbaut, eine reizende Menschenstubelei, die Tribulaunhütte. Das war ein Bild im Abendfrieden, das mich tief ergriffen hat. Was war das heute für ein Tag? Die Gegensätze jagten einander. Ein kriegerisch bewegtes Bild hatte erst unsere Sinne gefangengehalten, die Nerven in Aufregung versetzt. Des Hochgebirgs Schlachtenruf hatte unser Ohr getroffen, seine eindrucksvolle Tonfärbung klang noch nach in uns, da schloß der Berg Frieden mit uns im Abendsonnenschein auf einsamer Joehöhe. — Wer die Sprache der Bergwelt versteht, dem offenbart sich der höchste und nachhaltigste Genuß, den sie bieten kann.

Eine kleine Weile später standen wir drunten bei dem Magdeburger Bergheim. Was Lage und passende Bauart anbelangt, sucht daselbe seinesgleichen. Das war noch ein echtes Alpinistenneest, wo man sich als Bergsteiger vom ersten Augenblick an heimisch fühlen kann. Ein aufmerksamer Wirtschaftler, gute Erfrischung, tadellose Matrasenlager: Bergsteigerherz! was willst du mehr? Sofort beschlossen wir, hier



Zeichnung von Ernst Pflögl

Der Pflerscher Tribulaun, von der Weißwandspitze



nötigenfalls auch ein paar Regentage ausharren zu wollen: Denn daß wir ohne den Pflerscher Tribulaun in der Tasche nicht heimgehen wollten, das war ausgemachte Tatsache. Der ist auch hier, an seiner Südseite, ein augenfälliger Gessel. Schroff steigt das Gemäuer, gesüßt aus bräunlichem Kalk, überm Sonnessee empor. Von der Hütte aus gesehen, mußte ich an einen riesigen Sessel mit hohen Armlehnen denken, in dem eine leicht vornüber gebeugte Gestalt sitzt. Noch abweisender streben die Wände des Goldkappels zur Höhe. Nur eine steile Schneerinne, die von der Scharte östlich des Gipfels herabstreckt gegen wagrecht verlaufende Bänder, ließ uns vermuten, daß hier ein Aufstieg zu suchen sei. Der „Hochtourist“ bestätigte das, der praktische Beweis gelang uns bald darauf.

Wir legten uns zeitig zur Ruhe. Morgen wollten wir den Grat vom Goldkappel zum Tribulaun überschreiten. Die Lager teilten wir mit einem preußischen Leutnant und seinen beiden Schwestern. Da wir zwei uns als die gewiegteren Hochtouristen fühlten, so erkletterten wir die obere an der Decke mittels Gurten besetzten Ruhestätten und überließen die ebenerdigen Gemächer den anderen. Morgens um sechs Uhr krochen wir herab: Wetter stark mittelmäßig. Die andern waren schon um vier Uhr aufgebrochen. Wir sahen zwar im vornehereln, daß uns heute ein tatenloser Tag winkte, aber getrieben von alpinem Pflichtgefühl wanderten wir ein Stündchen später doch hinauf zum Pflerscher Pintel. Hier begann zunächst ein Übungklettern in den Saden, die zum eigentlichen Bergkörper des Goldkappels hinanziehen. Aber der steinerne König war heute schlecht bei Laune. Er gab uns das durch ferne Donnerrollen und eifriges Rebelzischen zu verstehen. Als höfliche und vernünftige Menschen verstanden wir auch die Ablehnung und warteten am Joch auf bessere Zeiten. Die kamen nicht. Daher bestiegen wir den die Scharte etwa um 100 m überhöhenden Pintel selbst und turnten weiter in einem harmlosen Urgefsteinsgrat dahin. Einen recht unfreundlichen Abbruch in eine tiefe Einschartung umgingen wir auf abschaulichen Blöden, worauf wir Schnee betraten. Dann veranlaßte uns dider Nebel zu einer Rast; gegen 11 Uhr standen wir auf der versirnten Kuppe des „Hohen Zands“, des Schnabelberges der Unichtarte. Ludwig Graf Sarntheim rühmt seine Aussicht, wir genossen dieselbe nur sehr teilweise. Malerisch liegt zu unseren Füßen das Pflerschäl hingestreckt, das einen höchst wirkungsvollen Abschluß gewinnt durch die mehrere hundert Meter hohen Eisbrüche des Feuersteinferners. Nicht fern im Westen steht die Weißwandspitze, die ihrem Namen alle Ehre macht. Auf dunklem Urgefsteinsfodel steigt blendendweiß die regelmäßig geformte Kalkpyramide empor. Ganz hervorragend schön wiesen uns, freilich nur in nebelfreien Augenblicken, Goldkappel und Pflerscher Tribulaun ihre glatten Panzerschuppen. Hinter letzterem liegt in behäbiger Ruhe die breite Nordwestflanke seines jähnen Gschulherbruders mit einem Plattengefüge, so eigenartig gefurcht, wie die Sorgenrunzeln in einem alternden Gesicht. Der Grat, über den wir herübergekommen, würde uns von hier aus ein grimmiges Sadenwerl vorkäufchen, wenn wir ihn nicht selbst eben kennengelernt hätten.

Unser Gipfelsfaulenzgen wurde zeitweilig durch Nieselregen gestört, so daß wir zuletzt wieder etwas abstiegen und uns unter felsigem Überhang einnisteten. Von diesem regenfeiern Plätschen aus schauten wir ein seltsames Bild. Vor uns lag einsformig weiß die Schneedecke, darüber ebenso einsformig der Nebel in träger Ruhe. Auf einmal machte sich eine wirbelnde Bewegung in den feuchten Schwaden bemerkbar. Die Massen rollten durcheinander, ein Loch riß auf im grauen Vorhang, tief blau grüßte aus kreisrundem Ausschnitt ein Stückchen Himmel herein in unseren Unterstand. Auf diesem Hintergrund erschien ein von der Sonne lebhaft bestrahltes Ungeheuer und ich mußte wirklich meine Gedanken sammeln, bis es mir klar wurde, daß wir das Gipfelhorn des Pflerschers, umwallt von brodelnden Nebeln, vor uns hatten. Die Erscheinung machte den Eindruck eines Gemäldes, das, auf weißem Hintergrund aufgehängt,

wohl eine Minute lang an uns bewundernde Zuschauer fand, bis der Schleier wieder über das märchenhafte Bild herniederfant.

Den Nachmittag verbrachten wir auf der Hütte bei Geismilch und Pfeife. Die drei Norddeutschen zogen ab. Sie hatten die Spitze nicht erreicht und berichteten uns Schaudergeschichten von vereisten Raminen und haarscharfen Firnschneiden. Ein Führer, der abends noch mit einem Herrn eintraf, erzählte uns, er sei vor drei Tagen auf dem Gipfel gewesen; er habe sonst um diese Jahreszeit den Berg noch nie in so schlechten Schneeverhältnissen getroffen wie heuer.

Am Abend vor dem Schlafengehen schaute ich noch einmal nach dem Wetter. Die nächsten Berge schlofen im Nebel; über uns strahlte mildes Vollmondlicht und brach sich in silbernem Widerschein im Sonnensee. Um 4 Uhr morgens lag schon wieder Nebelgrau rundum und der Wirtschafter verheß nichts Gutes. Eine Stunde später wurde die Decke über uns dünner; bald strahlten die Dolomiten im schönsten Frührot. Nur ganz leichte, durchsichtige Schleier wallten am Tribulaun, seine Reize mehr enthüllend als verbergend. Sepp drängte zum Ausbruch. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, wenigstens den Tribulaun zu besuchen. Vielleicht war gerade heute ein Glückstag angebrochen, der uns zum geheimnisvollen Versteck des goldenen Regelspiels leuchtete. Wer immer ängstlich nach einem flatternden Nebelsetzen guckt, kommt nicht oft zu glücklicher Bergfahrt.

Recht frisch blies der Ost, als wir dem gewöhnlichen Einstieg uns näherten. Eine hübsche leichte Kletterei zum Anfang, dann ein endlos langes Firnfeld. Steil wallte der Schnee vom Sandesjoch hernieder, hart gefroren war seine Oberfläche. Das focht uns nicht an. Mit innigem Behagen stürzten wir uns auf die sauber getretene Spur, welche die Führerpartie in den Schnee geschrieben. Eine lange, vielfach gewundene Wendeltreppe war's, aber mühelos brachte sie uns zu den letzten Felsen unterm Joch, wo wir, zuletzt auf sehr ausgefetzten Bändern, den Übergang ins Gschnitztal erreichten. Raum eine Stunde war verfliegen seit unserm Abzug von der Hütte, und schon versprach das Wetter das Beste. Und unser Ziel, das stolze Horn? Das war verschwunden. In ungeahntem Maß löst sich der Gipfelförper am Sandesjoch auf.

Wir ließen alles Entbehrliche zurück und stiegen über den hier ansehenden Grat zum Maffiv hinüber. Ganz zuletzt überbrückte ein schneidiger Schneefloß eine schmale Scharte — jedenfalls die gefährliche Firnscheide, von der uns die norddeutschen Geschwister berichtet. Nach ihrer harmlosen Überschreitung standen wir in bänder- und schluchtendurchzogenem Fels, der einige Pfadfinderaufgaben stellte. Bevor wir zum ersten sogenannten Ramin kamen, begegnete uns schon wieder die zurückkehrende Führerpartie. Wir dankten dem gütigen Geschick, bei dieser Art Wettrennen nicht am Start erscheinen zu müssen und stiegen in vollster Gemütsruhe weiter. Nach dem ersten gänzlich ausgefetzten Ramin folgte ein recht bissiges Stück, eine mit Eis ausgekleidete Rinne. Über sie gelangten wir hinauf in den düstern Kessel, wo vorzeiten eine Leiter über den untersten Steilabfah hinaufhalf. Einige Sprossen sollen noch vorhanden sein, heute deckte sie jedenfalls der Schnee. Dieser Kessel mutete mich an wie ein mittelalterliches Burgverlies; auch die feuchtmoderige, kühle Luft fehlte nicht und an Stelle der Fledermäuse und Eulen umkreiste uns jöhend der Bergdohlen schwarzes Gelichter. In früheren Zeiten, da die Ersteiger noch Naturfels antrafen, mag die Kletterei in den Kerkermauern eine ernste Aufgabe gewesen sein. Jetzt hängt zur Nervenberuhigung ein dickes Drahtseil herab. Da der Fels ausgezeichnet fest ist, halte ich dieses Wandstück für die schönste Kletterstelle des gewöhnlichen Anstiegs. Weiter oben, nahe dem Gipfel, leisteten wir uns gleich zwei Abstecher auf einmal, so daß mein Bruder von Osten, ich von Westen her am sonnenbeschienenen Gipfel auftauchte.

Dem Pflerscher Tribulaun wird Schlimmes nachgesagt. Außer seiner hohen Blüthe-

fährlichkeit, wovon wir Zeugen genug in Form der bekannten glasigen Fleden entdeckten, soll er auch nur in seltenen Fällen nach 9 Uhr vormittags nebelfrei sein. Wir schienen einen der seltenen Fälle erwischt zu haben, denn uns lachte ein glänzender Tag. Kein Lüftchen strich durch den Raum, Glanz und Wärme spendete uns die Sonne in ausgiebigstem Maße. Die Aussicht war von einer so tadellosen Reinheit und Schärfe, wie sie nur nach einem Regentag zu sein pflegt, wenn die Natur frisch gebadet wie verjüngt aus den Nebeln hervortauht. Ein erlesener Genuß wurde uns daher das Gipfelstündchen; die Hoffnung, das goldene Regelspiel zu finden, stieg uns fast zur Gewißheit.

Gewaltig überhöhte unser Standpunkt die andern Tribulaune, die sich von hier aus gesehen, demütig unter das Regiment des geborenen Herrschers aus ihrer Schar beugen. Abwehrend schroff bricht die Wand zur Schlucht ab, die Berggeißs Nachtgebot geschaffen; jenseits liegt mit breitem Geröllhaupte der Ostgipfel in der Tiefe. Raum fassbar, daß diese beiden Spitzen die schrecklich drohende Schere bilden, welche im Sandestal des Wanderers Schritt und Atem verhält. Ins Obernberger Tal sehen wir hinab, das wir erst zu Neujahr auf schlüchtigem Schneeschuh durchstreift. Rundum bis in blauende Ferne ein reichgewundener Bergkranz, als dessen schönste Blüten wohl die Dolomiten leuchten. Sogar Bessischweizer Berge sollen sichtbar sein; ich möchte das nicht behaupten. Unseren jüngsten Bekannten, Kirchbach und Habicht, schickten wir freudestrahlend den Wiedersehensgruß zu. Neugierig schlich ich mich an den Nordrand hinaus, um von oben zu sehen, was noch wenige irdische Augen in der Nähe gesahnt. Blank wie Stahl schießen die Platten hinab — darnach folgt flimmernde Luft. Ein entseßlicher Abgrund. Wer nicht über starke Nerven verfügt, der bleibe innerhalb des sichern Bords. Aber da herauf zu klettern zu unserer Höhe, eine weichevolle Stunde nach solchem Riesenkampf neben dem Steinmann zu verträumen, das nenne ich Glück, das dem Felsenmann so rein leuchten kann wie dem schlüchtigen Bergfreund auf Wanderungen durch Täler und über Fächer.

Nach 1 Uhr waren wir wieder am Sandesjoch. Der Abstieg war böse genug; der erwelchte Schnee, das Eis in den Rinnen erschwerten ihn bedeutend. Doch von der größten Gefahr, die dem Berg innewohnen soll, verspürten wir nichts. Der Schneebelag und wohl noch mehr der Umstand, daß wir allein am Berg waren, ließ die Steinbatterien völlig schweigen. — Morgens hatten wir im Eifer des Gesechts völlig übersehen, welch eindrucksvoller Punkt auch das Sandesjoch ist. Der schräge Blick auf das Profil der Nordwand des Pflerschers ist überwältigend. Und erst die Westwand, die da dem Grund entsteigt! Diese Mauer, in der nicht einmal die Fugen zwischen den einzelnen Quadern, die sie aufbauen, sichtbar sind, ist bisher meines Wissens noch gar nicht als Problem aufgetaucht. Hier heißt's beinahe wie in jener vor Jahren erschienenen Sattre: „Links ein Grasbüschel, rechts ein Gensenhaar, das sind die einzigen Griffe“. Einen höchst sonderbaren Eindruck ruft die weitausladende Wand des Gschnitzers hervor. Ist's doch, als wäre eine alte bayerische Rautenfahne darüber hingebreitet, so regelmäßig stehen in Reih und Glied Duzende von rhombisch geformten Platten in der Wand. Genau durch ihre Mitte zieht eine wagrechte Schutterraße, darunter setzt der Berg mit einem einzigen Riesenabsturz zum Sandestal ab. Zwischen Gschnitzer und Pflerscher Tribulaun-Ostgipfel lugt eine mathematisch genau geschnittene Schneepyramide herüber, die ich dem Namen nach nicht bestimmen konnte.

Ein halbes Stündchen mochten wir in seltsamem Schauen versunken gelegen haben. Da stieß mich Sepp an: „Du, bei dem Prachtwetter gehen wir zum Goldkappel hinüber.“ Ich klopfte zum Zeichen des Einverständnisses meinen alten Kloben aus.

In dem langen reichlich zackigen Grat stehen vier selbständige Türme: Die Sandesjochspitze, die Schneelarspitze, der Mühlsteiger- und der Flockingerturm, letztere beiden nach Pflerscher Führern benannt. Der Grat wurde bisher einige Male in umgekehrter

Richtung überklettert; ein Führer aus Pflerssch erklärte mir nachträglich, vor uns sei noch keine Partie vom Tribulaun zum Goldkappel gewandert. Sei dem wie ihm wolle, sicher war nur, daß wir lediglich die sehr kurz gefaßte Beschreibung Barths in der Richtung Goldkappel—Tribulaun bei uns führten, daß wir etwas geringschäßig über die Gratkletterei urteilten und daß wir uns hierin gründlich täuschten.

Die Sandesjochspitze ist ein gemütlicher Muegel, der gleich westlich des Jochs mit schneeerfüllter Flanke ansteigt. Auf ihrem Gipfel machten wir die Wahrnehmung, daß so ziemlich alle folgenden Zaden und Türme gegen das Goldkappel zu überhängen; wir mußten uns also auf manche Umgehung gefaßt machen. Bei der Schneekarspitze lag noch keine Veranlassung dazu vor. Auch sie ist harmlos und wir streuten uns schon auf die mindestens zweistündige Gipfelrast in der Krone des Goldkappels, dessen Zuderhutform wir noch beträchtlich überragten. Gleich hinter der Schneekarspitze betraten wir hrenzliche Gegend, die uns denn auch unentwegt treu bleiben sollte. Die nächsten Zaden zu überklettern hatten wir keine Lust, da sie alle mit schief aufgesetzter Zipfelmütze überhängend nach Westen abbrachen. Eine kurze Forschungsreise im südlichen Gewände ergab dessen charakterlose Brüchigkeit, also schlugen wir uns in die Nordflanke. Da wars kühl, während im Süden alles im Sonnenbrand flimmerte. Eine böse Platte, überzogen mit didem, dunklem Wassereis, lag uns im Weg; darunter gähnte ein schwarzer Trichter. Lange mühte ich mich an diesem bössartigen Hindernis. Während verschwand die abgeschlagenen Schollen im Trichter; dann wechselten wir wieder zur Pflerscher Seite hintber.

Ein flotter Bursche ist der Mühlsteigerturm. Vom Grat weg leicht ersteiglich, bricht er jenseits mit weit überhängendem Wandstüd zur nächsten Scharte ab. Wir verrenkten uns beinahe die Halswirbel beim Suchen nach einem annehmbaren Abstieg und entschlossen uns endlich für die Südfront, wo ja auch ein Riß eingeschnitten sein sollte, den einmal eine Partie „rein zum Vergnügen“ wie sie sagte, sich zum Aufstieg erlor. Sepp verschwand um die Südostflanke; langsam glitt mir das Seil durch die Hand. Auf meine Frage, wie es gehe, rief er auf gut bayerisch herauf: „Ich hab schon einen Riß, der ist aber damtsch exponiert. Zieh Deine Kletterschuhe an!“ Ich wechselte also die Beschuhung, beugte mich an der Kante weit vor und entdeckte in winziger Nische 20 m unter mir den Bruder. Die Bewertung der Ausgesetztheit stimmte genau. Ich habe nicht viele elegantere Abstiegstellen im Gedächtnis. Mehr als zwei Seillängen zieht der Einriß vollkommen senkrecht hinab. Nur zweimal konnte ich kurze Strecken im Spalt selbst klettern; alles andere ist im Freien, aber an vorzüglichen Griffen zu bewältigen; heute noch am Schreibtisch freue ich mich dieser prächtigen luftigen Felsreise.

Einer Versündigung gegen den heiligen Eurenbericht machten wir uns schuldig: wir erstiegen den Flödingerturm nicht, sondern schlichen uns in der Nordflanke des breitspurigen Gefellen auf schmalen, auswärts geneigten Plattenbändern dahin. Ganz nahe war uns schon das Goldkappel gerückt, das fest auf uns herabblidte. Wäre der Grat selbst gangbar, dann sähen wir in fünf Minuten in der Scharte vor seinem gliederreichen Gipfelbau. Aber diese fünf Minuten dauern hier etwas lang. Man spürt noch etwas vom Geist des geizigen Königs, der seinen Schas ängstlich vor fremdem Auge verdecken will. Unbarmherzig wie im Leben so als Stein mehrt er sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln vor jeglichem Besuch. Knatternd flog ein Stein von seiner Krone herab und verschwand klatschend zur Linken in verschneetter Schlucht. Ja, wenn wir erst diesen Burggraben erreicht hätten! Vor den Geschossen wollten wir uns schon deden. Aber die Fallbrücke war aufgezoogen. Da konnte der rohen Gewalt nur List entgegengestellt werden. Gut versichert, ging der Bruder in langem außerordentlich heiklem Quergang auf der Nordseite vor. Bei einem kleinen Mauervorsprung stockte die Bewegung. Lange versuchte er, eine Bresche zu erspähen

in dem Wall, unter dessen überhängender Bekrönung er stand. Unheimlich surrend suchte Stein um Stein den Weg zum Sandestal. Die Lage war ernst; mehr als 20 m weit überspannte das Seil den Abgrund. Die Sicherung war sehr fragwürdig geworden. Endlich ließ er ab vom nutzlosen Beginnen. „Das kann ich in Nagelschuhen nicht wagen. Zieh Kletterschuhe an und komm herüber!“ Noch einmal nahm ich die Seigner aus dem Rucksack. Unterdessen sucht sich Sepp eine Selbstsicherung zu legen; nach wenigen Schlägen springt kltrend der eiserne Freund aus dem spröden Fels und verschwindet nach metallischem Aufschlag ins Bodenlose. Beim Bruder angelangt, sah ich das böse Schanzwerk erst genau, vor dem er stand. Den Quergang fortzusetzen ist unmöglich. Wie gehobelt fallen die Plattenschichten nach abwärts. Und hinauf? Zwei Mannshöhen nur, dann winkt schroffiger Fels. Ich will die Seilverbindung zwischen uns zween lösen, da der Sturz des einen auch den andern mitreißen muß, Selbstsicherung haben wir nicht mehr, da wir nur einen einzigen Mauerhaken mit uns geführt. Sepp wird fast zornig: „Entweder zu zweit hinauf oder hinunter.“ Die Logik dieses Ausspruchs ist schön, aber falsch; ich beurteile die Sache heute kühler als damals und sage mir, das einzig Richtige wäre Umkehr gewesen. Weder vor noch nachher habe ich derartiges getan, aber, Hand aufs Herz, wer hat so nahe dem Ziel nicht wenigstens einmal so gehandelt wie wir zwei?

Wart nur, du steinerner Beizhals! Drück nur deinen goldenen Schatz an die Brust! Wir holen ihn dir doch weg! Ganz vorsichtig, jeden Griff genau überlegend, ziehe ich mich empor. Weit ab drängt mich der Fels; eine leichte Falte hat er zu glätten vergessen; in ihr suche ich mein Heil. Ein ideal geformter Griff, der mich über das Schlimmste hinwegbringen soll, bricht aus, aber er macht seine Treulosigkeit sofort wieder gut; eine kleine, rechteckige Vertiefung hat er im Sturz hinterlassen; der fehlende Griff, nur in anderer Form ist wieder da; mit einer gewaltigen Anstrengung ziehe ich mich empor, greife über den Mauerkranz und unter dem Prasseln gelöster Steine stehe ich oben: Der Weg war frei.

Ich sah auf die Uhr. Fast 6 Uhr; 4½ Stunden hatte uns die Sadenreihe gekostet. Meinst du vielleicht, du altes Runzelgesicht da vor uns, wir wollen um die wohlverdiente Gipfelkrone in der Abendsonne kommen? Da sollst du dich abermals verrechnet haben, du steinerner Unhold. Eilig liefen wir das fast ebene Schluffstück des Grates vor. Fast komisch mutete uns der letzte, schwache Versuch des Alten an, unsern Ansturm nochmals aufzuhalten. Ein dünnes Felsbrett schiebt er noch vor; im Rittsch geht's bis zu seinem Abbruch zur schlichtartig schmalen, letzten Schwarte. Im Nu sind wir drunten. Uha! Da ist unser Abstiegsweg. Eine schmale Steilschlucht, weiter unten mit Schnee gepolstert, wird zur Kenntnis genommen. Das Seil legen wir fein säuberlich eingerollt auf den Schattengrund und in lustigem freiem Klappen rücken wir dem Krönlein näher; ein Viertelstündchen, und wir sitzen im warmen Abendgold auf dem Haupte des Steinkönigs, gerade gegenüber dem hier übermächtig aufsteigenden Tribulaun, aus dessen Platten und Wänden unbändiger Trost förmlich zu uns herüberleuchtete. Stimmen des Friedens klangen herauf aus dem Sandestal: Herdengeläute und Hirtenruf. Die grelle Tagesbeleuchtung war einem mehr verschleiernnden, abschwächenden Dunst gewichen, der die harten Linien der Felsen angenehm milderte. Ein Meer des Glanzes lag dagegen noch auf den Gletscherfeldern der Stubater; um den hohen Firn der Kirchsachspitze spielten rötliche Lichter, während der Bergkörper schon in Schatten getaucht war. Behaglich zwischen den sonnenwarmen Kalkblöden hingestreckt, genoß Auge und Ohr und wohl nicht zuletzt die Seele den würdigen Abschluß eines unvergeßlichen Tages.

Wiel hätte ich darum gegeben, beim letzten Abendleuchten noch hier oben weilen zu dürfen. Hätten wir den Weg gekannt, dann hätten wir uns diesen Genuß auch nicht entgehen lassen. So aber hieß es nach ¾ Stunden, ohnehin spät genug, Abschied

nehmen von Seiner Majestät, die uns nur widerwillig vorgelassen. Durchs Seil verbunden stiegen wir in die lange Steilschlucht ein, die wir als Eingangspforte zum Abstieg erkannt hatten. In schneefreiem Zustand jedenfalls ein prächtiger Einriß; leider verschwanden Stemmhamme und Klemmblocke nur zu bald; eine schmale schwindeligsteile Schneeschlucht nahm uns auf. In der kühlen Kluft war der Schnee, trotz Sonne und Wärme hart geblieben, so daß wir nur langsam und unter Sicherung absteigen durften; denn der Schneeschluß endete an hohem Wandabbruch. Als wir die Stelle erreichten, wo nach meinem Dafürhalten das große Bänderystem in der Richtung gegen den Tribulaun ansetzte, waren bereits die Abendgluten auf den Dolomitgipfen erloschen und blaugrau spannte sich, des Einzugs der Nacht gewärtig, das Himmelsgewölbe über uns. Nur die obersten Verzigerungen der stolzen Säule des Tribulauns leuchteten noch in ersterbendem Licht, um gleich darauf auch dieses letzte Andenken an den schimmernden Tag zu verlieren. Wir rollten die Seilschlange ein und begannen mit Eifer die Bänder zu verfolgen. Sie sind gut gangbar, aber oftmals gabeln sich die plattigen Wandstücke, und wie es mitunter geht im Leben, erwischten wir zunächst einige Male eine Sackgasse. Drunten schimmerte bereits freundlich das Licht aus dem Hüttenfensterlein; der Wirtshafter entdeckte uns, durch Steingepöller aufmerksam geworden, und rief uns gutgemeinte Ratsschläge zu, die uns das geschwähige Echo unverständlich ließ. Endlich brach das letzte Band ab — ein dunkler Ramin wies uns zu unergründlicher Tiefe; in scheinbar gewaltiger Entfernung leuchtete der Schnee des Mars unter uns. Ich verschwand zum Wegsuchen im Spalt und wäre vor Verwunderung bald das steile Schneefeld hinabgeglitten, das ich nach wenigen Metern schon erreicht hatte. So täuscht selbst den vielgewanderten Bergfahrer nächstlicher Spul. Meinem Bruder ging's genau so, bloß kam der wirklich vor Erstaunen in unsfreiwillige, höchst beschleunigte Abwärtsbewegung und fuhr auf seinen Ledernen hinab in den Schutt, daß die Steine stoben. Lachend über diese letzte, etwas komische Anstrengung des Alten, uns noch eins anzuhängen, trollten wir der Hütte zu und: „erhoben die Hände zum lecher bereiteten Mahle“.

Bevor wir uns — die Geisterstunde war nicht mehr fern — zur Ruhe begaben, traten wir in die ruhige Mondnacht hinaus, um auf dem Bänkchen vor der Hüttentür uns noch einmal in des Tages Last und Lust zu versenken.

Da ragten sie jest aus schwärzlichem Felsengewoge empor in den Nachthimmel, dunkle, im Mondschein bleichende Silhouetten, das zierliche spitze Goldkappel, der wuchtige Tribulaun, die Eckpunkte einer harten, aber hochbefriedigenden Tagesleistung. Und wir? Als arme unternehmungslustige und schönheitsdürstige Schluder waren wir ausgezogen, abenteuerliche Schatzgräbergedanken im Herzen; als steinreiche Leute, die sich sattgetrunken am Glück der Berge, ziehen wir von dannen. Die Herren da oben hatten uns die Schatzkammern geöffnet, der steinerne König selbst war nicht listig genug, uns seinen Reichtum vorzuenthalten — das goldene Regelspiel war unser geworden. Wohl nicht jedem gelingt's, der hierher seine Schritte lenkt. Ich sehe bei diesem Gedanken selbstverständlich ab von jenen, die physisch nicht in der Lage sind, emporzuklimmen zur ragenden Höhe, wo in sorglich gehütetem Versteck die Kleinodien schlummern. Ich denke an jene Altmen im Geiste, die da hereinwallen, um nur die schwierigsten Ramine, nur die ausgefehltesten Leisten zu finden. Was diese entdecken, ist Salmigold; die sind auf falscher Fährte, die schauen mit gierigem Auge nach der Durchsteigung des ersten Ramins sofort nach dem zweiten, hoffentlich viel schwierigeren aus; die wandeln auf schmalen Bändern dahin, um noch viel schmalere zu finden. Dann sitzen sie auf dem Gipfel; die Sonne strahlt ihr reinstes Gold, die Täler öffnen weit die Arme zum Willkomm, die Berge ringsumher rufen ihnen zu: „Wie ist doch die Erde, der Himmel so schön!“ Jene aber ergehen sich in hochweiser Rede, daß die Ramine der Westwand des A-Rogels doch um eine Schattierung schwieriger und die

Bänder am D-Turm weniger exponiert sind als die eben angetroffenen. Diese Leuten vergessen das Wesentliche: Daß diese an sich ja höchst schätzenswerten Dinge doch nur den Weg bezeichnen, der zu den Schatzkammern der Höhen führt, daß sie nicht selbst das lautere Berggold enthalten. Die finden das goldene Kegelspiel nie! Man verstehe mich recht. Ich sehe nicht den schönen Kamin herab; ich bringe ausgefetzten Leisten ganz gewiß ein klein wenig Verständnis entgegen, wie man mir vielleicht auf Grund meines bisherigen — und hoffentlich auch ferneren — Lebenswandels zugestehen wird. Aber die schönsten Juwelen suche ich an anderer Stelle. Die können von jedem gefunden werden, der offenen Auges und reinlichen Sinnes sich lichter Höhe naht. Und den Schatz, den hatten wir heute wieder gehoben, im Reich der Tribulaune, als im Nebeltreiben finsterdrohend das furchterregende Hörnerpaar auftauchte über weltfremdem Tal, als wir sonnenunspielt droben saßen, hoch über den Tälern, in wonnevoller Raft.

---

# Von den drei höchsten Felswänden der Ostalpen.

## Von Ludwig Sinek, Wien.

Motto: Im einsamen Kar, in der mächtigsten Wand,  
Da fand ich die blaue Blume . . .

### I. Über romantisches Bergsteigen.

Wenn ich, einer freundlichen Aufforderung des Schriftleiters folgend, Erinnerungen an ernste und frohe Stunden niederschreibe, die ich in den drei höchsten Wänden der Ostalpen erlebt habe, so drängt es mich, in der Einleitung der folgenden drei Kapitel wenigstens einige Worte über meine Auffassung von der ernstesten Bergsteigerei zu sagen.

„Warum wir in die Berge ziehen?“ — oft schon wurde diese Frage gestellt; denn tausendfach verschieden sind die Sehnsüchte und Wünsche der Menschen. Unter den Vielen, die heute schon unsere Berge überfluten, gibt es eine kleinere Schar, denen das Wagen und Kämpfen in Fels und Eis mehr ist als Sport und Spiel, denen jene Wochen und Tage, die sie in den Bergen verbringen, ihres Lebens schönsten Teil bedeuten. Und diese, so scheint es mir, lassen sich in zwei verschiedene Gruppen teilen, deren Ideal sich mit wenigen Worten umschreiben läßt: „Alpine Technik“ ist das Lösungswort der einen — „Alpine Romantik“ jenes der anderen.

Selbst auf die Gefahr hin, von sehr vielen gänzlich mißverstanden zu werden, darf ich aus Rücksicht auf den beschränkten Umfang meiner Ausführungen nicht weitläufig zu erklären versuchen, wie ich dies meine. Aber lest einmal ältere und neuere alpine Bücher und Schriften, prüft sie auf den Kern dieser beiden Schlagworte und ihr werdet finden, daß die einen in den Bergen die Schwierigkeiten und die Gefahren fast als Selbstzweck aufsuchen, daß ihnen die Vollendung der Technik, mit der sie Fels und Eis meistern, als das einzige erstrebenswerte Ideal vor-schwebt und daß sie im Streben nach höchster Entwicklung des eigenen Könnens ihre größte Freude und Befriedigung finden.

Die anderen, zu deren Fahne ich mich bekenne, suchen, um es kurz zu sagen, in den Bergen die Blaue Blume der Romantik und sie bestehen Schwierigkeiten und Gefahren nur, um einzudringen ins Reich der Berge, für sie das Land ihrer phantastischen Träume. Ein abenteuerliches Bivak, eine geheimnisvolle Wanderung durch den schweigenden Bergforst, ein stimmungsvoller Abend hoch droben irgendwo im einsamen Hüttlein, sie können ihnen die gleichen Werte schenken wie die Erreichung des schwersten Gipfels, und die alpine Leistung erhält für sie den dauernden Erinnerungswert nur durch den Stimmungsrahmen, der wie ein Kranz seltsam leuchtender Blumen die letzte Arbeit am Berge umgibt.

So haben mich auch von jeher jene Berge, jene Wände, jene Grate am mächtigsten angezogen, die für mich etwas Geheimnisvolles, eine stillverborgene Welt des Unbekannten bargen, und die Größe der bergsteigerischen Aufgabe galt mir in der Regel mehr als ihre bloße Schwierigkeit.

In Felsgebieten, die längst zu besseren Kletter Schulen entwürdigt wurden, fühle ich mich nicht wohl, und Kletterprobleme, wenn sie deutlich vor dem suchenden Auge oder Frieder liegen und ihre Lösung nur von der Überwindung technischer Schwierigkeiten abhängt, haben mich nie stark gereizt.

Und dennoch hüte ich mich, zu behaupten, daß die eine oder die andere Richtung der Bergsteigerei allein berechtigt sei. Ich fand noch stets auf der Suche nach romantischem Erleben mein größtes Glück, und der Gedanke, daß bei dieser Auffassung der





Bildsache von Ernst Platz

Friglav-Nordwand

Bruckmann aut. et. impr.

Alpinist die Freuden bis ins Alter ungemindert bleiben, wenn auch die Ziele sich ändern, gewährt mir Zufriedenheit. Im übrigen gilt auch hier der weise Rat: „Sehe jeder, wie er's treibe...“

## II. Triglav-Nordwand.

Motto: Rojenice, gute weiße Frauen,  
laßt erschallen eure Warnerstimme! Einmal warnen sie, die Anstößbaren,  
Einmal nur — — —  
(Baumbach, Zlatorog)

Sonniges Jugendland waren mir die Julischen Alpen. Ihre einsamen Täler durchstreifte ich als fahrender Scholar, die stolzen, hohen Gipfel vom Manhart bis zum Triglav bestieg das bergbegeisterte Gymnasialknecht als fröhlicher Alleingänger. Das war eine Felswelt so recht nach meinem Geschmack, und jene Tage sind unendlich reich an tiefem Erleben und unvergeßlichen Eindrücken gewesen.

So stieg ich einmal vom Razor hinab in die Brata; dem Triglav wollte ich meinen ersten Besuch abstatten. Schlenderte sorglos und heiter hinein ins grüne, stille Tal. Hoch türmten sich zu beiden Seiten die Felsburgen; ihre Wildheit gab dem Bergwinkel so ernstes Gepräge, daß ich meinen leichten Sinn verlor und fast beklommen wurde. Im Talßluß aber stand über mir eine Wand, steil und hoch, unheimlich drohend und wildschön zugleich. Über dem riesigen, bleichen Mauerwall leuchtete als Krone der Gipfelsbau des sagenumwobenen Dreihauptes. Unbezwingen war damals noch die Wand, zu der ich bewundernd und kleinlaut auf sah; fern lag mir auch der vermessene Wunsch, in Zlatorogs wildestes Sauerloch frech einzudringen, um mir die geheimnisvolle Triglavrose zu holen.

Später las ich dann mit Begeisterung, daß diese 1800 m hohe Felsmauer, die zweithöchste in unseren Ostalpen, durchstiegen worden sei. Verfolgte aufmerksam den Federstreit, der sich zwischen den Erstersteigern, die 36 Stunden zur Durchkletterung dieser gewaltigen Wandflucht benötigt hatten, und ihren Nachfolgern, die im sportlichen Wettstreit sich angestrengt hatten, den Durchstieg in 5 Stunden zu erzwingen.

Eine würdige Aufgabe erschien es mir und meinem Berggefährten Felix Schiske — wir drückten damals beide noch die Bänke der Mittelschule — als „dritte Partie“ diese lange, schwere Felsfahrt zu wiederholen. Der Traum eines langen Schuljahres wurde in den nächsten Ferien zur herrlichen Wirklichkeit; wir durchkletterten die mir einst so unheimlich und unnahbar erscheinende Felsmauer in 8 Stunden auf dem Wege, der von den Erstersteigern eingehalten wurde, und stiegen auf dem von ihren Nachfolgern gefundenen, prächtigen Bande zum höchsten Teil der Wand aus. Wenig Kletterfahrten haben einen so nachhaltigen Eindruck in meiner Erinnerung hinterlassen wie diese. Von den drei höchsten Wänden der Ostalpen scheint mir die Triglavwand die schwierigste zu sein.

Noch nicht unsere glücklich durchführte Bergfahrt, die uns junge Stürmer und Dränger damals mit begreiflicher Freude und gehörigem Stolz erfüllte, sei in den folgenden Zeilen erzählt. Nein, ich wage es, ein seltsames Erleben mit kurzen Worten zu erzählen, das mich auch heute noch tief im Innersten ergreift, wenn verwehte, tote Stunden in der Erinnerung wieder erwachen.

Als wir mit dem Vorhaben, die Nordwand des Triglavs zu durchklettern, an einem schwülen Augustnachmittage in die slowenische Alzhütte kamen, da sagte uns die freundliche Wirtin, daß am frühen Morgen ein junger Wiener Bergsteiger mit der gleichen Absicht aufgebrochen sei und am Abend zurückkommen werde. Ich fand seinen Namen im Hüttenbuche eingetragen, kannte ihn jedoch nicht und erfuhr erst viel später, daß er bereits sehr schwierige Kletterfahrten im Gefäße und Dachstein als Alleingänger ausgeführt habe. Unsere kleine, der Jugend leicht vergeßliche, Verstimmung

darüber, daß wir nun nicht mehr die „dritte Partie“ in dieser Wand sein würden, wurde durch die Aussicht aufgewogen, von unserem unbekanntem Vorgänger Näheres über den eingeschlagenen Weg und die benötigte Zeit zu erfahren.

Schon warf der Abend mählich seine Schatten über die Wand, die wir lange, lange studiert und in ehrsüchtiger Bewunderung betrachtet hatten. Da sagte die Hüttenwirtin, die uns mit mütterlicher Besorgnis betreute, in ihrem gebrochenen Deutsch zu uns: „Daß Sie sich nicht fürchten, in die große Wand zu gehen. Es ist eine Sünde! Der heute früh gegangen ist, war auch so jung und blond wie Sie.“ — — Warum mir diese Worte wohl so deutlich in Erinnerung blieben? Wagner, so hieß der uns gänzlich unbekannte Bergsteiger, kam am Abend nicht zurück. Vielleicht ist er zu spät ausgeflogen, oder er hat sein Vorhaben geändert und wollte auf anderem Wege den Triglavgipfel erreichen; gewiß bleibt er die Nacht droben im Deschmannhause, dachten wir. Seltsam aber, warum mußte ich immer daran denken, daß er jung und blond sei?

Wir beide, Felix und ich, waren, wie das vor schwierigeren Unternehmungen wohl manche Bergsteiger sein dürften, in jener aus Begeisterung und einer gewissen Erregung gemischten Stimmung, als wir das Matragenlager der Hütte aufsuchten; morgen wollten wir ja schon um 3 Uhr früh aufbrechen.

Wir sind die einzigen Gäste in der Hütte. Silber flutet das Vollmondlicht durchs Fenster in den Schlafraum, wirft ein dunkles großes Kreuz als Schatten auf den hell erleuchteten Boden.

Draußen ragt im Mantel der Nacht unsere Riesenwand. Nur an sie denken wir beide, immer wieder weilen unsere Gedanken droben auf den jähen Pfeilern, gleiten über schmale Bänder höher, immer höher hinan, bis dorthin, wo im bleichen Lichte uns der Triglavgletscher leuchtet. Ob es uns gelingen wird? Die Frage nehme ich mit Hinüber in den seltsamsten Traum meines Lebens: „Die letzten Sonnenstrahlen lassen des Triglavs Gipfel in den Abend leuchten, während die Wand sich schon in Dämmer hüllt. Wir haben uns den Anstieg zurechtgelegt. Da tritt vor uns mit freundlichem Gruße der junge Bergsteiger, der eben heimkehrt von seiner Felsfahrt, legt vertraut seinen Arm um meine Schulter, zeigt mir den Weg durch die Wand und ganz besonders deutlich den Einstieg. Nicht in der Mitte der Wand dürfen Sie einsteigen, dort kommt man unmöglich in die große Schlucht darüber. Weiter links die Rinne, sehen Sie, — durch diese führt der Anstieg zuerst und dann langsam nach rechts bis zum höchsten Teil der Wand.“ Grüßt mit eigenartig freundlich-wehmütigem Lächeln und verläßt uns wieder, den Weg langsam zurückgehend, den er aus dem innersten Winkel des Tales gekommen.“

So träumte ich in jener Nacht vor unserer Bergfahrt durch die Triglav-Nordwand. Felix aber fuhr jäh vom Schlafe auf und weckte mich: „Ob ich nicht hörte? Draußen müsse Wagner eben zurückgekommen sein!“ Wir horchen beide angeffrengt. Täuschung war es. Nur der wandernde Mond warf jetzt sein Licht und den Schatten des Fensterkreuzes nicht mehr auf den Boden der Stube. Bleich und silbern floß sein Schein voll über uns beide unruhigen Schläfer, die nur an die große Wand und an das Morgen dachten. Das Rätselhaftste, Geheimnisvolle meines Traumes war mir damals noch nicht bewußt, es hat mich erst später bis ins Innerste ergriffen. Kein Selbstbetrug kann es sein, keine Rückverlegung eines später Erlebten in der Erinnerung.

Als Felix und ich noch bei Mondenschein in der dritten Morgenstunde langsam zum Einstieg in die Wand durch das geheimnisvoll stille Bratatatal anstiegen, erzählte ich meinen Traum und schilderte ihm ganz genau, wie der Unbekannte aussah. Heute noch, nach so vielen Jahren entsinne ich mich jeder kleinsten Einzelheit, an Gesichtsausdruck und Kleidung, ja selbst an das rote Zeichen des Österreichischen Alpen-Klubs

an einer ganz bestimmten Stelle des Rodes, dessen eigenartig graues Muster mir sogar auffiel. Es konnte, was ich später erlebte, keine Täuschung sein.

„Wie in einem Friedhofe kommt es mir heute in diesem Tale vor“, sage ich plötzlich; erstaunt blickt mich mein Gefährte an bei diesen Worten. Schweigsamer steigen wir weiter an. Kaltes Morgengrau hat den Silberzauber verschlungen. Wir sind am Fuße der Wand. Felix behauptet, es sei schon der Einstieg. „Nein, der liegt weiter links.“ Wir geraten in lauten Streit darüber; doch ich gebe nicht nach. Die Anstiegsflitze hat es mir gestern nachmittag deutlich genug gezeigt, — und auch mein Traum noch bestätigt. Reich an Eindrücken und wert der harten Mühen des Tages war unser Erleben in der gewaltigen Wand, doch wir fanden im herrlichen Emporklimmen keine Hindernisse. Gustav Jahn's vortreffliche Anstiegsflitze, die in der Folge 752 der Österreichischen Alpenzeitung enthalten ist, leitete uns auf bestem Wege durch die riesige Felsmauer, und ich war nicht wenig stolz, meinen Freund, der mir damals völlig vertraute, ohne den geringsten Irrweg durch die oft recht unübersichtliche Wand zu führen. Brauchten wir auch trotzdem 8 Stunden zu unserer Durchkletterung, hüllte auch Nebel im höchsten Teil der Felsfluchten uns ein, und drohte ein Ungewitter uns knapp unter dem Kugyband noch in den steilen Felsen zu überfallen, — wir hatten Glück.

Ehe der Abend dämmerte, waren wir wieder im Tal und hatten doch noch als „dritte Partie“, was uns jungen eiteln Toren damals so unendlich wichtig erschien, die Geheimnisse dieser herrlichen Wand geschaut. Denn von unserem Vorgänger hatten wir nicht die geringste Spur gefunden. Der mußte also gewiß, so nahmen wir als sicher an, seinen Plan geändert und die Berge auf anderen Wegen durchstreift haben. —

Eine Woche später! Wir haben tagelang vergeblich nach dem Verunglückten alle Schluchten und Flanken des Triglavs durchsucht. Unser unbekannter Vorgänger war von seiner Fahrt in die Julischen Alpen nicht mehr zurückgekehrt. Gustav Jahn und Franz Zimmer, gute Wiener Bekannte, hatten als erste Rettungsexpedition, bevor wir sie von unserer Bergfahrt hätten verständigen können, nochmals die Wand durchklettert und nur unsere sorgfältig gelegten, vielen Markierungsblätter, doch keine Spur von dem Vermißten gefunden. Sie fuhrn heim; wir alle glaubten auch jetzt noch, der Vermißte müsse seinen ursprünglichen Plan geändert haben und bei einer anderen Bergfahrt verunglückt sein. Mit meinem Freunde Franz Rudovský blieb ich aber doch noch zurück, um vom Lukniapasse aufsteigend und in alle Felschluchten der Nordwand hinabspähend — vergeblich zu suchen.

Wieder sitzen wir mit einheimischen Leuten der Suchexpedition in der Aljag-hütte. Abend ist es geworden, eben hat ein Gewitter ausgetobt. Da kommt ein Einheimischer und berichtet, er habe auf dem Schuttfeld unter der Mitte der Nordwand eine zerfallene Aluminiumflasche gefunden. Wir haften wieder hinan zu den Felsen der Wand. Im Schutt unter der Mittelschlucht, vor der mich mein Traum so deutlich gewarnt, lag die Flasche. Freund Rudovský nimmt zwei der einheimischen Teilnehmer ans Seil, die anwesenden Gendarmen bleiben zurück, mich aber läßt eine unbegreifliche Spannung, eine unerklärliche Anruhe nicht eine Sekunde versäumen. Wie unter einem fremden Zwang muß ich handeln und allein, weit voraus den anderen, klettere ich die steilen Felsen, unter denen Felix und ich an jenem Morgen unseres Durchstieges so laut gezankt, empor. Es geht hinauf nicht mehr weiter. Ein schmales Bändchen führt um die Kante nach links; ihm folge ich — ein Schrei entringt sich meinen Lippen, erschrocken trete ich zurück, um das Bild nicht zu sehen, ehe die anderen bei mir sind. Dann erst wage ich mich dorthin, wo — es kann keine Täuschung sein, jede, die kleinste Einzelheit stimmt mit unheimlicher Sicherheit — auf einem ausgefesselten, kleinen Plättchen in der Wand der junge Bergsteiger bleich und stumm liegt, den ich damals im Traume so deutlich vor mir gesehen.

Drunten in *Mojstrana* im Kleinen Friedhofe senkten sie ihn ins Grab, während der Triglav mit seiner Herrscherkrone, unberührt vom Leid der Menschen, auftrug. Die Erde fiel auf einen fremden Bergsteiger, dessen Bild mich im Traume gewarnt. War es nur ein Bild, nur ein Traum?

Das war mein eigenartiges Erleben in der Nordwand des Berges, in der für mich heute noch *Platorog* seinen verderbenbringenden Hort behütet. Ein Jahr später stieg ich wieder in seine unheimliche, große Wand; den Gefährten eines Freundes hatten wir aus dem höchsten steilsten Teil der Riesenmauer zu holen, einen, der sein Leben hatte lassen müssen, als er die Triglavrose suchte.

Was ich im Banne der Triglav-Nordwand erlebt habe, hat mich oftmals schon zum Nachgrübeln getrieben. Doch ist mir so Vieles ein ungelöstes Rätsel geblieben. Daß es Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, von denen wir Menschen uns in unserer Schulweisheit nichts träumen lassen, das ahnen wir Bergsteiger, die wir zwischen Himmel und Erde so manchmal an jener Grenze wandeln, die den geheimnisvollen Bezirk des Jenseits vielleicht unbestimmter begrenzt, als viele glauben!

### III. Hochstadel-Nordwand.

Motto: Aus den Bergen bringst du heim,  
Was du in sie hineingetragen.

Im Fluge schwinden die sorglosen Jugendjahre; ehe man's gedacht, ist aus dem freien Studenten ein „gefesteter“ Mann geworden, der nicht nur an die Berge, sondern auch an seinen Beruf zu denken hat. Nur glaubt man ja selbst an Würde und Würde seiner ernsten Geschäfte nicht immer und bleibt zum Glück wenigstens im Innern der alte, junge, abenteuerlustige Gesell von einst.

So konnte ich es nicht vergessen, was damals, als ich mit wenig Geld und sehr viel Bergbegeisterung ganz allein eine Woche im alten, unbewirtschafteten Laferzhüttlein hausen und von dort meine einsamen Ferienbergfahrten durchführen durfte, einer meiner vielen Herzenswünsche war: die hohe Plattenwand zu durchklettern, mit welcher der Hochstadel gegen das Drautal abbricht.

„Die dritthöchste Wand der Ostalpen“, das imponierte mir damals gewaltig, und der Bericht der Erstersteiger klang so, daß wir in den himmelhohen steilen Felsen dieser wilden Mauer Geheimnis, Schwierigkeit und Abenteuer erwarten durften. Doch Jahre verstrichen, und der Ruhm der Hochstadel-Nordwand verblaßte etwas, bis ich mein Vorhaben zur Ausführung bringen konnte.

Wohl weil ich, durch die Fülle des inzwischen in den Bergen Erlebten etwas hochmütig geworden, mich später nicht mit der nötigen Ehrfurcht ihr näherte, ließ mich diese Wand dreimal ihrem Sockel nahen, ehe sie gnädig ihre Schleier lüftete und mich in ihr verborgenes Reich eindringen ließ. Zweimal stieg ich vergeblich von *Nikolsdorf* durch das einsame Lavanter Frauental bei trübem Wetter an, übernachtete hoffnungsvoll in der einfachen Lavanter Jagdhütte, um dann am nächsten Morgen im trostlosen Regenrieseln, verböhnt von der feuchttiefenden, nebelverhangenen Felswand, ruhmlos abzutreten.

Doch kam ich treulich jedes Jahr wieder. An einem wunderschönen Julitage des Jahres 1920 lagen mein alter Bergfreund *Rudl Eller* aus Klenz und ich vor dem Dölsbacher Bahnhofe im Schatten eines Baumes und warteten rauchend und plaudernd auf unseren dritten Berggefährten, *Ludwig Sekirnjak*, der mit dem Eilzuge von Wien kommen sollte. Zum dritten Male stieg ich mit den Freunden gegen Abend zur Kleinen Lavanter Jagdhütte an und freute mich, daß die Hochstadelwand und die wilde Szenerie des stillen Felsstaes auf meinen Wiener Freund einen ge-

waltigen Eindruck machte; Rudl dagegen, der in den Lienzer Unholden jeden Winkel kennt und auch diese Wand schon durchstiegen hatte, schien mehr daran zu denken, daß er uns einen besonders feinen „Schmarrn“ versprochen hatte, als an die morgige Bergfahrt, die für ihn schon längst den Reiz der Neuheit verloren hatte. Und ich dachte während des abendlichen Anstieges sehr viel an einen Sommertag, an dem ich droben auf dem Hochstadel mit zwei lustigen Mädeln, meilenweit von jedem alpinen Ehrgeiz entfernt, gesessen war.

Wir stiegen bedeutend höher an als der Einstieg liegt, weil man am besten in der Lavanter Jagdhütte nächtigt, wenn man den Hochstadel über seine Nordwand ersteigen will; dadurch erspart man gut zwei Stunden Weges, um die der Anstieg vom Tal aus länger dauert als der Abstieg von der Jagdhütte.

Gemütlich war der Abend in der Hütte. Herrlich mundete Rudls meisterhaft gekochter Schmarrn. Einfach aber stilgerecht war das Lager auf den laischenbedeckten Pritschen. Wir schliefen tief und fest bis in den hellsten Tag hinein.

Am nächsten Morgen regnete es nicht. Nein, blau der Himmel, blank und rein die Wand; zum ersten Male schien sie mir freundlich gesinnt. Oft ist der Weg zum Einstieg der ganzen Bergfahrt langweiligster Teil; unser Einstiegschinder zwang uns nur zu lustigen Sprüngen das Steiglein hinab und hinüber zum Fuße der Wand, die tief unten im Schutt des Lavanter Frauentales ansetzt.

1200 m zeigte mein Aneroid am Einstieg, 2678 m hoch ist der Gipfel des Hochstadels, so hatten wir also fast 1500 m Wandkletterei vor uns, trotzdem wir nicht an ihrer tiefsten Stelle standen. Rudl, der den geradesten und kürzesten Durchstieg gefunden hat, war unser Führer; er hatte nicht viel Mühe mit uns, denn das schwere Dreißigerseil blieb in der ganzen Wand unbenützt und leider in meinem Rucksack liegen. Ich hatte Rudls Rat, es ruhig unten in Lienz zu lassen, nicht befolgt und so keine leichte Last auf meinem gebuldigem Rücken.

Eine lange und steile Kaminreihe, etwas tiefer ansetzend als der alte Einstieg und rechts von diesem, führt zwar anstrengender aber rascher auf die erste Rampe. Rudls Marmeladeglas ging hier in Scherben, und Scherben bedeuten Glück. Wirklich habe ich selten eine große Bergfahrt glatter und rascher durchgeführt als diese. Es blieb uns auch nichts anderes übrig, denn U l e r schien mit seinem leichten Schnurser die Felsen, die uns in der Kaminreihe wegen unserer „Wiener-Rucksäcke“ bekannter Größe ganz rechtschaffene Plage verursachten, geradezu hinauszurufen.

So standen wir denn auch sehr bald beim „ersten Schneefeld“ auf der Ranzel, deren weithin sichtbarer Schmuck eine schöne Lärche ist. Bis hierher soll, wie die Einheimischen erzählen, vor vielen Jahren schon ein kühner Jäger gekommen und hier solche Schwierigkeiten gefunden haben, daß er den Rückweg nur erzwingen konnte, nachdem er sich der Schuhe und Strümpfe entledigt und die bloßen Sohlen, „um besseren Halt an den glatten Platten zu finden“, — blutig geschnitten hatte. Aber dieses Jägerlatein, das mir Rudl lachend erzählte, als wir den historischen Ort nach schöner, aber wahrhaftig nicht gefährlicher Kletterei erreicht hatten, mußte auch ich lächeln. Ich glaube nicht, daß sich wunde Füße besonders für schwierige Klettereien eignen!

Vom ersten Schneefeld führt die Anstiegslinie nun entschieden nach links und quert im schrägen Aufwärtssteigen die gewaltige Wandflucht bis in die Falllinie des Gipfels. Es ist dies ein Weg von hervorragender Schönheit, reich an mächtigen Eindrücken, deren Schönheit man deshalb so völlig auskosten kann, weil auch dieser Teil des Anstieges, der in allen Bildern und vom Tal aus gesehen so plattig und abwek-selnd erscheint, dem Kletterer noch keine ernststen Schwierigkeiten bietet. Scherzend erinnerte mich Rudl an eine Stelle des Berichtes über die erste Durchkletterung dieser Wand, die den Weg, den wir just geniekend dahingingen, mit recht ernststen Worten beschreibt. Man darf jedoch niemals vergessen, daß der Eindruck, den das unsichere

Vordringen in einer unbekanntem Wand hinterläßt, auch weitaus ernster ist als jener, den spätere Begeher empfangen.

Doch die Wand sorgt schon dafür, daß auch wir ehrfurchtslose Gefellen nicht allzu übermütig werden. Vor dem „Dritten Schneefeld“, ungefähr in der Falllinie des Gipfels, den wir allerdings von hier aus noch nicht sehen können, ändern wir den bisher eingeschlagenen Kurs und verlassen den Weg der Erstersteiger, um im geraden Aufwärtsklettern den Gipfel auf dem kürzesten und idealsten Wege zu erreichen, während der alte Aufstieg erst noch weiter nach links und dann ganz nach rechts hinaus auf den Nordwestgrat führt, um erst im obersten Teile wieder in die Gipfelwand zurückzukehren. Eilers Weg dagegen führt geradeaus hinauf zur höchsten Spitze.

Angemein steil baut sich der mittlere Wandteil vor uns auf; wir legen nur rasch die Kletterschuhe an und klettern sofort wieder im bisher eingehaltenen Renntempo weiter. Warum wir ohne jeden Grund an diesem wunderschönen, sicheren Sommertage so rasilos kletterten und uns so wenig Zeit zum ruhigen Genießen ließen? Wir wußten es selbst nicht; vielleicht daß uns unbewußt das hurtige Aufwärtsklettern eine innere Befriedigung gewährte. Einmal, als ich Freund Sekirnjak unter mir vernehmlich schnaufen hörte, rief ich zu Rudl hinauf, was er denn heute für ein Tempo einschlage? Nur für kurze Augenblicke hielt der Gute da still, nahm bedächtig seine lange Holzpfelze, die er auch bei den schwersten Klettereien ständig unter Dampf hält, aus dem Munde, spuckte bedächtig in den Abgrund und antwortete ruhig und ernst: „I geh' nta schneller!“ Sprach's und war auch schon wieder „unterwegs“.

In diesem mittleren Teile der Wand, die sich hier am steilsten aufbäumt, ist das Gestein bei großer Ausgesettheit am brüchigsten. Unser Beispiel, das Seil auch hier unbenützt im Rucksack zu lassen, ist gewiß nicht vorbildlich, und hätte ich, als die Griffe und Tritte recht wenig Vertrauen erweckend wurden, einen passenden Platz gefunden, vielleicht wäre es hier wenigstens in Rudls Rucksack gewandert, damit er auch ein wenig Ballast gehabt hätte.

Nach ungefähr 200 m wird der Fels jedoch wieder fester, und die kleingriffige Wandstelle wird von einer Reihe fester Risse, Rinnen und Kamine abgelöst, die ein herrliches, steiles Emporturnen gestatten. Unbegreiflich erscheint es, weshalb die Erstersteiger nicht durch die geradezu wundervoll kletterbare Schlußwand geradeaus zum Gipfel angehtiegen sind, sondern einen wenig empfehlenswerten Aus- und Umweg über den brüchigen Westgrat eingeschlagen haben. Entschieden der schönste und genutzreichste Teil des Durchstieges führt durch das letzte Wandstück in idealer Kletterei unmittelbar hinauf zum Steinmann des Gipfels.

Viel früher, als wir berechnet hatten, lagerten wir uns auf dem sonnigen Gipfel zur Rast; wir hatten für die 1500 m hohe Wand einschließlich aller Rasten, die freilich nicht länger währten, als Rudl zum Anzünden seiner öfter ausgehenden Pfeife und einmal wir alle zum Schuhwechseln benötigten, die Kletterzeit auf  $4\frac{1}{4}$  Stunden herabgedrückt. Ich fürchte sehr, es werden vielleicht andere durch diese Feststellung angeeifert, auch einmal eine noch kürzere Zeit erzielen. Aber ihnen mag es dann noch mehr als mir leid tun, daß sie an den Schönheiten dieser Felsfahrt ebenso wie wir vorbeigerannt sind. Denn erst, als ich rastend in der warmen Sonne lag und an die eben erlebten Stunden zurückdachte, da kam mir zu Bewußtsein, wie leicht doch eine Bergfahrt, und sei es auch die schönste, zu einem rein sportlichen, technischen Vergnügen gemacht werden kann, wenn man in ihrem Verlaufe nicht selbst nach tieferen Erinnerungswerten sucht. Wohl war es uns eine Freude und eine Befriedigung gewesen, die steile Felsmauer hinanzustürmen, Rudls Ortskenntnis hatte uns dabei des Wegsuchens enthoben und dafür die Erzielung einer „guten Zeit“ ermbglich. Aber dafür waren wir achtilos an dem vorübergegangen, was ich sonst in ähnlichen Wänden gesucht und gefunden habe, an dem Romantischen, Abenteuerlichen und Geheimnisvollen.

So habe ich eigentlich die wonnesame Gipfelkraft droben in der warmen Sonne, die selige Schau über die sommervergoldete Bergwelt als den ergreifendsten Afford im Erinnerungsgliede von der Hochstadelwand in der Seele behalten.

Erst nach langer Rast stiegen wir von dem Gipfel ab, der jedem von uns dreien schon oft das gnadenvolle Geschenk seiner unbeschreiblich schönen Fernsicht geschenkt hatte.

Unten in der gemüthlichen Hochstadelhütte, in der ich und Freund *Se kir n j a k* noch bleiben durften, nahmen wir nach einer geruhfamen Tausenstunde herzlichen Abschied von unserem lieben Berggefährten *E l l e r*; der stieg durchs *S a b a r o t k a r* ab, um noch am Abend wieder daheim in *Lieng* zu sein.

Wenn ich das schlichte Kapitel von der Hochstadel-Nordwand mit einer schelubar recht nebensächlichen Episode schließe, so will ich nicht versteckt Moral predigen, wohl aber damit andeuten, daß wir Bergsteiger so oft der größten Gefahr gerade dann am nächsten sein können, wenn wir es am wenigsten vermuten.

Als *Rudl*, die qualmende Pfeife im Munde, mit festen Berglerschritten zu Tal schritt, da schien er uns Zurückbleibenden ein Bild der unverwiltlichsten Kraft.

Am nächsten Tag wanderten auch wir beide auf einem kleinen Umwege über den *W i l d e n S e n d e r* durchs *L a s e r z* hinunter nach *Lieng*. Dort besuchte ich vor der Heimreise *Rudl* in seiner ebenso gemüthlichen wie gastlichen Alpinistenbude. Wie erstaunt aber war ich, ihn ohne seine geliebte Pfeife und ernstlich marod anzutreffen. Eben sei er vom Bett aufgestanden, so erzählte er mir; bald nach unserem Abschied sei ihm „ganz leih geworden“, und er habe von argem Unwohlsein ergriffen, stundenlang raffen müssen, ehe er mit einiger Sicherheit den leichten Abstieg durchs *S a b a r o t k a r* durchführen konnte. Es war sicherlich nichts als eine ernstere Magenverstimmung; aber hätte diese nicht auch einige Stunden früher unseren sonst so unverwiltlichen Bergfreund aus seinem sicheren Geleise bringen können, als wir noch im steilen, brüchigen Teile der Nordwand so sorglos hinankürrten und das Seil nur als überflüssigen Ballast unbenützt im Rucksack ließen? —

#### IV. Wazmann-Ostwand.

Motto: Mühselig war der Weg,  
doch hab nach harten Stunden  
der Mühen Seligkeit  
ich dankbar erst empfunden.

2000 m hoch baut sich die Ostwand des Wazmanns über dem Spiegel des malerischen Königssees auf. Die höchste Felswand der Ostalpen ist diese bleiche, reich gehünderte Steinmauer, die schon verhältnismäßig früh, noch in der klassischen Zeit der Bergsteigerei, durchstiegen und seither wohl von allen Alpinisten umworben wurde, die in ihrem Turenbuche die bedeutendsten Bergfahrten der Ostalpen nicht missen wollten. Namen vom besten Klang enthält daher die Liste jener, denen der Durchstieg durch diese höchste aller ostalpinen Felswände gelungen ist. In den „Mitteilungen“ unseres Vereins (Jahrg. 1910, S. 99) hat *Max Zeller* eine ausführliche und lesenswerte Zusammenstellung darüber veröffentlicht. Natürlich stand auch auf meinem alpinen Wunschzettel seit vielen Jahren schon die Wazmann-Ostwand an erster, nicht zu übersehender Stelle. Doch die Eigenartigkeit des Wanddurchstieges, der einerseits wegen der Randkluft an der Schöllhornplatte eine frühe Jahreszeit, andererseits aber wegen der außergewöhnlichen langen Dauer dieser Bergfahrt sicheres Wetter verlangt, ferner die verhältnismäßig schwere Erreichbarkeit des Berges von *Wien* ließen Jahr für Jahr verstreichen, ohne daß mein brennender Wunsch Erfüllung fand.

Mit *Felix Schiske*, meiner ersten Bergerfolge treuem Gefährten und später mit *Rudl Ellert* hatte ich schon einige Male Losgehen wollen, immer gab es irgendein

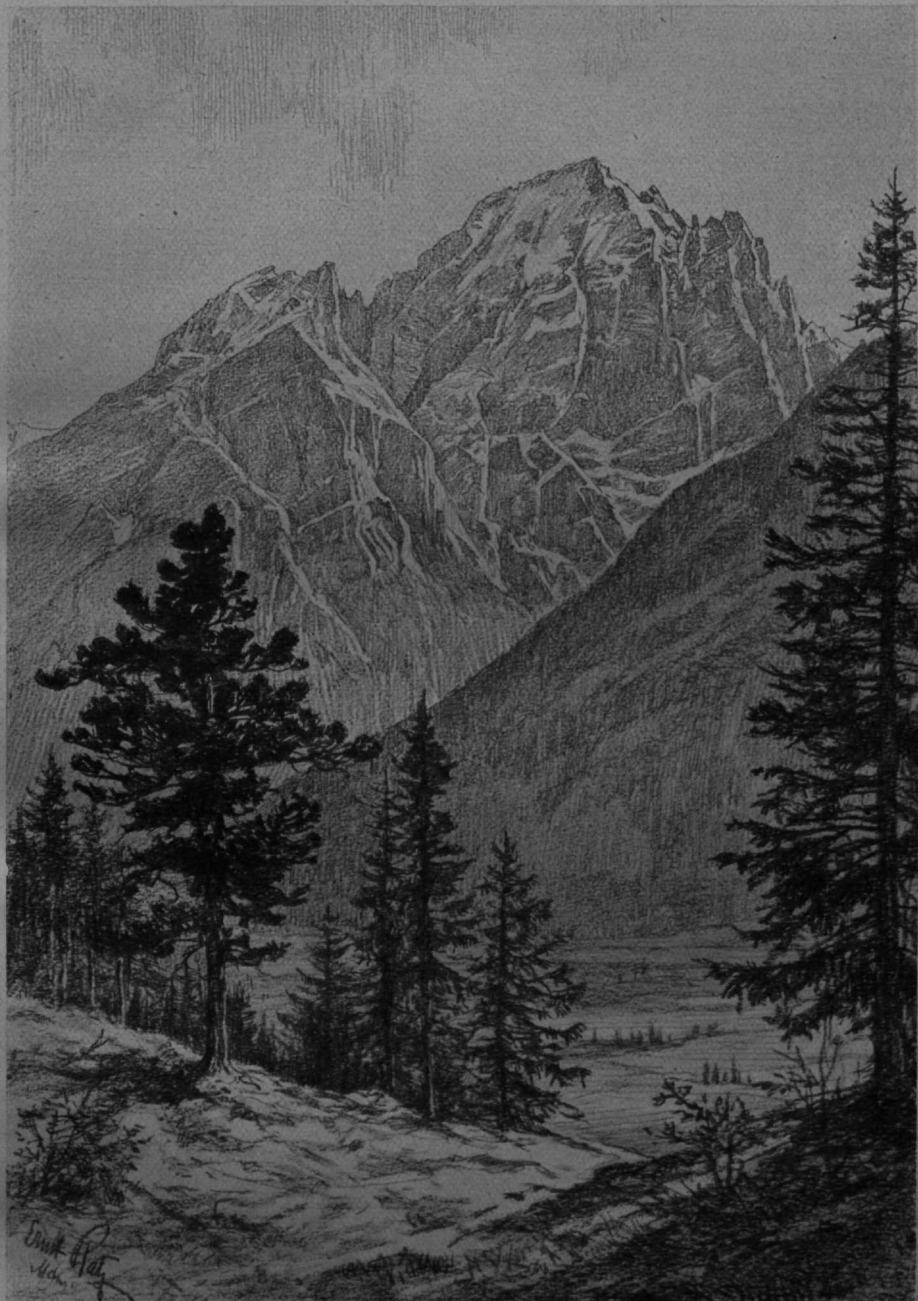


Hindernis, das den Plan vereitelte. Endlich im Frühsommer 1921 flogen zwischen Wien, Kremsmünster und Lienz kurzgefaßte Alpinistenbriefe hin und wider. Eiler, Schiske und Sekirnjak sagten begeistert zu, als ich für Ende Juni zum Sturme blies. Aber schlechtes Wetter und Pafschwierigkeiten traten dazwischen, so daß, als erst Mitte Juli alles klappte, schließlich nur Freund Sekirnjak im letzten Augenblicke verständigt werden und mithalten konnte. Harmonischer und so gänzlich ohne jeden störenden Mißklang ist keine der vielen Bergfahrten verlaufen, die mein Tourenbuch schon verzeichnen darf. Schwierigere und gefährlichere finde ich dort, aber keine, die mich in der Erinnerung schöner dünkt als die Durchkletterung der Wahmann-Ostwand. Sie zählt zu meinen und meines Freundes Sekirnjak wertvollsten Fahrten. Ungetrübtes Bergglück und treue Bergfreundschaft klingen zusammen zu einem hellen, fröhlichen Ton, wenn ich an die Stunden zurückdenke, die wir in den himmelhohen Felsen der Bartholomäwand als glückliche Menschenkinder verbracht haben.

Wir lächelten uns beide schon stillvergnügt zu, als ich gestiefelt und gerüstet den Freund in seiner Wohnung abholte, und wir seiner liebevoll besorgten Mutter unser Vorhaben als ganz harmlosen Bergbummel schilderten, bei dem — (das Seil lag ja ganz tief in meinem Rucksack) — reichlicher Proviant die Hauptsache sei. Und den hatte die gute alte Frau in erschrecklicher Menge hergeschafft. Ein Rirfchenstrudel von beängstigender Größe mußte schließlich noch in unseren überschwernen Säcken verstaubt werden, die ohnehin schon eine läckenlose Bivak- und Winterausrüstung enthielten; ja selbst meinen erprobten Zbarsky-Zeltsack hatte ich für diese lange Kletterfahrt zur Vorsicht mitgenommen. Ich glaube kaum, daß jemals die Wahmann-Ostwand mit schwereren Säcken und mehr Proviant durchstiegen worden ist.

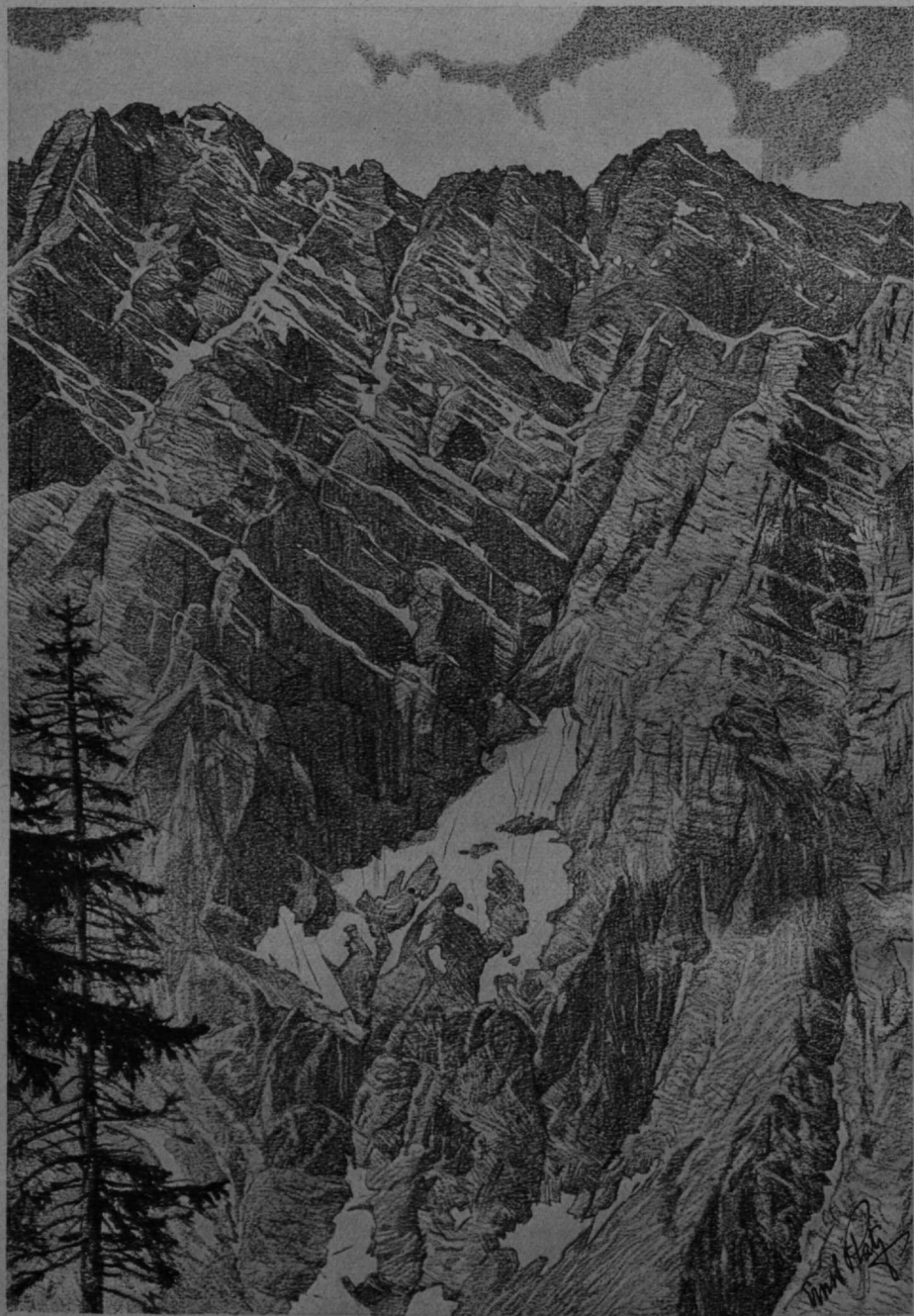
Eine wider Erwarten bequeme Bahnfahrt, die glückliche Lösung plötzlich auftauchender Schwierigkeiten beim Grenzübertritt in Salzburg, göttliches Schönwetter und freundliche Blicke aus bezaubernden Frauenaugen leiteten unser Vorhaben glückverheißend ein. Um die zahlreichen Sonntagsgäste auf dem kleinen Dampfer nicht aufmerksam zu machen, grüßten wir unsere stolze Riefenwand, die sich langsam und majestätisch den Blicken enthüllte, nur in stummer Bewunderung. Ein freudiges Gefühl erwachte bei dem Gedanken, daß wir heute die Nacht hoch droben im einsamen Rar der Wand im Bivak verbringen werden. Im gemütlichen Seewirtshause von Bartholomä nahmen wir mitten zwischen den schwatzenden, harmlosen Ausflüglern ein kräftiges Mittagessen ein und leerten einen Schoppen auf gutes Gelingen unserer Fahrt; felsenweh schimmerte die Wahmannwand durchs grüne Geäst und zog mit unwiderstehlicher Gewalt unsere Augen und Gedanken auf sich. Noch zwischen Suppe und Fleisch mußte ich mir die Durchstiegslinie festlegen.

Es ist das Schöne an allen großzügigen Bergunternehmungen, daß sie nicht nur an die körperlichen, sondern auch an die geistigen Fähigkeiten des Alpinisten Anforderungen stellen und nicht im blinden Ansturm, sondern nur nach wohlüberdachtem Plane gelingen. Unser Plan war es, am Nachmittag bis zum ersten großen Rar in der Wand zu klettern, dort am Bivakplatz mit Hilfe meines Zeltsackes ein gemütliches Nachtlager zu bereiten und die Abendstunde zur Erkundung der Schneeverhältnisse an der Schöllhornplatte zu verwenden; am nächsten Tage haben wir dann reichlich Zeit und, wenn das Wetter schlecht werden sollte, auch noch die Möglichkeit zu einem zwar recht unangenehmen, aber nicht allzugefährlichen Rückzug. Diese Einteilung scheint mir die beste und empfehlenswerteste zu sein, denn, wenn auch die Durchkletterung der Wahmann-Ostwand an einem Tage schon einige Male durchgeführt wurde, so kann bei Wetterumschlag oder sonstigen widrigen Umständen die erforderliche Bewaltleistung leicht zu einer Katastrophe führen, wie sie sich leider im Sommer 1922 ereignete, als fünf tüchtige Münchner Alpinisten, die sich bereits den Durchstieg durch die Wand erzwungen hatten, an Erschöpfung auf tragische Weise zugrunde gingen.



Zeichnung von Ernst Plat

Hochstadel-Nordwand



Zeichnung von Ernst Plag

Wahmann-Ostwand

Wir bummelten nach dem Mittagessen, schwer unter der Last der Säckel und der Glut der Mittagssonne leidend, hinein zur Eiskapelle. Dort wehte uns vom Firnsfelde am Fuße der Wand schon kühl der Gruß des Berges entgegen, und wir fühlten uns bereits im Banne der Wand und des langersehnten Erlebens. Bei allen großen Bergfahrten läßt die Beschreibung den Bergsteiger im Stiche, wenn er nicht gewöhnt ist, sie nur als allgemeine Direktion zu benutzen. Sie müßte ja sonst auch ein ganzes Büchlein füllen. Der Einstieg vom Schneefeld in die Felsen hängt vom Zustand der Randluft ab und ist am besten ungefähr in der Mitte des großen Schneefeldes an einem mächtigen vorspringenden Felsporn zur Rechten zu suchen. Der Fels ist hier wie bei allen tief ansehenden Wänden nicht gerade schön und führt — auf eine große Wiese. In keiner der vielen Beschreibungen erfuhr ich etwas von dieser üppigen Bergwiese, die ich daher recht erstaunt bewunderte. „Über stellen Nasen“ heißt es irreführend in allen Beschreibungen; warum soll man aber verschweigen, daß nach Firn und Fels noch einmal eine schöne, grüne Hochlandswiese das Präludium zu der gewaltigen Symphonie der urgewaltigen, wilden Felswand spielt?

Schon reißt sich ja die Wand nach dieser harmlosen Unterbrechung wenig einladend mit einer ungemütlichen Steilschlucht auf und verlangt von ihren Bezwingern große Übung in der Behandlung jener unzuverlässigen Felsen, die plattig, mit Gras durchsetzt und brüchig, oft mehr Erfahrung und Können erfordern als die schönsten, ausgefestesten Kletterstellen im festen Gestein. Auch die Orientierung ist schon bei diesen Einleitungsplänkeleien nicht leicht.

Wir fanden ohne Irrweg den besten Durchstieg. Doch die Querung hinüber in das Riesentor, an dessen unterem Ende der Bivakplatz liegt, ist bereits eine schwierige und durchaus nicht ganz ungefährliche Sache; immerhin ist bei schlechtem Wetter ein Rückzug vom großen Kar keine allzugesährliche, wenn auch eine sehr unangenehme Sache. Um 4 Uhr 45 Min. stehen wir beim Bivakfelsblock im Kar. Wir hatten bei gemütlischem Bummeltempo von St. Bartholomä 4 Stunden benötigt.

Zufrieden und aufmerksam musterten wir unser historisches Nachtquartier, einen großen Felsblock, dessen weitvortragende Grundfläche mit dem Karboden eine niedere, aber geschützte Nische bildet. Ein primitives Steinmauerlein gibt Kunde, daß hier schon manchem der Nachtwind zu kühl um die Ohren pfliff. Wir aber errichteten mit Hilfe meines famosen Selbstades ein geradezu ideales Quartier.

Dann ließen wir außer dem Pidel und dem Seil alles zurück und stiegen in einer halben Stunde gemütlisch zu Erkundungszwecken erst über den steinigen Karboden, dann stufentragend über den harten Firn zur Schöllhornplatte an, wo wir uns die beste Einstiegsmöglichkeit vom Firn in den Fels feststellten und auch gleich probeweise durchführten. Hochbefriedigt kehrten wir dann in unser „Hotel“ zurück, um den Zauber eines einsamen Felsbivaks in vollen Zügen zu genießen.

Nie werde ich diese wundervolle Nacht vergessen. Vor dem Bivakfelsen sahen wir und tranken die milde Seligkeit des verdämmernden Sommerabends. Im milden letzten Leuchten der Sonne lagen weit drüben die friedvollen Almwiesen der niedrigen Berge. Im warmen Lichte standen ringsum die Felshöhen. Es war ein ergreifendes Bild, wie der Tag Abschied nahm. In zartesten Farbentönen zitterte sein Gruß über die müde Erde. Die höchsten Zinnen leuchteten noch einmal auf, während schon dunkelnd der Abend sich über die Täler senkte.

Tief unten lag der dämmergrüne See. Im winzigkleinen St. Bartholomä blühte da und dort ein Lichtlein auf; dann ward es Nacht. Ein weißes Boot zog geruhsam über den Spiegel des Sees — — heimzul!

Langsam wurde es auch in unserem stillen, einsamen Hochkar Nacht, und unsere Sehnsucht flog hinaus ins schweigende Land, ins Unbestimmte.

Ist es wirklich nur die geheimnisvoll in den Sternenhimmel ragende Wand, an

deren Felsbrust wir hier liegen? Ist es nur der Berg, heute dieser, ein andermal jener, dem in nimmermüdem Wandern unsere Höhensehnsucht gilt? Ist unser Bergsteigen nicht im Grunde eine lange, harte Irrfahrt aus der Wirklichkeit des Lebens in das Land unserer Träume vom Glück, unserer Wünsche nach Frieden, ins Land unserer Sehnsucht?

Wir wußten keine Antwort auf die unausgesprochene Frage. Manches Lied sangen wir hinaus in die sinkende Nacht und das unserer „Kameradschaft vom Berge“ als letztes. Tiefer als es die anspruchslosen Worte sagen, fühlten wir bei seiner letzten Strophe, daß uns die Liebe zu den Bergen das Leben so reich und so glücklich macht:

„Und wenn dereinst das Scheiden naht Von Berg und Tal. — Wohlan! Dann steige ich den Felsenpfad Zur lichten Höh' hinan.“	Mein Leben sinkt im Abenddämmer Wie letzter Sonne Strahl, Euch grüß' ich, Kameraden mein, Bergheil! zum letzten Mal!“
---	--

Sa, wir sind große Kinder in solchen Weisheitsstunden, doch in unserer kindlichen Freude liegt ein tieferer Sinn verborgen. So ließen wir nach dem Abendtee die Flamme unseres Kochers noch lange brennen und freuten uns, daß die helle Zunge leuchtend und steil zum Sternenhimmel hinansirebte.

Dann krochen wir unter den Bivouakfelsen und schliefen in unserem Zeltfack fest und tief. So angenehm war diese Nacht, daß wir uns kühnlich verschliefen. Um 3 Uhr war der Ausbruch geplant, um 5 Uhr erst verließen wir in größter Hast unser Lager. Aber trotzdem ich vom massenhaften Proviant eine halben Laib Brot und eine Konserve zurückließ, blieb der Sack mit dem Zelte und der „Winterausrüstung“ ach, so wohlgerundet und so schwer!

Bald standen wir wieder vor der Schöllhornplatte. Ohne jede Kluft stiegen wir vom Schnee in die Felsen; wir konnten also, da wir nach einem schneearmen Winter bereits Mitte Juli hatten, nicht die „normale“ Stelle vor uns haben. Sonst aber war von Schnee in dem glatten Fels nirgends ein Einstieg möglich. Durch den erfrischenden Sprühregen eines kleinen Wasserfalles kletterten wir in den inneren Winkel einer Verschneidung und zogen hier die Kletterschuhe an. Festgriffiger, schöner Fels verleitet mich, sehr steil nach rechts hinaanzuturnen, doch schon nach einer Seillänge erkannte ich, daß wir unbedingt nach links auf jene Rampe hinübergehörten, von der das Wasser troff. Zurück also!

In einem steilen, nassen Ramin kletterte ich dort empor, bis zu einem Überhang. Nun wollte ich nach links auf elenden Tritten den Schwindel auf die Rampe versuchen. Doch die nassen Kletterschuhe glitten vom unheimlich abdrängenden Fels. „Komm lieber zurück! Ich sehe von hier, wo es besser geht.“ Dieser Zuruf S e k i r n a l s, der sichernd meine Bemühungen verfolgte, könnte nicht tauben Ohren; herzlich gerne befolgte ich seinen Rat, denn mein geplanter Quergang sah sehr gefährlich und schwer aus. Nun ging mein Freund los, kletterte nicht so hoch im nassen Ramin an, spreizte befußsam nach links, zog sich an schlechten Griffen hoch und hatte rascher als gedacht die schlechte Stelle überwunden. Erst als er schweißtriefend unsere Säcke und Pidel hochbissen mußte, konnte ich ihm verzeihen, daß er gescheiter war als ich, doch blieb immerhin ein wenig Ärger in mir zurück, daß er mir „seine“ Lösung nicht früher verraten hatte. Wie ich aber selbst wieder in den elenden Felsen steckte, erkannte ich erst, daß auch er verflucht schwere und gefährliche Arbeit zu leisten hatte. Die Stelle, durch einen melancholischen alten Mauerhaken gekennzeichnet, ist entschieden die schwierigste und gefährlichste der ganzen Wand. Ob es eine leichtere Art gibt, die Schöllhornplatte zu überwinden, konnte ich nicht sicher in Erfahrung bringen.

Durch die folgenden steilen Platten fand ich nun wieder leicht den besten Zugang zu der „Höhle“, einem nassen Loche, in dem unbegreiflicherweise manche Liebhaber schon ihre Bewacht bezogen haben. Freund S e k i r n a l war mir bei ihrem Anblide

dankebar dafür, daß ich den gestern abend leise auftauchenden Plan, zum Zeitgewinn noch bis hieher vorzudringen, energisch verworfen hatte. Ein wenig rasteten wir in diesem Loche und trugen unsere Namen in das vornehme, ledergebundene Gebirgsbuch ein. Dann aber beging ich und mein vertrauensvoller Gefährte die größte Dummheit des Tages: Statt nach wenigen Metern scharf nach links zum Beginn des dritten Plattenbandes zu klettern, wie es im Zellerführer klipp und klar gesagt wird, kletterte ich immer höher an, bis wir zu spät unseren Unsinn erkannten. Saftige Schwierigkeiten, gehörige Plage und schließlich mehr als eineinhalb Stunden Zeitverlust waren die Strafe für unsere Dummheit. Wir hätten allerdings das fünfte, sogenannte „Akademische Band“ benützen können, doch wollte ich meinen einmal gefassten Plan nicht ändern. So waren wir zu einem recht schwierigen Rückzug gezwungen. Einen ganz unnötigen Flugversuch meines Freundes, der für uns beide bald hätte verhängnisvoll werden können, vermochte ich durch raschen Zugriff nach wenigen Metern zu beenden. Ohne jede Aufregung spielte sich das kleine Intermezzo ab, das mir wenigstens eine billige Revanche für die weggeschnappte Schöllhornplatte bot.

Wieder etwas oberhalb der Höhle angelangt, fanden wir zwar den Beginn des dritten Bandes, sahen aber auch, daß man leicht daran vorüberklettern kann. Nun waren wir für geraume Zeit des Wegsuchens enthoben. Denn lang, lang ist das Band. Erst führt es schräg wie ein Hausdach, doch breit und behäbig, dahin. Dann besinnt es sich seiner Würde, wird schmal und schmaler, führt manchmal auch in lustiger Ausgesetztheit um Felsvorsprünge herum. Kurz, es ist ein Weg von außerlesener Schönheit, den wir in strahlender Mittagssonne wandeln; hätten wir nicht die schweren Riesensäcke auf dem Rücken gehabt, dann hätten wir uns wohl noch inniger des herrlichen Tiefblickes hinunter auf den grünen Königssee erfreuen können. Ein kleines Steinmännchen, zierlich aufgebaut in einer Felsnische, machte uns einmal große Freude, weil es wie ein lustiger Einfall erheitern wirkt.

Sieben Stunden Kletterei lagen hinter uns, als wir beim höchsten Stand der Sonne das Ende des Bandes und damit die riesige Felsmulde erreichten, in der unser Weg wieder steil hinauf zum Grate abbiegen mußte.

Wir hielten Mittagrast, eine herrliche halbe Stunde lang. Noch baut sich die Wand unglaublich hoch zum blauen Himmel auf. „Die Orientierung ist im letzten Drittel am schwierigsten“, heißt es dafür tröstend in der Beschreibung. So kletterten wir denn kurz entschlossen dort empor, wo die steilen, festen Felsen uns am verlässlichsten erschienen, — stundenlang. Langsam werden die Finger vom ewigen Krümmen und Zugreifen müde und wollen sich oftmals nicht wieder strecken lassen. Der Pidelgurt reißt empfindlich die Haut. Die Schultern schmerzen unter den schwer darauf lastenden Rucksackriemen.

Unverdroffen kletterten wir hinan. Da hörten wir plötzlich erblassend die unheimliche Musik für Bergsteigerohren: — — — Steinschlag. Heulend, klappernd, surrend, pfeifend jagt es ober uns aus der Höhe herab. Schutzlos sind wir dem Verderben preisgegeben; enge pressen wir uns an den steilen Fels. Stinkend prasselt der Hagel an uns vorbei. Gott sei Dank! Die Gefahr besflügelte unser müdes, faules Klettern. Doch der Berg wiederholte sein herzloses Spiel. Trohdem müssen wir in eine lange Rinne hineinklettern, die hinauf gegen den Grat führt und die den besten Durchstieg verheißt. Wir hatten Glück, der Berg hatte uns nur drohend seine Macht gezeigt, doch nicht wirklich fühlen lassen. Gerne opfereten wir ihm unseren treuen „Führer“, das treffliche Büchlein Max Zellers, das tief unten mit flatternden Blättern uns Treulosen heraufwinkte. Nur hinaus aus dem Schuttbereich der steinernen Kugeln, nur hinauf zum Grat, der schon verlockend nahe in das satte Blau des Himmels stößt!

Um ½5 Uhr nachmittags ward dem Wunsche selbige Erfüllung; wir warfen froh bewegt die Rucksäcke auf den Gipfelgrat und uns daneben; lachten uns froh an, schüttel-

ten uns die Hände und fühlten, daß uns beiden diese herrliche Wand ein unvergeßliches Erlebnis bleiben wird. Mühselig, ja das ist diese fast 2000 m hohe Felsmauer, aber welche Seligkeit hatte uns die Müß' des Tages heute geschenkt!

Noch 2 Stunden dauerte die Gratwanderung über die Mittelspitze bis zum Hoched; man muß sogar häufig die Hände an den Fels und an die Verankerungen legen. Das hätten wir nun lieber nicht getan, denn eine unbeschreibliche Faulheit war mit dem Augenblick, da wir die Wand verlassen hatten, über uns gekommen. Manche Rast wurde daher eingeschaltet, hier gegessen, in jener Scharte Tee gekocht. Wir waren erfindungsreich und nun ausgesprochene Gegner des Kletterns, wenn nur irgendeine andere Art der Fortbewegung sich ermöglichen ließ.

Um 7 Uhr saßen wir auf der Mittelspitze. Wieder wurde es Abend wie gestern drunten im Kar. Zwischen gestern und heute lag der weite Weg, der von der Sehnsucht zur Erfüllung führt. Stillen Glüdes voll, stiegen wir im Abendrot vom Berg hernieder, der gestern mit der steinernen Frage seiner Kiesenwand über uns gewuchtet; nun wanderten wir das harmlose Steiglein hinab zur Hütte und das große Erleben lag schon wieder ferne, so ferne wie alles, was war.

Im großen Walmannhause fand sich auch nicht das bescheidenste Plätzchen, auf dem wir liegend die Nacht hätten verbringen können. Viel lautes Volk machte sich dort breit. Unfreundlich die Mägde, unfreundlich die Gäste. Da stiegen wir tiefer hinab in das Tal und das Dunkel. Werden schon irgendwo, und sei's auch im Wald, ein Lager finden, das uns im „Schußhaus“ versagt wurde. Der nackte Holzboden einer Alm erspart uns jedoch ein zweites Biwak. Wir hätten es gerne ertragen für alles Glück des Erlebens und für den reichen Tag.

Die drei höchsten Wände der Ostalpen haben mir Werte geschenkt, die wie kostbare Kleinode im Schreine meiner Bergerinnerungen unvergänglich funkeln. Verschieden ist ihre Stimmungsfarbe, wie die der Edelsteine, und der tiefere Sinn des Erlebten kommt in den kurzen Schilderungen nur undeutlich zum Ausdruck. Vielleicht daß die treuen Gefährten ähnlich empfinden wie ich, wenn sie der längst verwehten Stunden gedenken. Daß auch andere erkennen, warum ich wenigstens und gerade nur dies von unseren Bergfahrten erzählte, versuchte ich wohl vergeblich zu erreichen, weil wir Bergsteiger zwar alle das gleiche tun und doch alle etwas anderes suchen und finden.

Wenn einmal, hoffentlich erst nach vielen Jahren, auch für mich die Zeit kommt, daß ich nur mehr auf beschaulichen Wanderungen aus dem Grün des Tales zu den hohen Bergen hinaufgrühen kann, dann mögen mir drei Tage des Sonnenscheins und der Erinnerung beschieden sein:

Einer soll mich im reifen Herbst hinein ins sagenumwobene Bratatal führen, aus dem bleich und drohend des Triglavs Steilwand aufragt, an ein rätselhaftes Erleben mich erinnernd, für das ich keine Erklärung finde.

Im Drautal möchte ich an einem sonnigen Frühlingstag unter blühenden Obstbäumen liegen und hinaufschauen zur silberblinkenden Plattenwand des Hochstadels. Dann wird aus leichtsinnigen Jugendtagen ein sorglos betteres Lied ausklingen, das immer recht behält und wenn es auch noch so bricht wäre.

Über den grünen Spiegel des Königssees will ich an einem verdämmernden Sommerabend in einem der weißen Boote gleiten, die ich einst, aus steilragender Felswand in die Tiefe schauend, wie wandermlüde Träume heimwärts ziehen sah. Dann wird die große Sehnsucht nach dem Traumland mutiger Wünsche wieder erwachen. Oder werde ich vielleicht ganz ruhig der Jugend und meiner treuen Gefährten gedenken? Erkennend, daß nichts wiederkehrt im Leben, und doch so wunschlos, wie ich es einstmal nicht sein konnte? Dann erst bin ich alt geworden.

Aber andere werden immer noch durch die höchsten Wände steigen, aus der Tiefe zum Licht, solange die Sehnsucht und die Kraft der Jugend in den Bergen um die blaue Blume der Romantik wirbt.

### V. Sachliches und Wissenswertes.

Viele dürften in meinen kurzen Schilderungen das vermist haben, was in der Regel den Hauptinhalt der Fahrtenberichte bildet: Ersteigungsgeschichte, Routenbeschreibung, Literaturnachweise und dergleichen. Davon findet sich herzlich wenig in den drei Kapiteln; ich fand es überflüssig. Was einstmals notwendig und unerlässlich war, ist in unserer Zeit der Spezialführer über alle bedeutenderen Ostalpengebiete, die den Bergsteiger des wohl umständlichen aber so reizvollen Literaturstudiums entheben, auch in den Fahrten Schilderungen überflüssig geworden. Monographische Scheinarbeit aber mühe-los aus den Führerwerken in die Zeitschrift zu schmuggeln, schien mir ein für den Leser und den Schriftleiter gleich unerwünschtes Beginnen. Darum begnüge ich mich damit, kurz anzuführen, wo über die geschilderten Wände das Wissenswertes zu finden ist, und mit einigen für den Bergsteiger vielleicht nützlichen Anmerkungen.

**Triglav-Nordwand.** Der Führer durch die Julischen Alpen, herausgegeben 1914 vom Fremdenverkehrsausschuß für die Alpenländer, geleitet von Dr. Rudolf Rosnik, enthält eine ausführliche Wegbeschreibung mit Routenskizze. Eine vorzügliche Zeichnung Gustav Jahns von der Triglav-Nordwand mit eingezeichnete-r Wegführung schmückt den in der Österreichischen Alpenzeitung, 29. Jahrg. Nr. 75, enthaltenen Aufsatz.

Eine von uns (R. Hamburger, Subatschka, Herz, Sinek) anlässlich der Bergung des im obersten Teil der Wand an der schwierigsten Stelle tödlich verunglückten Wiener Bergsteigers Laß benützte, leichte Ausstiegsmöglichkeit sei hier besonders erwähnt. Sie kann Bergsteiger, die in der Wand vom schlechten Wetter überrascht werden oder den Schwierigkeiten des höchsten Wandteiles nicht gewachsen sind, vor einer Katastrophe bewahren und führt ungefähr in der Höhe des unteren Randes des Triglav-gletschers von dem im Bilde deutlich ersichtlichen Mittelpfeiler horizontal nach links. Über die im Bilde als Schneeflecken sichtbaren Bänder und Stufen kann man noch unterhalb der größten Schwierigkeiten des Mittelpfeilers tiefer nach links in eine Scharte zum Gletscher aussteigen, wodurch man allerdings den landschaftlich und klettertechnisch schönsten Teilen der Wand ausweicht.

**Hochstadel-Nordwand.** Der Führer durch die Lienzer Dolomiten von Lothar Paterna (2. ergänzte Auflage) enthält Wegbeschreibung, Bild und Aufstiegsskizze der Hochstadel-Nordwand.

Das obere Drittel des Weges der Erstbegeher, der in diesem Führer Doloménigroute genannt wird, hat, seitdem Rudl Eller seinen unmittelbaren Gipfelanstieg gefunden hat, nur mehr historische Bedeutung; vom dritten Schneefeld an kann nur Ellers Aufstieg empfohlen werden.

**Wahmann-Ostwand.** „Der Hochtourist“ von Purtscheller-Hefß führt die ziemlich zahlreiche ältere Literatur über diese klassische Felswand an und enthält eine kurze, aber ausreichende Wegbeschreibung. Am besten und ausführlichsten ist die Anstiegsbeschreibung im Führer durch die Berchtesgadener Alpen von Marg Sella enthalten, der auch eine sehr gute Anstiegszeichnung von der Wand bietet. Vom gleichen Verfasser erschien ferner eine erschöpfende Monographie „Der Wahmann“, in welcher die Wand ausführlich behandelt wird. Der Einstieg in die Wand erfolgt am besten nicht, wie in den Beschreibungen angeführt, vom oberen Ende des von der „Eiskapelle“ ansehenden Laminentegels, sondern von dessen unterem Drittel. Die Benützung des fünften, sogenannten „Akademischen Bandes“ kann, da sie



entschieden einen Umweg bedeutet, nicht empfohlen werden; auch das Bivakieren im Felsloch oberhalb der Schöllhornplatte ist weniger empfehlenswert als im großen Kar.

Sehr beherzigenswert sind die von Gämmerler (S. Bayerland) in den „Mitteilungen“ 1923, S. 14, veröffentlichten Angaben, die lauten: Das traurige Unglück am Watzmann am 18. Juni 1922, dem leider vier Bergsteiger, darunter der hervorragend tüchtige Münchener Alpinist Otto Leirl, zum Opfer fielen, hat neuerdings gezeigt, daß die wenigsten Durchsteiger der Bartholomä-Wand die schwache Stelle des Berges, das Schönfeld, kennen. Nach langem, schwerem Ansteigen, noch dazu bei einem Wettersturz, wird jeder Bergsteiger zum Abstieg den nächsten und leichtesten Weg wählen, um den Gefahren ungünstiger Naturgewalten möglichst rasch zu ent-schlüpfen. Der Abstieg über das Schönfeld ins Wimbachtal ist der idealste Not-ausgang für den Ostwandbesteiger und bei seiner Benützung durch die verunglückten Parteien würden diese aller Wahrscheinlichkeit nach dem Tode entronnen sein. Der Übergang über den Mittelgipfel zum Hoched und zum Münchner Haus (bei normalen Verhältnissen drei Stunden) muß nach der Schilderung der Überlebenden fürchterlich gewesen sein, da er sich ständig am Grate entlang zieht, über den der Schneesturm mit eifriger Kälte hinwegfegte. Nach kurzem, leichtem Abstieg am Südgrat biegt man in die Westflanke ein und springt schon 20 Minuten nach Verlassen des Gipfels ins Geröll des Schönfeldes und erreicht in einer guten Stunde, ständig auf reinem Gehgelände sich bewegend, den Talboden und die Wimbachgrießalm (Naturfreunde-Haus), die von einem Hüttenwart (kein Pächter) den ganzen Sommer hindurch bewirtschaftet wird. Mit den Kräften, die man sonst ausgeben muß, um nur das Hoched zu erreichen, kommt man leicht ins Wimbachtal und wird dort noch dazu durch wunderbare landschaftliche Schönheiten belohnt, wie sie der ziemlich öde Abstieg vom Hoched nicht im ent-ferntesten bietet. Man kann auch, durch die Ostwand aufsteigend, dem gefährlichen Gipfelsturm ganz entgehen, indem man die Kaminreihe, die man gewöhnlich zum Aufstieg auf den Südgipfel benützt (s. Zeller-Führer!), nach etwa 150 m auf einem markanten mit Schutt bedeckten Bande nach links verläßt und auf demselben un-schwierig um einige Ecken bis zur Schönfeldschneide quert, die man ungefähr da erreicht, wo der Steig ins Wimbachtal vom Grate abzweigt. Bei Benützung dieser Abkürzung vermeidet der ermüdete Erststeiger, der sich bereits durch die Wand gekämpft hat, die anstrengende Gratwanderung. Möge jeder Bergsteiger, der die großartige Bergfahrt der Watzmann-Ostwand unternimmt, bei Eintritt ungünstiger Witterung sich dieser Winte erinnern.

## Neues für den Schifahrer aus den Nauderer Bergen.

Von Dr. Alfons Rasseroler, Reutte.

Jahre sind nun verfloßen, der goldene Friede lagte noch über dem Vaterlande, als einsame Schifahrer ihre Spuren durch das jungfräuliche Gelände der Samnaungruppe zogen. Harte Arbeit hat es gekostet, bis endlich die Nachricht in die Öffentlichkeit drang, daß die Samnaungruppe erschlossen und ein neues Gebiet, so recht für des Schifahrers Herz, gefunden sei. Wir lenkten unsere Schritte nach getaner Arbeit heimwärts, doch immer und immer wieder verstoßen nach dem Süden schauend, wo noch Schiberge und Almhöden zu uns herübergrüßten. Hatte sie jemals eines Schifahrers Fuß betreten, waren sie auch so jungfräulich wie die Hochgipfel des Samnaun? Da wurde in uns der Wunsch wach, auch noch dorthin einzubringen, um wieder neue Erschließungsfreuden zu genießen. Aber der Winter war zu Ende, die Bretteln mußten in die Ecke wandern zu langer sommerlicher Rast; vom kommenden Winter erhofften wir die Erfüllung unseres Wunsches.

Drei Jahre waren vergangen, als ich von der Ortlerfront weg in die Nauderer Berge kommandiert wurde, um dort einen Schifurs zu übernehmen. Wie ich diesen Befehl begrüßt habe, brauche ich nicht zu schildern und mit der richtigen Schaffensfreude zog ich in Nauders ein.

Das Gebiet, von dem ich sprechen will, gehört hauptsächlich zu den Westausläufern der Ötztaler und ist der Gebirgsstod zwischen Nauders und Pfunds. Die nähere Begrenzung ist im Norden der Inn, im Westen das Raduschel-Eschental, im Süden der Bergkranz der Plamorder und Kloppler Spizen, im Westen die Grenze zwischen Österreich und der Schweiz. Der Grund, weshalb dieses Gebiet vom Schifport so vernachlässigt wurde, ist wohl darin zu suchen, weil es so weit abseits von der Bahn und ganz weltabgeschieden liegt. Nur jammervolle Postschlitten, in denen man frierend und zähnellappernd der Endstation sich entgegensehnt, bilden das Verkehrsmittel zwischen Mals und Landed. Jedoch wenn einmal die Bahn über die Hochfläche von Reschen südwärts schnaubt, werden auch diese Berge mehr Besuch bekommen und der eine oder andere Schifahrer wird sich auch in diese Täler verirren. Ein Ritzbüchel, ein Bödele, ein Semmering ist es nicht, von dem ich berichten will, Hotels und Schihütten stehen keine dort, Bequemlichkeiten gibt es nicht; deshalb sollen auch die Buntfarbigen, mit weißem Sweater, roten Camaschen und blauer Zipfelhaube nur brauchen bleiben, der genügsame Hochtourist, dem der Schi Mittel zum Zweck ist, damit er auch im Winter auf seine geliebten Berge kann, nur der soll mit folgen und der wird auch befriedigt wieder von dannen gehen.

Als Eintrittsstation in unser Gebiet kommen Mals, Schuls und Landed in Betracht.

Landed, 816 m, ist Schnellzugsstation der Arlbergbahn und Ausgangspunkt für die Postfahrt Landed—Mals. Unterkunft sehr gut im Hotel Post.

Mals, 1054 m, ist von Meran mit der Vinschgaubahn in 3 Stunden zu erreichen. Unterkunft bei der Post und im Wären.

Schuls, 1244 m, Endstation der Bahn St. Moritz—Schuls. Von dort Postfahrt 16 km bis Martinsbrud und in 1½ Stunden über die Norbertshöhe nach Nauders, dem günstigsten Ausgangspunkte unserer Touren. Diesen kann man auch von Mals in vierstündiger Postfahrt über Graun und Reschen, oder von Landed über Ried und Pfunds in 5½ Stunden erreichen.

Nauders, 1365 m, ist der größte und auch der Hauptort im oberen Vintschgau. Die Lage ist freundlich, warm und reich an kleineren und größeren Ausflügen, so daß der Schifahrer, der einige Tage dort weilt, seine von Euren übrige Zeit prächtig ausnützen kann.

Von den Ausflügen, die wir auf unseren Euren sonst nicht kennenlernen, wäre besonders die Besichtigung der Straße Nauders—Finstermünz zu empfehlen, die im Jahre 1854 von einem Kuffsteiner erbaut wurde. Galerien und Tunnels überwinden dort die himmelhochragenden Felsen, nach Westen öffnet sich der reizende Blick in die wildromantischen Täler des Engadins. Der Inn bildet hier die Grenze zwischen Österreich und Schweiz; an seinem linken Ufer erblicken wir die erst kürzlich fertiggestellte Samnaunstraße, die mit der unsern hier an künstlichen Bauten und Naturschönheiten wetteifert. Wer sich noch für Altfinstermünz interessiert — und es ist auch der Mühe wert — steigt etwa 200 m von der Straße auf dem sogenannten „Bierweg“ zum Inn ab und befindet sich jetzt am Fuße der Felsen, durch die sich der Inn im Laufe der Jahrhunderte seinen Weg gebahnt. In Hochfinsternünz beim Herrn Geiger, einem gelungenen, hochoriginellen Kauz, kehren wir ein, lassen uns bei der Jause einiges Jägerlatein erzählen und pilgern dann wieder gemüthlich nach Nauders zurück, um dort unsere Euren zu beginnen.

Suntawa, 2542 m, Sadererjoch, 2410 m, Schmalzkopf, 2726 m, Lawaunspitze, 2473 m, Flußtwand, 2326 m.

Ein heller, klarer Wintermorgen erstrahlte über der ganzen Gegend, als ich mit den Besten meines Kurzes von Nauders aufbrach, um die erste Tour zu unternehmen, die zugleich auch Refognoszierungsstour für die weiteren Fahrten sein sollte. Um 6 Uhr 45 Min. verließen wir den Ort und stiegen in nordöstlicher Richtung gegen den Partischhof, 1653 m, dem letzten Bauernhaus am Ausgang des Lawauntales, an. Herrlich ist der Blick von hier auf die stets wachsende Gruppe des Piz Mondin und Schalkkopfes. Wilde, schroffe Felswände türmen sich dort empor, während auf unserer Seite die sanftesten Almböden zu den Gipfeln leiten. Der Wald nimmt uns auf und auf dem leicht erkennbaren Sommerweg der Markierung nach rücken wir mühelos zur Lawaunalpe vor, die um 8 Uhr erreicht wird. Nun liegt der ganze Talfluß des Lawauntales vor uns und freudig kann der Schifahrer hier zu seinen Aufgaben, die er sich gestellt, empor schauen; überall weiße Hänge, weiche Formen. Er kann den einen oder anderen Herrn sich herausuchen und ihm einen Besuch abstatten, er kann aber auch alle zusammen an einem Tage begehen und so die Genüsse einer winterlichen Gratwanderung durchkosten. Wir zogen letzteres vor und spurten nach kurzer Rast wieder taleinwärts, immer noch auf der linken Bachseite mäßig ansteigend bis in eine Mulde, die unterhalb des Suntawa emporzieht. In ihr einige Kehren, dann betraten wir den freien Hang zur Linken und gewannen dort in mehreren Schleifen rasch an Höhe. Glünstiger, und besonders bei Lawinenwetter ratsamer, ist es, diese Hänge nicht zu betreten, sondern die oben genannte Mulde weiter zu verfolgen, bis sie unterhalb des Suntawa auf freie Hänge führt, die dann mühe- und gefahrlos den Aufstieg zum Gipfel vermitteln. Wir gelangten auf diese Hänge etwas später, indem wir uns rechts haltend hinüberquerten und von hier aus rasch den Grat gewannen. Um 10 Uhr 30 Min. hatten wir die Höhe erreicht und der erste Gipfel unserer Gratwanderung war gefallen. Eine halbe Stunde Rast, die zum Photographieren und Stärken diente, war bald vorbei und schon glitten unsere Hölzer dem Sadererjoch zu, das wir in schönster Schussfahrt überquerten. Nun gingen wir gleich den höchsten Gipfel unseres heutigen Ausfluges an, den Schmalzkopf. Mäßig geneigte Hänge bilden den Anstieg, der sich eigentlich vom Sadererjoch aus von selbst ergibt. In leichten



Aufnahme von A. Kasserler

Das Piengertal



Aufnahme von A. Kasserler

Am Gravelat



Aufnahme von A. Rafferoler

Piz Lad von Pieng



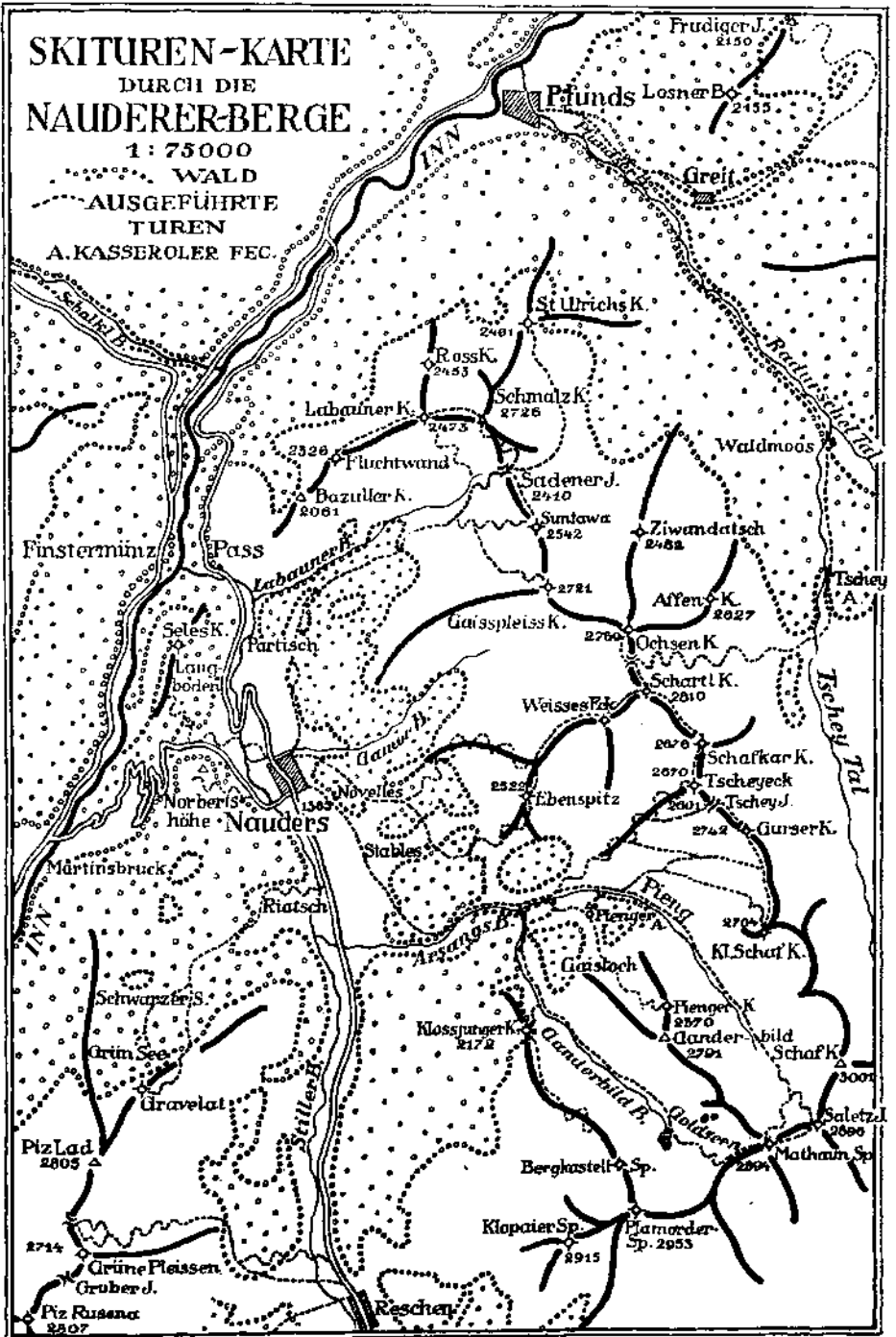
Aufnahme von A. Rafferoler

Von der Norbertshöhe gegen Wanderbild

45 Minuten standen wir oben, 11 Uhr 45 Min. Der Rundblick, den uns der Gipfel bietet, ist hervorragend, vom Ortler bis zu den Nördlichen Kalkalpen, vom Engadin bis zu den höchsten Firnschneiden der Ostaler. Da redete sich eine Weißkugel, eine Wildspitze, mit Eis und Schnee gepanzert; der Firndom der Weisfispitze lud zu flotter Schifahrt ein und die stolze Westwand des Glockturmes, gerade uns gegenüber, erinnerte an sommerliche Kletterfreuden. Vom Süden her drang leichter Geschüttdonner, der Ortler, die Königs Spitze, die Fürsten unserer Ostalpen, ragten stolz in die Lüfte; wie oft war ich dort oben gestanden, bei Nacht auf nächtlicher Patrouille, beim herrlichsten Sonnenuntergang, beim schwersten Hochgewitter. Lange Nächte waren es, die wir zitternd vor Kälte in den Eislöchern auf der Königs Spitze verbrachten, nur schlecht gedeckt vor den Kugelfüßen unserer auf 300 Schritte entfernten Gegner. Unendlich schön ward jedoch jedesmal der Morgen, wenn der feurige Sonnenball im Osten aufsteigend unsere Stirnen zuerst berührte und in den Tälern noch tiefe Schatten lagen. Harte Zeiten, doch unvergeßlich! Und jetzt blickten wir sinnend hinüber, war es ein Traum, war es Wirklichkeit, was wir dort oben erlebt? Wäre Sommer gewesen, wäre sicher so ein rechtes alpines Stimmungskündchen auf sonnigem Rasen entstanden, aber die rauhe Kälte, der Winter mahnte an den Ausbruch. Die beste Abfahrt vom Schmalzkopf ist jedoch nicht die, welche wir jetzt antraten, sondern wäre wieder hinunter zum Sadererjoch und von dort etwa 5 Minuten südwärts auf den ersten Vorkopf des Sontawa und von hier in weitem Bogen über die freien Hänge der Lawaunalpe. Man wird sich fragen, woher der Name Sontawa kommt? Die Einheimischen nennen den Gipfel Sunktiwoad, d. h. Sonntagsweide. Dem Offizier, der die Karte aufnahm, hat man Sunktiwoad gesagt, er scheint jedoch den Ausdruck nicht verstanden zu haben und ihn für aus dem Romantischen stammend gehalten und Sontawa in die Karte eingetragen. Bei gutem Schnee bietet auch die direkte Abfahrt vom Sadererjoch durch die Steilmulde höchsten Genuß, doch ist sie nicht immer ungefährlich. Vom Sadererjoch aus kann man auch den St. Ulrichskopf erreichen, doch war ich von dieser Tur, die ich später ausgeführt, nicht recht befriedigt. Die Abfahrt ist zu kurz und die Traverse durch die Osthänge des Schmalzkopfes nur beim besten Schnee durchführbar, Schneewächten- und Lawinengefahr ist sehr groß. Am besten fährt man vom Sadererjoch östlich ein Stück ab und quert die Hänge in einer Höhe von 2300 m. Will man höher oben durch, hindern Felsrippen am weiteren Vordringen und außerdem sind die Hänge noch steiler als in der oben angegebenen Linie. Vom Sadererjoch bis zum Ulrichskopf eine gute Stunde. Doch kehren wir nach diesem kleinen Abstecher zum Schmalzkopf zurück und setzen wir die Gratwanderung zur Lawaunspitze fort. Um 12 Uhr begann die Abfahrt in westlicher Richtung, die jedoch herzlich kurz ist, denn eine Steilrinne zwingt die Schier abzuschneiden und etwa 100 m bergab zu tragen. Eine herrliche Schußfahrt zur Lawaunspitze ließ uns diesen kleinen Schmerz vergessen und ohne viel Steigung wurde die Lawaunspitze, die gerade ein Rudel von 25 Gemsen kampflos geräumt hatte, gewonnen. Eine weitere Viertelstunde führte mich noch auf die Fluchtwand, von der aus der Blick auf die Mondingruppe und auf deren zum Finstermülingpaß steil abstürzende Felswände am schönsten ist. Der Schifahrer tut gut, es mir nachzumachen, wieder zur Lawaunspitze zurückzukehren und erst dort die Abfahrt zu beginnen. Als Direktionspunkt galten mir die obersten Heuhütten im Lawaunthal, jedoch nicht ganz bis zu ihnen hinunter, sondern in großem Bogen in die Mulde, die vom Sadererjoch herabführt und sie querend hinüber zur Lawaunalpe. Wunder schön und leicht ist die Fahrt durch den Wald bis zum Partitschhof. Von der Lawaunspitze bis hierher Abfahrtszeit etwa 1 Stunde. Die Wiesen bis hinunter nach Nauders waren größtenteils aper, weshalb uns nichts übrigblieb, als die Schier zu schultern und auf Schusters Rappen die schöne Tur zu beschließen.

Ebenspiz, 2522 m, Weißes Ed, 2445 m, Scharlkopf, 2810 m, Tscheyed, 2670 m.

„Zwoa Bretteln, a g'führiger Schnee: juchel das is mei höchste Idee!“ Heute durften wir mit Recht unser Schilied singen; der prächtigste Neuschnee war gefallen, die Sonne hatte über die Wolken gefiegt und voll Freude und Erwartung rüsteten wir uns zur zweiten Fahrt, die uns ein so ideales Schigelände zeigen sollte. Der Scharlkopf bildet im Norden den Eckpfeiler des ganzen Gebirgsgrates, der zwischen dem Raduschel-Tscheyental und Nauders verläuft. Vom Suntawa südwärts erhebt sich das Felsblockmassiv des Eisbleiskopfes, der für den Schifahrer kaum in Betracht kommen wird. Ich habe ihn zwar bestiegen, doch ist es nicht möglich, mit Bretteln auf seinen Scheitel zu gelangen. Recht hübsche, teilweise nicht leichte Kletterei führte mich über den stark verschneiten Nordgrat zur Spitze. Das Gramurtal zieht hier von Nauders direkt herein, doch rate ich dem Schifahrer, dasselbe wegen Laminengefahr nicht zu passieren. Das nächste Paralleltal, das Piengertal, bietet Schöneres und Genußreichereres. Seinen Bergen sollte heute unser Besuch gelten. Um 7 Uhr 45 Min. waren wir von Nauders aufgebrochen, unser Weg führte uns östlich die Hänge zum Stableshof empor. Gleich oberhalb desselben wurden die Schier angeschnallt und in steilen Kehren gewannen wir rasch an Höhe, so daß bald die letzten Zirben unter uns lagen und der Aufstieg auf den Ebenpiz sich von selbst ergab. 10 Uhr 45 Min. hatten wir die Ebenpiz erreicht; 20 Minuten Rast stärkten uns für den weiteren Weg, der jetzt frei und hindernislos vor uns lag. Der Grat zum Weißen Ed ist sehr gut fahrbar, tiefes Pulver lag überall, kein Lüftchen rührte sich, so daß die Gratwanderung außerordentlich genutzreich sich gestaltete. Eine kurze Abfahrt brachte uns an das Massiv des Weißen Eds. Rasch wandten sich die Bretteln wieder bergwärts und nach 20 Minuten ergab sich der Gipfel. Immer mehr enthüllten sich die Schilächen des Pienger Tales, so daß wir den Gedanken, wieder über den Ebenpiz nach Nauders abzufahren — was jedoch auch zu empfehlen ist —, aufgaben und die Gratwanderung über den Scharlkopf zum Tscheyed vorzogen. Ein Stück weit führt der Grat eben dahin, doch mahnen des öfteren Wächter zur Vorsicht. Nach etwa 10 Minuten waren wir beim Aufstieg auf den Scharlkopf angelangt; anfangs ging es mit Schiern, bis ein steiler Felsgürtel abzuschnallen zwang. Doch von hier ist es nicht mehr weit, die 50 m Höhe hatten wir bald überwunden und der dritte Gipfel unserer heutigen Tour war bezwungen, 12 Uhr 45 Min. Impofant sind von hier die wilden Felsgestalten der westlichen Östaler. Die jähen, schwarzen Wände des Glockturmes von Weißen Adern durchzogen, die den mächtigen, kalten Leib des Riesens beleben, Weiskugel, Weißeespiz grünen freundlich herüber, in ihrem strahlenden Winterkleide, ihre Spalten und Klüfte verbergend, die dort lauern auf den einsamen Wanderer, der ahnungslos sich in ihr Reich verirrt. Zu unseren Füßen im Süden lachen die sanften Almböden mit den Heubütten der Pieng. Wie Kinderpielzeug so klein, liegen die Häuschen da, tiefe Schneelast auf den Schindeln; kein Leben, kein Laut dringt zu uns herauf, Schweigen der winterlichen Berge. Längst schon ist das freudige Läuten des Almbiehs verklungen, der blaue Rauch verflogen, der aufgestiegen vom offenen Herd der Sennhütten. Still ist es geworden im verlassenem Hochtal, die Natur hält Winterschlaf und nur die eine oder andere verkohlene Spur eines hungrigen Füchslins führt von Hütte zu Hütte. Doch die Schier sind nicht einverstanden mit Träumen und Sinnen, mit Betrachten und Schauen, sie wollen abwärts, hinab zu den weiten Böden, sich austoben im glitzernden Pulver. Vorsichtig fahren wir südlich, immer am Grat uns haltend, ab, der jedoch bald sehr schmal wird. Bald links, bald rechts von der Schneide geht es, doch eng begrenzt ist der Weg, den sich die Schier suchen können. Einige Felsköpfechen werden mit Mühe überfritten, dann geht es frei hinaus über den breiten Rücken des Tscheyeds und zur Spitze, 1 Uhr 10 Min. War der Anstieg und die Wanderung alles eher als anstrengend oder mühevoll, so wurde sie





doch durch die herrlichste Abfahrt belohnt. In unzähligen Schwingen und Bögen glitten wir nach halbstündiger Rast über den westlichen Rücken des Eschepecks zu Tal, überall Pulver, leichtester Flaum. Alle unsere Freude, unsere Lust schrieben wir in den Schnee mit Bögen und Kurven, hochauf stieben die Kristalle und flimmern im Sonnenlicht. Bald waren die ersten Heuhütten erreicht, noch einige Schwünge hinunter zum Bach, dann klapperten die Bretter auf guten Heuwegen das Tal hinaus. Helmwärts ging's wieder und um 2 Uhr zogen wir in Nauders ein. Wer nicht soviel Glück hat wie wir, und bei der Abfahrt am Eschepeck selbst kein Pulver findet, tut am besten, vom Gipfel zum Eschejoch zu fahren und für die Abfahrt die Mulde zu benutzen, die in das Piengertal hinabführt. Ein anderes Mal bin ich von Pieng hier angestiegen und habe vom Eschejoch über das Gurfertköpfl den Grat zum Kleinen Schafkopf begangen. Zwischen letzterem und Gurfertköpfl führen ebenfalls prächtige Hänge talwärts, so daß auch die Wiederholung dieser Tur sehr zu empfehlen ist. Aufstiegszeit auf das Gurfertköpfl von Nauders etwa 4 Stunden. Eine andere Variation dieser Turen wäre noch die: man fährt vom Schartelkopf nördlich zum Döfenkopf ein Stück ab und ersteigt diesen in etwa 20 Minuten. Die Abfahrt von dort östlich in das Raduscheltal ist im oberen Teile sehr steil und auch Lawinengefährlich. Bei der Eschevalpe erreichten wir den Talboden des Raduscheltales und fuhrten von dort am Weg entlang zur Jagdhütte im Waldmoos, und von dort auf Heuwegen nach Pfunds. Landschaftlich ist die Partie großartig, doch nur bei sicherem Schnee anzuraten.

#### Salesjoch, 2896 m, Mataunspitze, 2894 m.

Die Pieng mit ihren weißen Flächen hatte es mir angetan. Oft trugen mich meine Bretter in dieses herrliche Hochgebirgstal und selbstverständlich konnte ich es auch nicht unterlassen, einmal bis ganz in den Talhintergrund vorzudringen und dort die Gipfel auf ihre Ersteigbarkeit mit Schiern zu prüfen. Am Silvestertag des Jahres 1917 verließen wir um 7 Uhr Nauders. Beim sogenannten „Heiligen Baum“, zu dem die Nauderer Frauen beten gehen, damit sie Zuben bekommen, betraten wir das Pienger Tal ein Stück oberhalb des Ursangbaches und spurten ihm entlang talein. Ein kleines Wiesel, weiß wie der Schnee, wick uns schleunigst aus und verkroch sich hinter den Steinen, ein Rudel Gemsen querte die Hänge des Weißen Eas, als wir unter der Piengalpe standen. Wir stiegen jedoch nicht zu ihr hinauf, sondern verfolgten das Bachbett weiter bis zur letzten Heuhütte, wo wir eine Viertelstunde Rast hielten, 10 Uhr. In großem Bogen wendet sich nun das Tal nach Süden, links und rechts von ziemlich steilen Hängen begrenzt, während im Talhintergrund die schönsten Schifflächen zu genussreichen Fahrten einladen. Diesen steuerten wir nach unserem Aufbruch zu und gewannen in gleichmäßigem Anstiege immer mehr an Höhe. Nach etwa drei Viertelstunden waren die innersten Mulden erreicht und in steilen Kehren wandten wir unsere Spuren zum Salesjoch aufwärts. Bei Lawinenwetter dürfte dieses letzte Stück nicht ohne Gefahr sein, das sahen wir bald nur zu deutlich, denn als ich gerade wieder so einen Steilhang anschnitt, trachte es ganz verdächtig, so daß ich es für besser hielt, die Bretter abzuschnallen und die letzten 80 m zu Fuß zur Jochhöhe hinaanzuklimmen. Aupperer Fels und Geröll erleichterten die Arbeit. Um 12 Uhr war die Rammschneide gewonnen und der Gipfel erreicht. Ein großartiger Tiefblick hinunter in das Langtauserer Tal, auf den grün schlündernden Langtauserer Ferner, der zur Weißflugel emporzieht, wurde uns zuteil. Bald drängte sich aber uns die Frage auf: „Was nun?“ Sollten wir den Großen Schafkopf angehen und ihn über seinen felsigen Westgrat zu Fuß bezwingen, oder sollten wir der Mataunspitze einen Besuch abstatten, wobei uns die Schier behilflich sein konnten. Heute entschied ich mich für letzteres und den Grat westwärts verfolgend, standen wir schon nach 25 Minuten, ohne viel Schwierigkeiten gefunden zu haben, auf dem Scheitel der Mataunspitze. Dieselbe ist auch vom Klossunger Köpfl

aus, an den Goldseen vorbei, mit Schiern zu erreichen, und auch die Abfahrt auf dieser Route ist ohne Hindernisse durchzuführen. Im oberen Teile bis zum Wald großartig. Wir wählten jedoch das Pienger Tal für die Heimfahrt und bald raffelten die Bretter über den Harzst des Grates dahin, um dann in den Hängen des Salestoches in tiefes Pulver zu tauchen. Die Schussfahrt von der innersten Mulde bis zu den Heuhütten am Bach ist wohl einzig dastehend in den Nauderer Bergen; kein Hindernis stellt sich in den Weg, immer schneller und schneller eilen die Hölzer dahin, Gipfel verschwinden zur Rechten und Linken, neue tauchen auf, in wenigen Minuten ist die Strecke zurückgelegt, die Stunden im Aufstieg gefostet. Noch einen Blick zurück auf die Gipfel der Pieng und talaus gleiten wir, wiederum zurück nach Nauders.

Pienger Köpfl, ca. 2370 m, Ganderbild, 2791 m.

Wenn ich bis jetzt ausgesprochene Schigipfel behandelt habe, so möchte ich jetzt einen Berg noch nennen, der mit Schiern wohl nicht zu erreichen ist: der Ganderbild. Ich glaube aber, aus zwei Gründen ist er berechtigt, hier besprochen zu werden, nämlich wegen seiner ganz hervorragenden Aussicht und weil der größte Teil des Aufstieges, nämlich bis zum Pienger Köpfl, eine herrliche Schitur für sich bildet. Wiederum betreten wir das Piengtal, um ihm einen letzten Abschiedsbefuch zu machen. Bis unter die Alpe sind wir unseren Spuren gefolgt; heute biegen wir rechts ab, steigen zu den Alpkühen der Pieng selbst empor und haben hier schon eine Höhe von 1864 m erreicht, 2 Stunden von Nauders. Eine landschaftlich, wie auch schiffportlich herrliche Mulde, zur Rechten und Linken mit prächtigen Lärchenbäumen bestanden, vermittelt den weiteren Anstieg zum Gaisloch. Ohne eine einzige Kehre ziehen wir die ideale Bahn aufwärts, um dann endlich über einen steilen Hang die oberen Mulden zu erreichen. Wiederum leiten uns schöne Böden weiter, bis wir unter dem Pienger Köpfl stehen und nun in Serpentina den steilen Hang östlich hinaufziehen. Bei gefährlichem Schnee dürfte es geratet sein, hier die Schier abzuschnallen und die 50 m zu Fuß zum Pienger Köpfl zurückzulegen. Auf der Spezialkarte ist diese Höhe nicht verzeichnet noch kartiert, sie bildet die höchste Kuppe im Nordgrat des Ganderbildes. Bis hieher von der Alpe 1½ Stunden. Wir halten kurze Rast und beginnen dann den Aufstieg zum Ganderbild selbst, über den weiteren Nordgrat, der vom Pienger Köpfl direkt zum Gipfel zieht. Über Geröll und hart geneigten Schnee überwinden wir die 300 m leicht und nach einer schwachen Stunde sind wir bei der Gipfelstange angelangt. Kein Lüftchen regt sich, ein herrlicher klarer Tag, wie ihn eben nur der Winter geben kann. Ungehindert schweift das Auge über Gipfel und Täler, Gletscher und Firnen. Wiederum sind es die Öhtaler, die Ortlerriesen und die Berge des Engadins, die da vor uns liegen in ihrer ganzen Schönheit und winterlichen Pracht, während den Vordergrund die dunklen Wände der Klop-paler Spitzen mit ihren jagengekrönten Graten bilden. Der Ganderbild ist eine prächtige Warte und in stiller Andacht staunten wir über des Winters Zauberkraft und Macht.

Was sind Worte, was sind die Farben eines Malers, was die Platten des Photographen gegen die Farben und Formen der Hochgebirgsnatur? Sie lassen sich nicht wiedergeben, nicht beschreiben, nur der, der droben gestanden, droben sie geschaut, der wird sie kennen. Wir rüsten uns zum Abstieg und eilen flott über das Geröll mit Sehnsucht zu unsern geliebten Brettl'n hinab, die uns in wenigen Minuten idealster Fahrt wieder zur Pieng bringen. Nun durch ein kleines bewaldetes Tälichen, gleich westlich der Alpe hinunter zum Bach und talauswärts nach Hause.

Grüne Pleißen, 2714 m, Piz Lad, 2805 m.

Unsere Fahrten haben wir bisher immer in den Öhtaler Vorbergen ausgeführt, alle östlich des Stillebaches, westlich desselben hat wohl der Schi wenig zu suchen.

Ausflüge, die ich zum Schluß erwähnen werde, die jedoch nur kleineren Maßstabes sind, finden sich schon. Der einzige Piz Lad, der gegen Nauders seine schroffe Felsseite zuehrt, läßt sich noch mit Bretteln bezwingen.

Am Vorabend unserer Tour stolperten wir auf der eisigen Straße um 10 Uhr nachts von Nauders nach Reschen, um unseren stolzen Herrn von dieser Seite anzugehen. Die Durchquerung der Hänge vom Gravelat bis in die Sehlalmulde ist, wenn durchführbar, immer ein gefährliches Stückchen. Von der Reschener Seite sind weniger Lawinen zu fürchten, auch die Aufstiegsroute wird wesentlich einfacher. Um 8 Uhr war der Ausbruch von Reschen, und den See überschreitend, stiegen wir einer kleinen Ortschaft, Auf Rojen genannt, 1458 m, zu. Nun hielten wir uns mehr nördlich und gewannen auf guten Heuwegen rasch an Höhe, wobei uns das östliche Köpchen, das mit einigen Birken bestanden ist, und den Ausläufer des Ostgrates der Grünen Pleißen bildet, als Direktionspunkt diente. Unterhalb desselben schnallten wir die Schier an, da die Wege zu Ende waren, und wanden uns in einigen steilen Röhren zu den letzten Bäumen empor. Hier halbe Stunde Rast mit großartigem Ausblick auf die Ostaler, die immer mehr und mehr uns gegenüber zum Vorschein kamen. Ein kleiner Sattel mit einem Kreuz bildet den Übergang in die Sehlal, das ist die Mulde zwischen dem Ostgrat der Grünen Pleißen und dem Piz Lad. Auf ihrer linken Seite, im Sinne des Aufstieges gemeint, steuerten wir der nördlichen der beiden Scharfen zu, die den Verbindungsgrat zwischen Grüner Pleißen und Piz Lad unterbrechen. Das Terrain wurde immer steiler und das letzte Stück recht bedenklich, da der Schnee sehr weich war. In großen Abständen spurten wir so steil als möglich den Hang an, immer gefaßt, bald bergab zu gleiten. Aber er hielt und nach etwa 20 Minuten hatten wir von der innersten Mulde aus die Scharte erreicht. Die Begehung des Hanges, dem man nicht ausweichen kann, wird manches Mal die Erreichung des Steles in Frage stellen, denn bei Lawinewetter wäre hier dringend zur Umkehr zu raten, bei sicherem Schnee ist er aber ziemlich gefahrlos. Um 12 Uhr standen wir auf der Scharte und staketen nun dem Gipfel der Grünen Pleißen über den Grat einen kurzen Besuch ab. Nach einer Viertelstunde waren wir wieder zurück und setzten die Wanderung über den langen, wächselgekrönten Grat gegen Norden zum Gipfel des Piz Lad fort. Schwierigkeiten trafen wir keine mehr, Vorsicht wegen Wächten muß jedoch gewahrt werden, da der ganze Verbindungsgrat gegen die Schweizer Seite in Steilwänden abstürzt. Um 1 Uhr waren wir endlich auf der Spitze. Die photographische Kamera trat in Tätigkeit, um den herrlichen Rundblick, der sich hier unseren Augen darbot, auf die Platte zu bannen. Die ganzen Engadiner Berge, diese sagenumwobenen Hochgestalten, zertriften von hochdurchrauschten Tälern, reihten sich Gipfel an Gipfel, eisgewappnete Könige mit ihrem Gefolge, kühne bizarre Felsgebilde, durchfurcht von Rammen und Schluchten, türmten sich in des Äthers Blau; daneben weiche sanfte Hänge, Wiesen, Almabden und traute Siedelungen der weltentlegenen Engadiner. Neben uns der Piz Rufenna, der Nodenkopf und die Gipfel des Rosentales. Alle hatten wir sie schon mit Bretteln besucht, besonders schön war die Abfahrt vom äußeren Nodenkopf und der äußeren Scharte nach Rojen gewesen. Im Hintergrunde des Tales winkte der Piz Rasch mit seinen Schifflächen, über die wir zur Pforzheimler Hütte in die Sesbenna geglitten waren. Erinnerungen tauchten auf an so manche schöne Fahrt, an so manche schöne Stunde wahrer echter Bergfreude. Im Osten das Felsgewirr der Kloppter Spitzen im herrlichsten Gegenfaze zu den weichen Gletscherbeeten der Ostaler Firngestalten. Im Süden glänzten in leichten Dunst gehüllt die eisigen Hänge des Ortlers, des Cevedale und ihrer Genossen. Zu unserer Rechten Friede, tiefer Friede der freien Schweiz, und dort unten im Süden die Mürser, die den Tod speien aus ihren metallenen Schlingen, hier Ruhe, Einsamkeit der Berge, dort Dröhnen der Geschütze und Rattern der Gewehre. Hier in den freien Friedensstätten Leben, Genuß

und Freude, dort Kampf, Entbehrung, Tod. Das ist die Welt mit ihren Gegensätzen, das das Schicksal mit seinen Launen und Tüden. Nach halbstündigem Aufenthalt rüsteten wir uns zur Abfahrt und steuerten wieder dem Sattel zu, von dem wir aufgestiegen waren. Mit Vorsicht glitten die Hölzer den steilen Hang hinab und badeten sich dann draußen in der Mulde der Sehlata in schönem, weichem Sonnenschnee. Bald kam es jedoch anders, glasharter Harfcht wollte uns die Freude an unserer Tur verderben, doch lange dauerte die Strecke nicht, bei den ersten Bäumen im Walde rauchte das Pulver schon wieder hinter der Spur eines jeden Fahrers. Wir hielten uns deshalb immer in der Waldzone und vermieden die freien Wiesen zu unserer Rechten, so daß wir in glänzender Abfahrt das Tal etwa 10 Minuten nördlich von Reschen erreichten. 3 Uhr 15 Min. rückten wir wieder in Reschen ein, um nach kurzer Rast den bitteren Landstraßenmarsch nach Rauders anzutreten. Schön war die Tur und wenn auch nicht so ganz ohne Gefahr und Mühe, dem Hochturkfen, dem der Piz Lad gefällt, rate ich sie an.

### Gravelat.

Zwei kleinere Schiausflüge möchte ich noch erwähnen, bevor ich meine Ausführungen über die Rauderer Berge befehle, und das wären der Gravelat und der Langboden. Den Gravelat habe ich schon bei der Piz-Lad-Tur genannt, er bildet einen Vorberg auf der Nordseite desselben. Die Spezialkarte hat diesen Namen nicht eingezeichnet und nennt nur die Schweizer Alpe, die oberhalb Strada im Unterengadin liegt, Grava lada. Gravelat nach der Bezeichnung der Einheimischen ist der Kopf über der Rote 2163 und dürfte eine Höhe von etwa 2250 haben. So unansehnlich dieser Mugel auch erscheint, so hat er doch eine sehr hübsche Abfahrt mit fast immer gutem Schnee. Die Aussicht, die er bietet, ist für die kurze Aufstiegszeit hervorragend, besonders der Blick ins Engadin und auf die bis jetzt noch jungfräuliche Nordwand des Piz Lad. Als Aufstiegsroute kommt eigentlich nur die über den Riatschhof in Betracht. Von dort am Waldrand um die Wiesen desselben herum und dem Sommerweg zum Schwarzen See nach (Markierung an den Bäumen) in westlicher Richtung in den Wald hinein. Jedoch nicht ganz bis zum Schwarzen See, sondern südwestlich auf den Sattel, der westlich der Rote 1999, dem sogenannten Muckopf, liegt. Durch eine steile Rinne — im Winter gewöhnlich Heuweg — erreicht man ihn am günstigsten. Nun südlich an mehreren Heupfellen vorbei und dann in Schleifen in die Mulde, die zum Gravelat emporführt. Durch sie hinauf und südlich zum Gipfel. Von Rauders etwa 2 Stunden. Abfahrt auf der Aufstiegsroute bis zum Riatschhof, dort nicht dem Wege nach, sondern über die freien Wiesen hinab zum Stillebach, der auf einer Brücke einige Minuten nördlich des Schlosses Raudersberg überseht wird. Abfahrtszeit vom Gravelat bis Rauders eine leichte halbe Stunde.

### Langboden.

Ein Ausläufer des Seleskopfes gegen Süden. Im „Schiführer durch die Münster-taler“ von Berger wird er Rishmais genannt, die Einheimischen heißen ihn Langboden. Er zieht sich in südlicher Richtung vom Seleskopf in mäßig geneigten Hängen zum Sattel der Norbertshöhe nieder und ist als Schiausflug nur bei gutem Schnee zu empfehlen; doch bietet er einen herrlichen Rundblick, sowohl auf unsere Rauderer Schilberge, als auch gegen das Engadin. Von Rauders hinunter zur Lochmühle und zum Sattel der Norbertshöhe, dann nördlich auf markiertem Wege am Waldrand vor und zu einem Heustadel. Darauf etwa 10 Minuten durch den Wald steil aufwärts, um dann auf freies Gelände zu gelangen und nun zwischen Baumstrüngen durch zur Rammhöhe empor. Selten schön ist der Tiefblick über die 600 m hohe, fast senkrechte Westwand (Rishmaiswand genannt) zum Inn und auf die Schweizer Sam-

naunstraße. Dieser Blick allein schon lohnt den ganzen Ausflug. Aufstiegszeit von Rauders etwa 1 Stunde. Abfahrt auf der Aufstiegsroute bei gutem Schnee sehr hübsch.

Ich bin zu Ende; wohl manches wäre noch zu erwähnen von diesen reichen, prächtigen Bergen, die wie geschaffen sind für die flinken Hölzer, doch wollte ich absichtlich nur in groben Umrissen das Schönste nennen, ist es doch viel reizvoller, an Hand kurzer Weisungen in eine Gruppe einzudringen und selbst auf eigene Faust zu entdecken, die Wege sich zu bahnen, selbst zu suchen und zu finden. Die Münstertaler, kurz das ganze Gebiet in Westtirol und der angrenzenden Schweiz sind heute noch dem Schifporte ein ziemlich unbekanntes Land; erst vor kurzem sind unsere Schipioniere in die Sesvnenalpe und ins Samnaun eingedrungen und haben dort so hervorragende Schibahnen angetroffen. Allerdings, einfach sind die Fahrten in diesen einsamen, wilden Bergen nicht. Lange Anmärsche, Unterkunftsschwierigkeiten erschweren die Aufgaben sehr, weshalb auch unbedingt Bergerfahrung und alpines Können erforderlich sind. Der Hochtourist wird sich aber bald zurecht gefunden haben, er kennt ja die Läden der Berge und bald wird er sich wohl fühlen, denn hier ist er allein, alleiniger Herr über alle Gipfel. Tage kann er wandern, ohne jemanden zu begegnen, kein Mensch hindert ihn an seinen Plänen. Mögen diese Berge auch bleiben, was sie heute noch sind, still und einsam, eine Zufluchtsstätte nur dem ernstesten Wanderer, der in reiner Freude, in Bewunderung und Andacht seine Spuren durch das tiefe Pulver zieht! Dann können wir uns doppelt freuen, wieder ein neues Land gefunden zu haben, das dann aber auch uns gehört, wo uns niemand stört, nicht wie es sonst so oft ergangen, daß die von uns entdeckten Berge der bunte Schwarm uns Bergsteigern verleidet.

